

Wiener Stadt-Bibliothek.

T 17483/3 A

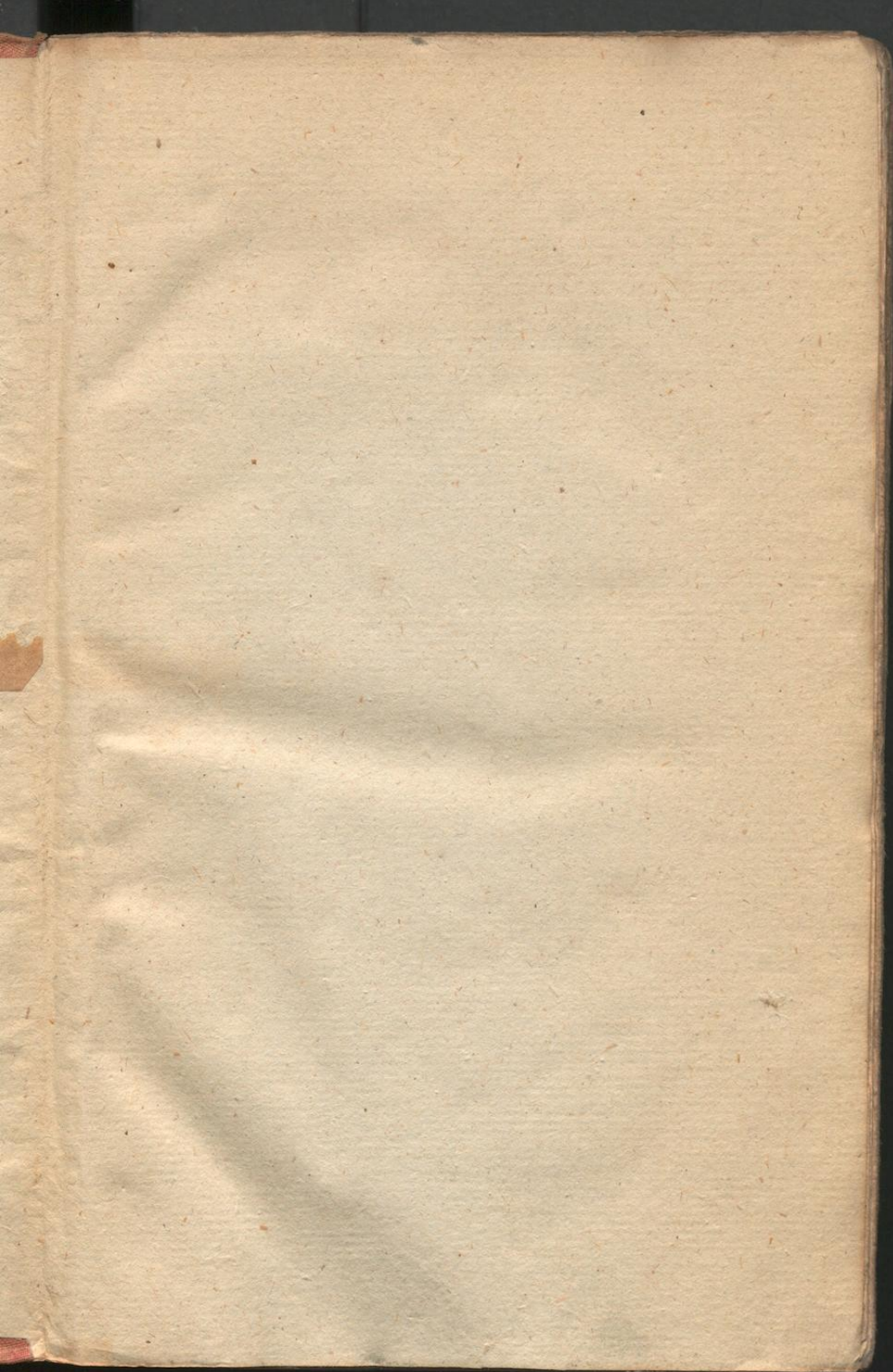
2997

$DN \frac{3}{5}$

$DN \frac{3}{3}$

0

0



5460





Die
Haushaltung der Menschen
unter
allen Himmelsstrichen.

Eine
Galerie von Darstellungen
der
merkwürdigsten menschlichen Wohnplätze,
Gebrauche, Arbeiten und Sitten,
aus
allen fünf Welttheilen.

Von
Karl Lang.

Dritter Band.

Mit sechszehn Kupfertafeln.

Wien,
gedruckt bey Anton Strauß.



Die Tagalen

auf der Insel Manila.

Taf. I. 1. 2.

Eine große Anzahl von Inseln, welche sich vom 9ten bis zum 19ten Grade nördlicher Breite erstrecken, begreift der Erdbeschreiber unter dem Namen der philippinischen. Es sind wohl fünfzehnhundert, und Manila, oder Luzon, ist die größte darunter. In den Zeiten der Kraft des spanischen Volkes zur See, rüstete König Philipp II. Schiffe aus, welche Besitz von diesen Inseln nahmen. Die Ureinwohner wurden damals von vielen kleinen Fürsten, Stammshäuptern, Ältesten regiert; sie standen noch auf der untersten Stufe der Ausbildung, sich einzig mit den Gaben der Natur, welche sie in freywilligen Erzeugnissen des Bodens, in den Thieren des Waldes, und in den Seeeschöpfen darbot, begnügend.

Einladender für europäische Habsucht giebt es nicht leicht einen Erdstrich, als diese Inselgruppe, und besonders die Insel Luzon, oder Manila, die mit den schönsten Lagen des Erdbodens um den Vorzug streiten kann. Wenn wir ein Land das irdische Paradies zu nennen pflegen, wo sich die ganze

gen, vor Krokodillen und großen gefährlichen Eidechsenarten in Acht nehmen muß, welche auch hier, wie in vielen Gegenden Asiens und Afrika's, leben, so ernährt dagegen das Land auch große Rindviehheerden, wilde und zahme Schweine, mehrere Hirsch- und Reh-Gattungen, Pferde, Schafe, deren reichliche Anzahl theils die Nahrungsquellen vermehrt, theils den Aufenthalt bequemer macht. Die Waldungen sind der Aufenthalt der schönsten Vogelarten, die nicht nur durch ihr herrliches Gefieder das Auge entzücken, sondern auch als Jagdbeuten genossen werden. An den Seen und am Meerestade zeigen sich viele Zugvögel, welchen der gierige Bewohner auf lauert, und sich damit sättiget, und vor allem andern sind die Bäche, Flüsse, und das benachbarte Meer überaus reich an wohlschmeckenden Fischen, und andern Wasserthieren. Tief auf dem Grunde findet der Taucher köstliche Perlen-Muscheln, die mit zu den schönsten gerechnet werden.

Manila oder Luzon gehört, der Ungemächlichkeit ungeachtet, welche auch hier an den Genuß der reichen Naturgeschenke geknüpft sind, zu den herrlichsten Ländern des Erdbodens, und wenn die Bewohner dieser Insel, wie der Philippinen überhaupt, nicht auch zu den glücklichsten gehören, so ist nicht ihrem Wohnort, sondern ihrer bürgerlichen und moralischen Verfassung die Schuld bezumessen. Und so ist es auch in der That. Unter dem Drucke spanischer Beamten und Kaufleute, die nur Goldburch hieher lockt, unter dem noch entehrenderen Joche

Scheinheiliger Priester und Mönche gedeiht die Blume des reinen Lebensgenusses nie: man findet daher kein Land, wo, aller Einladungen zur weisen Freude ungeachtet, so wenige wahrhaft glückliche Menschen wohnen. Die Zahl der Einwohner der Insel mag sich nahe auf eine Million belaufen; die Hauptstadt Manila selbst hat wohl acht und dreyßigtausend Bewohner; die Erde verlangt geringe Pflege, um zehnfach und hundertfältig zu lohnen; der beste Reis, Roggen, Weizen, das ergiebigste Zuckerrohr, die schönsten Zitronen, Pommeranzen, Feigen, Granaten, viele Palmenarten, Gewürzbäume, Brodfruchtbäume, edle Früchte und Holzarten gedeihen freywillig, und würden achtsamen fleißigen Händen sehr reichlich lohnen, andern Gegenden würde der dortige Ueberfluß mit Gewinn zugeführt werden können; aber alles dieß sind zu geringe Reizungen in einem Lande, wo der Erzbischof und seine Gehülfen, in Verein mit der weltlichen Regierung, die den Zwangsstab mächtig schwingt, jede emporstrebende Geisteskraft vor der Entwicklung erstickt, und alle Betriebsamkeit zerstört, Gebete, Prozessionen; Bußübungen, u. d. gl. beeinträchtigen die edle Zeit, Scheinheiligkeit untergräbt das Familienwohl, und die sogenannte kirchliche Gewalt nimmt sogar zu offenbaren Eingriffen in die Menschenrechte ihre Zuflucht, wenn sie von denen, die sich der Gunst ihrer Verwalter durch Bestechungen versichert haben, gehörig angesprochen wird.

Gefällt einem solchen Rechtgläubigen z. B. die Tochter eines andern minder begünstigten, und be-

geht er sie zur Ehe, oft wenn sie noch die Jahre der Mannbarkeit kaum erreicht hat, und die Aeltern weisen ihn, aus noch so guten Gründen, von der Hand, so kommt, auf sein Gesuch, der Erzbischof, von Geistlichen umringt, unversehens in das älterliche Haus der Jungfrau, und holt sie mit Gewalt, um sie jenem zu übergeben.

„Die Einwohner der Insel Luzon oder Manila sind so unglücklich, sagt Perouse, ein Mann von anerkanntem Beobachtungsgeist, daß ich, ungeachtet Todesstrafe auf dem Versuche auszuwandern steht, in einem Tage mehr als zweyhundert Matrosen hätte finden können, wenn ich deren für meine Schiffe benötigt gewesen wäre. Diese armen Leute, fährt er fort, stehen den Europäern in keiner Hinsicht nach: sie bauen das Land verständig, sind gute Zimmerleute, Tischler, Schmiede, Goldarbeiter. Weber, Maurer, dabey gastfreundschaftlich, gutmüthig, gesprächig: nur durch das Beyspiel und durch die abscheulichsten Bedrückungen ihrer Zwingherrs werden sie zu Lücken, Lastern und zur Trägheit verleitet.“

Nicht über alle Bewohner der philippinischen Inseln hat sich der eiserne Scepter spanischer Statthalter ausbreiten können; wenig über den dritten Theil sind unterjocht, die übrigen haben theils die eben fruchtbaren Inseltheile, theils auch die größeren Inseln ganz ihren Siegern überlassen; und in diesem Fall die entfernteren, kleinen Inseln besetzt, in jenem sich in die rauheren, und, für verwöhnte Spanier wenigstens, fast unzugänglichen Felsenthäler zurückgezogen.

Es sind Schwarze, Igalotten, welche bey getrockneten Wurzeln und bey der Beute der Jagd, die niemand in ihren heimischen Gebirgen beschränkt, bey der Wohnung in Höhlen, alten Baumstämmen und höchst elenden Hütten, bey Mangel an Kleidung, die Freyheit allein für das höchste Gut halten, und sie der Gemächlichkeit und dem bequemeren Leben in den Niederlassungen der Spanier weit vorziehen. In einer kurzen Schürze von Bast besteht ihre ganze Bekleidung, Bogen und Pfeile von der einfachsten Art sind ihre Waffen, und der Ungleichheit derselben gegen die Waffenkraft der Spanier ungeachtet, fallen sie dennoch oft aus ihren felsigen Schlupfwinkeln über die Spanier und ihre Angehörigen her, verheeren ihre Felder, verbrennen ihre Dorfschaften, morden, plündern und schleppen in die Slaverey, was sie lebendig erhaschen. Andre überraschen die Ungewarnten in Booten, und die Schwäche der spanischen Schutzanstalten, und der häufige Sieg, den sie erlangen, machen sie oft so frech, daß sie selbst bewaffnete Fahrzeuge, welche an den Küsten von Manila segeln, im Angesicht des Seehafens angreifen, und bey gutem Erfolge Gefangne wegschleppen.

In den Niederlassungen der Spanier wohnt buntgemischtes Volk, an Farbe, Kleidung, Sitten und Gewohnheiten sehr verschieden. Chinesen, Japaner, Bissayer, Peruaner, Mexikaner, Kreolen, Westigen, Mulatten, Sangleien; Gewinnsucht treibt diese Leuten hier zusammen, sie suchen sie unter Mitwirkung der Landesbeherrscher auf alle mögliche Art zu befreie-

digen, und einer hintergeht den andern. Vor allen zeichnen sich die Tagalen, Nachkommen der Ureinwohner, welche sich der spanischen Herrschaft unterworfen haben, durch bedeutende Eigenthümlichkeiten aus. Es sind kräftige Leute, nervenstark, von mittlerer Größe, olivengeltb, haben eingedrückte Nasen, größtentheils wenigstens, und allgemein sehr sprechende, feurige Augen; die Männer sind bartlos, zwar nicht von Natur, aber mühsam raufen sie sich jedes Härchen aus, sobald sich solche zeigen.

Ihre Kleidung besteht in einem Hemde mit weiten Ärmeln, daß aus Seide- oder Baumwollen-Zeug gemacht ist; darüber wird eine dunkelfarbige, oft schwarze Weste mit Ärmeln getragen. Den Unterleib bedecken die Mannspersonen durch weite, kurze, meistens gestreifte, oder auch dunkelfarbige Schifferhosen. Beine und Füße bleiben ohne Verhüllung; man geht größtentheils baarfuß, oder nur in gestickten Pantoffeln, die so kurz sind, daß sie kaum die Zehen bedecken. Um Hals und Kopf werden feine, bunte, auch gestickte Tücher gebunden, darüber trägt der Mann einen farbigen runden Hut. Die Kleidung der Frauen ist einfach, und nicht häßlich; das seidne, oder fein-baumwollene Hemde schließt genau an, ohne den Leib zu pressen; darüber wird ein faltenreicher Rock getragen, den ein Gürtel festhält, von welchem ein leichtes, einer Schürze ähnliches, Stück Zeug bis auf die Knie herab hängt. Gewöhnlich ist dieses Kleidungsstück, so wie ein feines Ueberkleid

mit Aermeln, gestreift. Die Befegung besteht aus bun-
ter Stickerey, die oft zierlich genug angeordnet ist. Den
Haaren weiß die Frau des Tagalen ein schmuckloses
Ansehen zu geben, das sie ziert: sie läßt es in Locken
über die Schulter und Brust herabhängen, oder sie
windet es in langen Zöpfen auf, daß ein Kranz dar-
aus wird, den sie durch eingesteckte goldne Nadeln fest-
hält. Auch sie ist ohne Strümpfe und Schuhe, aber statt
der leßtern bedeckt sie die Füße mit Pantoffeln, die
kaum über die Behen reichen, und reich gestickt sind.

Die Tagalinnen lieben schimmernden Puz; wenn
es ihre Umstände erlauben, wird nicht nur Hals und
Brust mit goldnen Ketten behängt, sondern auch je-
der Finger mit mehreren goldnen Ringen besteckt,
Dadurch suchen sie vorzüglich zu schimmern. Der Ta-
gale kauft seine Frau selten für Geld, sondern durch
Dienste, die er der jungen Frau Vater leistet. Er
beherrscht sie, undbürdet ihr, zur Arbeit selbst sehr
träge, so viel möglich alle Lasten auf, sich mit Spie-
lereyen die Tage verkürzend. Ohne den Andrang
der Noth rührt kein Tagale Hand oder Fuß zur Ar-
beit, und sind die ersten Bedürfnisse befriedigt, und
es bleibt noch etwas übrig, so verwendet er es zu
allerley Kurzweil. Keine Menschenrace hat so ent-
schiedene Fähigkeit nachzuahmen, und größern Hang,
diese Fähigkeit anzuwenden, als diese. Der Tagale
zeichnet, malt, singt, spielt Comödien, Tragödien,
verschiedene Instrumente, und sucht alles hervor, um
sich und andre zu belustigen. Aber seine Zeichnung

gen sind elend, seine Gemälde erbärmlich, und sein Gesang kann für gebildete Menschen durchaus nicht erträglich seyn. Ueber seine Trauerspiele, worin mehrere Tagalen ihre Kunst auf öffentlichen Plätzen in der Stadt Manila auf eignen Schaubühnen zeigen, Trauerspiele, die in Versen verfaßt sind, und drey auf einander folgende Tage dauern, würden wir mehr als über manches deutsche Lustspiel lachen müssen.

Sie sind es, welche öffentliche Hahnengefechte geben, wozu sie die Kämpfer abrichten; aber am sonderbarsten sind die Drachenkriege, welche sie den Bewohnern von Manila zur Lust veranstalten, Wetten gen oft von Bedeutung veranlassen, und ihren Sinn an kindischem Kurzweil dadurch bezeugen. Die ganze Stadt läuft zusammen, und gafft, jubelt und lärmt, mit der nähmlichen Theilnahme, die der Spanier seinen Stiergefechten widmet. Große Drachen von Papier, zierlich ausgeschmückt, werden erst feyerlich umher getragen, und nun an sehr langen Fäden hoch in die Luft gelassen. Die Führer dieser Knabenspielwerke wissen durch geübte Bewegung der Fäden ihren Drachen eine solche Richtung zu geben, daß sie, einem lebenden Geschöpfe ähnlich, andre Drachen hoch in der Luft angreifen, und sich der Ueberwundenen bemächtigen. Die Führer verstehen ändern Drachen, mit welchen die ihrigen kämpfen, den Wind zu entziehen, so daß sie herabstürzen, oder sie verwickeln die Fäden, wodurch der Sieg erleichtert wird.

Mit dergleichen Spielen verbringen die Tagalen gern ihre Zeit, schon mit der eignen Belustigung zufrieden, wenn sie auch wenig Geld für ihre Mühe bekommen. Sie bekennen sich zur Christuslehre, von den spanischen Bekehrungslustigen Mönchen durch Versprechungen und Drohungen dazu vermocht, sich taufen zu lassen; aber auf Veredlung hat dieß bey den Tagalen keinen Einfluß. Ihre ganze Religion besteht in äußeren Andachtsbezeugungen, in Prozessionen, unverständlichen Gebetsformeln; der innere Mensch gewinnt dabey nichts. Nur die überwiegende Gewalt der Spanier in dieser Weltgegend erhält diese Menschen dem Christenthum: sie werden für jede Uebertretung gottesdienstlicher Vorschriften mit Ruthen gepeitscht, und schleppen in der Osterwoche zur Büßung der Sünden Kreuze und Ketten, die fast kaum zu tragen sind, und deren Last sie noch dadurch erschweren, daß sie Füße und Lenden mit großen Dornbüscheln umwickeln. Im Herzen hägen sie den tödtlichsten Haß gegen ihre Unterdrücker, deren Besserspiel selbst sie zu jeder Niederträchtigkeit leitet, und glauben nicht Unrecht zu thun, wenn sie im Handel und Gewerbe die schändlichsten Betrügereyen ausüben.

Ihre Wohnungen sind leichte Hütten, von Bambusrohr erbaut, mit Blättern oder Schilf gedeckt; sie stehen auf Pfählen, ungefähr vier Fuß über der Erde, und haben niedrige Einfassungen von Bambusrohr. Dergleichen Hütten sehen einem Vogelbauer, dessen Stäbe in Zwischenräumen aufgestellt sind, ähnlich. Statt der Treppe bedient man sich einer Leiter, um in

die Hütten zu kommen, und der Eigner zieht diese nach, wenn sein Haus geschlossen seyn soll. Ein solches Haus wiegt vielleicht nicht über zweyhundert Pfund, und ist schnell erbaut.

Durch die Annahme der christlichen Religion sind diese Afiaten von ihren ehemaligen Eigenthümlichkeiten in Sitten und Gebräuchen größtentheils entfernt worden, wenigstens dem äußern Scheine nach, und ihre äußerst strengen geistlichen Aufseher sind sehr dafür besorgt, daß sie sich, ebenfalls nur im Aeußern, ganz wie Christen betragen müssen. Ihre Kinder besuchen die Schulen, wo sie aber, statt vernünftigen Unterrichts zu erhalten, und Grundsätze der Tugend einzusammeln, in dem allertrübsten, dichtesten Aberglauben bestärkt, und, von schlechten Beyspielen ihrer Geistlichen selbst noch mehr verdorben, recht eigentlich zu elenden, gegen Tugend und Recht gleichgültigen Menschen gebildet werden, deren Leben ohne Kraft und Thätigkeit, besetzt durch verächtlichen Sklavensinn, elend hinschleicht. Wie traurig ist die Bemerkung, daß, durch die Schuld der Landesbeherrscher, die christliche Religion hier ihren wohlthätigen Endzweck, Menschen zu beglücken, bey diesen Neubekehrten, auf den philippinischen Inseln, nicht erreiche, und daß solche vielmehr dazu beytrage, diese Völker täglich tiefer zu stürzen, und unglücklicher zu machen.

Die spanischen Colonisten in Conception.

T a f. II. 3. 4.

Unter den weiten Landstrecken des südlichen Amerika, welche das spanische Vicekönigreich Peru bilden, ist Chili bey weitem der fruchtbarste, und darin die Stadt Conception eine von den vorzüglichsten. Ich folge den Nachrichten der neuesten Reisenden, welche den westlichgelegenen Theil von Chili, worin diese Stadt liegt, das fruchtbarste Land auf der Erde nennen. Das Getreide, sagen sie, trägt sechzigfältig; der Weinstock ist in gleichem Verhältniß ergiebig; zahllose Heerden weiden die köstlichsten Kräuter ab, vermehren sich sehr stark, und bedürfen keiner andern Wartung, als des Eintreibens in ihre Umzäunungen, wenn es Abend wird, oder wenn die Kühe den Milchtribut des Tages geben sollen. Für $\frac{3}{4}$ von einem Piafter kauft man einen Hammel, für acht Piafter einen fetten Ochsen; aber auch um so geringen Preis wird dergleichen Waare oft vergeblich feil gebothen; und Tausende werden alljährlich getödtet, wovon der Eigenthümer nichts als den Talg und die Häute benützt. Zum Gebrauch der Seefahrer, welche jene Küste besuchen, wird etwas Fleisch geräuchert.

Die Luft ist sehr gesund, durch Seewinde gekühlt; mäßige Menschen, welche sich keinen Ausschweifungen hingeben, erreichen dort ein hohes Alter, und hundertjährige Greise gehören in Conception nicht zu den Seltenheiten. Wenn, unter einer Verfassung, welche auf das Land selbst besser berechnet wäre, als seine gegenwärtige, dieses so angebaut und benutzt würde, wie es in europäischen Staaten geschieht, wo der Fleiß des Ackermanns und Winzers durch keine Verbote beschränkt wird, so könnten die Naturerzeugnisse von Chili halb Europa ernähren; die Wolle seiner Schafe müßte für den größten Theil der Manufakturen in England und Frankreich hinreichen können, und Chili das reichste Land werden. Allein es fehlt Aufmunterung; nur bey weiser Freyheit hebt sich der Unternehmungsgeist, und wo Strafgesetze die Benutzung der Landes- und Fleiß-Produkte stören, oder unmöglich machen, da bleiben die Kräfte unangewendet, und jeder hat mehr nicht zu thun, als für sich selbst zu sorgen. In einem Lande, wie Chili, ist dieß nicht schwer. Der Ueberfluß an Landserzeugnissen ist dort außerordentlich groß und mannigfaltig. Außer den schönsten Getreidearten, unter denen sich eine eigne Art Roggen, *Magu*, und eine Gerstenart, *Tufa*, auszeichnen, liefert der Boden Reis, Mais, Zucker, Cacao, Vanille, Del, Baumwolle, die herrlichsten Obstarten der südlichen Erdgegenden, deren Wohlgeschmack ausgezeichnet, und sehr erquickend ist. Alles gedeiht dort in großer Vollkommenheit; es giebt Erdbeeren von der Größe einer italienischen Wallnuß, u. s. w.





Der zahllosen Heerden gedachte ich bereits oben, und reicher noch sind Seen, Flüsse und Meerküsten an den schönsten Fischgattungen. Es fehlen nur Menschen, wie ehemals, vor der Entdeckung von Amerika, um wieder, wie damals, das Land auf einen hohen Grad der Cultur zu bringen. Aber diese werden noch lange fehlen. Da das Land reich an Gold ist, das nur aus den Flüssen gewaschen wird, und wobey der Arbeiter bey einigen Stunden Aufmerksamkeit leicht 18 Gr. verdient, da überdieß die gemeinen Lebensbedürfnisse so wenig Geldwerth haben, und so viel Land, als zur Ernährung einer Familie erforderlich ist, nur die Bearbeitung von wenigen Tagen erfordert, und durch die höchstbeschränkte Handelsfreyheit die Möglichkeit genommen ist, den Ueberfluß zu verwerthen, so bleiben ungeheuer große, fürchtbare Landstriche ohne Bau, und nur nahe den Städten, Dörfern und Höfen erscheint das Land bebaut, und zeigt seinen Reichtum.

Eigentlichen Winter kennt der Bewohner von Chili nicht, statt dessen treten Regentage ein, die aber in mehreren Gegenden auch noch mit sehr heitern abwechseln. In der Gegend der Hauptstadt fällt nie Regen; durch den Thau des Himmels wird dort allein die Erde erfrischt, und nur einzelne trübe Tage bezeichnen dort zwischen unsrem May und October das, was wir Winter nennen. Diese herrliche Beschaffenheit des Clima verliert an ihren Reizen bey der Betrachtung, daß häufige Erderschütterungen diese Ge-

genden verwüsten, und mehrere feuerspeyende Berge sie bedrohen. Beyde Naturschrecken haben schon oft tausende der Bewohner hinweggerafft, ihre Hütten, ihre Fluren, ihre Heerden zerstört. So wurde schon öfter die Hauptstadt, so die Stadt Conception, deren Bewohner die Tafel II. darstellt, zertrümmert. Vergebens suchten diese die neueren Seefahrer auf ihrem alten Standpunkte an der Meeresküste; ein Erdbeben hat sie in der Mitte des verwichnen Jahrhunderts verschlungen. Wer von den Bewohnern dem Untergang entkam, floh tiefer in das Land, und durch den Zusammenfluß mehrerer Geretteten entstand 1763 eine neue Stadt, drey französische Meilen vom Meerufer entfernt, am Biobiosflusse, die noch jetzt blüht, und einen bedeutenden Raum einnimmt. Um von wiederholten Erderschütterungen weniger gefährdet zu seyn, wurden in der neuen Stadt nur Gebäude von einem Stock aufgeführt, die, besonders bey gemeinen Leuten, geringe Kunst erfordern. Das Ganze besteht aus einem schlecht gearbeiteten Gestelle von Holz, mit Lehm beworfen, dem die nackte Erde zum Boden dient, und das im Innern eben so wenig Bequemlichkeit zeigt, als äußere Schönheit. Ein schmutziger Tisch, ein paar schlechte Stühle, ein elendes Bett sind meistens der ganze Meubelvorrath eines solchen Hauses: aber eigen ist die Sitte, nach welcher der Beobachter selbst in der elendesten Hütte Geräthschaften und Gefäße von Silber findet, die im täglichen Gebrauche sind. In diesen Besitz silberner Gefäße setzen die Colonisten in Chili einen großen Werth, und wohlhabende Leute,

die davon ganze Servise haben, arden in dieser Mode gemeiniglich aus.

Diese Colonisten, spanischer Abkunft, gehören mit zu den schlechtesten Menschen, die man finden kann. Sie, und ihre Frauen sind zu jeder Niederträchtigkeit feil, höchst abergläubisch, verzärtelt, faul, und schwelgerisch; ihre Trägheit geht weit. Es ist, sagt Perouse, der Conception auf seiner Reise um die Welt besuchte, ein elendes, ausgeartetes Geschlecht, mit Indianern vermischt. Eine ungeheure Anzahl von Mönchen, wovon jene Gegenden, überschwemmt sind, Menschen, die von den Gesetzen zum Nichtsthun berechtigt werden, trägt dazu bey, gute Grundsätze und Sitten mehr und mehr zu verdrängen; ihre Unverschämtheit, sagt ebenfalls Perouse, geht über allen Ausdruck. Sie genießen hier eine Freyheit, die ihnen in andern Ländern versagt wird, und mißbrauchen solche auf die schändlichste Art: ihr Beruf ist, Christusreligion unter den Horden von Ureinwohnern zu verbreiten, Unterricht zu ertheilen, die Bildung der Colonisten und der Neubekehrten zu befördern, aber weit entfernt, diesem edlen Endzweck zu entsprechen, berauben sie den Unbeschützten, zwingen die von ihren Lehrvorträgen endlich gewonnenen Indianer zu harten Arbeiten, und fröhnen den schändlichsten Lüsteu. Die fruchtbarste, glücklichste Lage des Landes kann bey den Mängeln in der Erziehung, bey den absichtlich gestörten Fortschritten der Cultur, und bey dem Druck und Drang der Vorgesetzten das Glück seiner

Bewohner nicht so befördern, wie es seyn sollte, und bey anderer Verfassung seyn würde.

Die Kleidung des ärmern Theils der Colonisten ist so, wie Armuth sie zuläßt: jeder bedeckt sich mit dem, was er anschaffen kann, und begnügt sich auch mit allem, was die Blöße deckt, denn der Ankauf neuer, aus Europa eingeführter Waaren, ist wegen des hohen Preises derselben, sehr schwer. Nicht so der Wohlhabendere und Reiche: er wendet viel auf Puz, und geht bunt einher in seidne und goldne Stoffe gehüllt. Taf. II. versinnlicht die Kleidertracht dieser vornehmeren Colonistenklasse. Die der Männer erklärt sich selbst, über die Kleidung der Frauen und Mädchen muß ich einige erklärende Bemerkungen hinzufügen. Ein ungeheurer Faltenrock ist ein Hauptstück dieser Kleidung, zugleich ein theures Erbstück. Er besteht aus reichen Gold- und Silberstoffen, wie sie sonst in Lyon verfertigt wurden, und erhält sich sehr lange in den Familien. Seit Jahrhunderten hat die Mode an dieser sonderbaren Tracht nichts geändert. Dieser schwere, faltenreiche Rock reicht kaum bis auf die Wade, und umgibt den Leib, wie eine Glocke. In seinen bunten Farben, worein Gold und Silber reichlich gemischt ist, passen die seltsamen Strümpfe, roth, weiß, blau, grün gestreift, und das Widerliche und Thörichte des ganzen Anzugs vollenden die unsörmlichen Schuhe, welche die Behen auf eine schädliche Weise drücken, und dadurch den Fuß nicht weniger entstellen, als die me-

fallenen Schuhe der Chinesinnen. Unten sind Spitzen oder Stelzen angebracht, welche der Dame ein größeres Maas geben. Die Haare sind ungepudert, aber vorn hoch aufgesteckt, mit Blumen verschlungen; hinten hängen sie in künstlichen Locken lang herab. Die Ohren, worin goldne Ringe getragen werden, sind mit dicken Haarwulsten bedeckt. Auch das Corset, welches knapp anliegt, ist meistens aus Gold- oder Silberstoff; zwey kleine Mäntel werden darüber geworfen, der eine von streifigtem Muslin, der andre von buntgefärbter Wolle. Beym Ausgehen wird dieser letztere Mantel um den Kopf gewunden, und dieser dadurch gleichsam verhüllt. Im Zimmer, wo dergleichen Damen sich selten ernstlich beschäftigen, und mit Plaudern und Spielen ihre Zeit abkürzen, werden diese Mäntel nachlässig über den Schoos hingelegt, und auf mancherley Weise bald so, bald anders gerückt. Fremde loben das Höfliche, einnehmende Betragen der Weiber von Stand in Conception, welches diese von der Frechheit gemeiner Colonisten-Weiber und Mädchen sehr weit und wohl zu unterscheiden wissen. Ueberhaupt macht der eigentliche Spanier von Bedeutung, der an der Regierung des Landes Theil nimmt, oder den Handel und Erwerbslust aus seinem Vaterlande nach Conception geführt haben, eine ehrenvolle Ausnahme gegen die verdorbne, elende Masse der gewöhnlichen Colonisten; er ist höflich, zuvorkommend, gastfrey, und bemüht, den Fremden, der die Gegend besucht, auf alle Art und Weise zu unterhalten; es werden große Gesell-

schaften veranstaltet, Bälle gegeben, und Ueberfluß und Wohlstand zeigen sich überall. Auch baut der Vornehme und Reichere ein bequemerer Haus, als jene armselige Masse von Menschen, deren ich oben gedachte; es ist zwar aus dem angeführten Grunde nur ein Stockwerk hoch, aber so angeordnet, daß ein ziemlich geräumiger Hof davon eingeschlossen wird. Die Seite nach der Straße zu, ist meistens nur Mauer mit der Eingangsthüre, und erst in dem Hintergrunde des Hofes steht das eigentliche Wohngebäude. Die Zimmer sind geräumig und so angelegt, daß sie Kühlung gewähren; aber Reinlichkeit, Vorrath an schönen Meublen und andre Gegenstände, worin der Europäer Werth setzt, scheinen auch selbst bey vornehmen Bewohnern von Conception nicht zur Hauptsache zu gehören. Mehrere Reisende haben bemerkt, daß es den spanischen Colonisten in Chili durchaus nicht an Anlage fehle, um in der Ausbildung schnelle Fortschritte zu machen; aber die Erziehung ist höchst mangelhaft. Selbst vornehme Frauenzimmer, sogar die meisten, können weder schreiben noch lesen, und doch begreifen sie sehr leicht. Alle tanzen und lieben den Tanz leidenschaftlich, und jede spielt irgend ein Instrument, Clavier, Violine, Harfe, Flöte. Concerte sind daher sehr leicht angeordnet, es wird nicht leicht eine Frauenzimmersgesellschaft dort bestehen, ohne daß musikalische Uebungen als Unterhaltungsmittel in Anspruch genommen würden. Was nicht belustigt, scheint diesem verzärtelten Geschlechte in Conception, im spanischen Amerika überhaupt, lästig und unter

bleibt. Selbst der Mann, der für geschäftig gilt, ist es keineswegs in Vergleichung mit dem Geschäftsmann andrer Länder. Von drey Uhr Nachmittags bis sechs Uhr des Abends sind alle Kaufläden zu, alle Geschäfte stocken, und die Straßen sind wie ausgestorben; mit dem Abend erwacht alles mit neuem Leben, und jeder eilt nun sich so gut er kann, zu ergötzen, als könnte er mit Recht Lohn für die saure Arbeit fordern. Nicht das ganze Jahr über ist die Hitze der Tageszeit Ursache an dieser allgemeinen Ruhe; den an sich trägen Menschen wird diese Lust am Müßigseyn zur Gewohnheit, der sie sich überlassen, auch wenn jene Ursache wegfällt.

Um die Besitzungen der Spanier her wohnen, theils näher, theils entfernter, die Ueberreste der Urbewohner des Landes, die unglücklichen Nachkommen der sonst glücklichen, väterlich geleiteten Unterthanen der Incas. Ihre Vordätern waren bey aller Einfachheit der Sitten, gebildete, arbeitssame, thätige Menschen; die jetztigen sind ohne Muth, ohne Nachdenken, ohne Kraft, in dumpfe Gleichgültigkeit versunken. Sie haben keinen Sinn für Ehre oder Schande, die drückendste Behandlung erweckt sie eben so wenig aus dieser Stumpfheit, als Lohn und Lob. Sie sind so träge, daß sie, sobald der Aufseher die Blicke abwendet, Spade und Grabstreich liegen lassen, und die Hände ruhig in den Schoos legen. Sie bauen eine kleine Hütte von Rohr mit Baumzweigen und Moos bedeckt, kleiden sich ärmlich, und vernachlässigen Keilichkeit und Putz. Ihre Schlafstellen auf bloßer Er-

de sind mit rohen Schaffellen bedeckt; ihre Speise besteht größtentheils in Kräutern und türkischem Weizen, auch genießen sie die Milch von ihren Heerden. Um sich in Gesellschaft zu belustigen, versfertigen sie berauschen- des Getränke, laden ihre Bekannte, und trinken, und tanzen, bey Trommel und Pfeife so lange, bis sie vor Ermattung zu Boden sinken. Darin besteht noch ihre einzige Freude. Durch die entehrende Behandlung der Spanier, die schon seit Jahrhunderten dauert, sind diese sonst so gebildeten Völker bis zum Thiere herabgesunken. Sie haben sich taufen lassen, und heißen Christen; aber ihr ganzes Christenthum besteht darin, daß sie wöchentlich einigemal in die Kirche kommen, sich mit Weihwasser besprengen, und das Kreuz schlagen. Wenn einer die Stunde versäumt, wird er vom Pfarrer mit Schlägen gezüchtigt, und muß diesem hingeben und verwilligen, um nicht hart mißhandelt zu werden. Die Taufe hat diese Menschen nicht besser, der Unterricht im Christenthum nicht weiser, noch glücklicher gemacht. Dulden der tyrannischen Oberherrn, Tragen harter Lasten, und allgemeine Verachtung, selbst von den schwarzen Sklaven der Spanier ist ihr Loos. Die Natur hat ihren Körper ausgerüstet, Beschwerden zu ertragen. Bey mittelmäßiger Größe sind sie sehr stark; ihre Haut ist braunroth, die Züge ihres Gesichts sind plump, kleine Augen liegen bey ihnen sehr tief, sind schwarz, aber nicht feurig; der Mund ist groß, die Nase breit und dick, eben so sind die Lippen; die Backenknochen stehen vor, die Stirne ist flach. Sie

durchbohren den Nasenknochen, und stecken Röcher in die Ohrläppchen, um Perlmutter, buntes Glas u. d. gl. durchzuschieben. Diese Menschen bezeugen in ihrer ganzen Denkungsart und Verfassung die Wahrheit, daß der Durst nach Gold, welcher vor Jahrhunderten die ersten Unternehmungen der Spanier in diesem Welttheile leitete, verbunden mit entehrender Grausamkeit, welche die erlangte Herrschaft durch fortdauernden Druck, durch unterbrochne, gänzlich zerstörte Ausbildung, durch Sklavensinn der Beherrschten zu behaupten trachtet, einem ganzen Volke seine Eigenthümlichkeit rauben, und solches von einer nicht unbedeutenden Würde bis in das tiefste, die Menschheit schändende, Elend herabstoßen könne, bezeugen die Wahrheit, daß Stillstand in Ausbildung der Geisteskräfte Rückgang sey, der sich in gänzliche Stumpfheit, gänzlich Vergeffen, in rohe Thierheit endige. Auf welcher Stufe der Bildung und des Glückes müßte jetzt jenes alte Volk der Inca stehen, hätte es in den Pizarro's menschenfreundliche Beobachter, Rathgeber, in den Spaniern Freunde gefunden, und durch sie Schätze der Weisheit und Erfahrung, welche schon damals den gebildeten Europäer auszeichneten, erhalten!

In den Gebirgsthälern im Innern des Landes wohnen noch freye Stämme, sie ziehen mit ihren Heerden von einer abgelegenen Gegend zur andern, denn von den spanischen Weiden hat sich manches Stück verlaufen, woraus nach und nach, bey der im Lande stattfindenden starken Vermehrung die Viehzucht sehr

verbreitet worden ist. Der Groll dieser noch unabhängigen Horden gegen die Herrn des Küstenlandes ist unverilgbar: oft verlassen sie, wohlberitten, stark an Zahl, ihre Eindden, brechen hervor in die gebau-ten Ebenen, und verheeren und rauben; es erfordert oft aller Anstrengungen der spanischen Kriegskunst, um sie zurückzudrängen. Immer noch sind sie unbe-siegt, und selten wird der Friede anders, als durch Geschenke von Seiten der Spanier bewirkt.

Die Bewohner der Insel Tschoka.

T a f. II. 5. 6. 7.

In dem östlichen Weltmeere zwischen dem 43sten und 53sten Grade nördlicher Breite, und zwischen dem 140sten und 145sten Gr. südlicher Länge, nahe der Küste der chinesischen Tatarey, findet der Seefahrer die große Insel Tschoka, die von einem Volke bewohnt wird, daß sich in jeder Hinsicht sowohl von den Manttschu-Tatarn, als von den Chinesen unterscheidet, und, wenn es dennoch von einer von beyden Nationen seinen Ursprung nahm, schon in seiner ältesten Periode sich von jenen losgemacht haben, und viele Jahrhunderte hindurch unabhängig geblieben seyn muß. Ein gutes, redliches Volk, einfach und genügsam, alter Sitte und Lebensweise getreu, das so weit von Habsucht und Hang zur Dieberey entfernt ist, daß uns Perouse versichert, er würde kein Bedenken getragen haben, den Bewohnern von Tschoka die Bewachung seiner Habe anzuvertrauen. Sie waren in dieser Hinsicht so gewissenhaft, daß sie nicht einmal einen von den Fischen vom Ufer aufnahmen, welche die Fremdlinge gefangen hatten, und die zu Tausenden am Strande lagen. Man mußte sie wiederholt er-

suchen, von dem reichen Fange sich so viel sie wollten, hinweg zu nehmen.

Diese Insulaner sind zwar nur klein, wenige von fünf Fuß Höhe, die meisten drunter; aber ihre Körpertheile stehen in gutem Verhältniß; ihre Glieder verrathen Kraft, und bezeugen die frühe Gewohnheit, solche durch Arbeit, und Ertragung zu stählen. Auch sind ihre Gesichtszüge angenehm, und von den Chinesischen eben so wie von den Tatarischen sehr verschieden. Ihre Körperfarbe ist tief gelblich braun; ihre Bekleidung hat, ungeachtet einer sichtbaren Vermischung mit Chinesisch-tatarischer Kleidertracht, manche Eigenthümlichkeit, und zeichnet sich vorzüglich durch einen Stoff aus, den sie aus der inneren Rinde der Weide bereiten. Durch sorgfältige und anhaltende Behandlung wird eine Art Glatts daraus, welchen sie spinnen, und zu einer Leinwand verarbeiten, die ihren Endzweck gut erfüllt. Mehrere tragen kurze, andre auch lange, durch einen Gürtel am Leibe geschlossene, Gewänder von farbigem Nankein, welchen sie von den, ihrer Insel in Westen wohnenden, Mantschu-Tatarn im Tauschhandel gegen getrocknete Fische, Häute und Thran, erhalten. Sie gehen mit entblößtem Haupte, nur bey einigen umgiebt ein schmaler Streif von Bärenfell die Scheitel. Sie scheeren die Haare am Vorderkopf ab, die Hinterhaare bleiben acht bis zehn Zoll lang stehen, und werden von den meisten in einen dicken steifen Zopf gebunden, der aber mit dem Wirbel-Zöpfgen der Chinesen keine Aehnlichkeit hat. Der Bart wird von vielen gescho-

ren, andre lassen ihn am Kinn frey wachsen; Greise scheinen einen Vorzug darin zu finden, ihn in seiner vollen Stärke zu lassen, der eisgrau, und ehrwürdig weit herab hängt. An den Fingern wachsen die Nägel ungestört, die Bewohner von Eschoka haben es vielleicht den Mantschou-Tatarn, oder den Chinesen unmittelbar abgeborgt, daß, in China wenigstens, lange Nägel zu der Zierde vornehmer Leute gehören. Die Füße sind mit Stiefeln von Seewolfschaut bekleidet, woran sich ein künstlich gearbeiteter Schuh nach chinesischer Mode auszeichnet. Einige von diesen Insulanern, die mit Perouse in Verkehr waren, hatten unbekleidete Beine, und diese wohl gar mit allerley Farben bemahlt. Bogen, Spieße und Pfeile mit eisernen Spitzen sind ihre Waffen. An dem Daumen der rechten Hand trägt jeder einen starken Ring von Elfenbein, Horn oder Bley, er erleichtert sich dadurch das Aufreißen der Fische.

Auch die Chinesische Art zu grüßen, ist bey den Insulanern von Eschoka üblich; sie fallen auf die Knie, und beugen den Kopf bis zur Erde. Sie essen mit Stäbchen, wie die Chinesen, und sitzen, wie sie. Aber ihre Sprache hat nicht die entfernteste Verwandtschaft mit der Chinesischen, und ist selbst gebornen Chinesen durchaus unverständlich.

Die Jagd giebt diesen Menschen von höchst einfacher Lebensweise einen Theil ihres Unterhalts, allein eigentliche Jäger sind es nicht. Der Vorrath an wilden Thieren, Bären, u. a. ist im Lande nicht beträchtlich; es sind eigentlich Fischer, und in diesem Hand-

werk geübte Meister. Die Gesiade sind außerordentlich reich an den schönsten Lachsen und vielen andern Seefischen. So einfach ihr kleines Fischerboot, ihre Netze, Angelhaken und übrige Fischergeräthschaften sind, so erfüllen sie dennoch ihren Zweck vollkommen. Zur Jagd richten sie Hunde ab.

Man kann den Bewohnern von Tschola nicht absprechen, daß sie für ihre Bedürfnisse bequeme und für ihren Himmelsstrich passende Hütten bauen; mit Verstand wenden sie dabey alles an, der Winterkälte, die hier schon strenge seyn muß, den Zugang zu versperren. Die Waldungen geben den Erbauern das nöthige Holz; sie fügen das Gebäude, welches nur aus einem Stockwerke besteht, aus festen Balken zusammen, und setzen einen Dachstuhl darauf, der mit getrocknetem Schilf und Gras bezogen, dem Ganzen viele Aehnlichkeit mit den Strohhütten unsrer Bauern giebt. Die Wände sind mit Birkenrinde belegt, und sorgfältig verwahrt; nur niedrig ist die Thüre. In des Hauses Mitte steht der einfache Heerd; eine Oeffnung über ihm in dem Dache gestattet dem Rauche den Durchgang. An den Wänden umher laufen Bretter-Erhöbungen von acht bis zehn Zoll Höhe, Sitze und Schlafstellen der Bewohner, und jeder belegt den Boden der Hütte mit selbst gestochenen Matten. Ein solches Wohnhaus, in der Mitte eines blühenden, duftreichen Rosenwäldchens, an einer sanft steigenden Erhöhung, nur sehr wenig von dem Meeresstrande entfernt, würde außer der nothdürftigen Bequemlichkeit auch noch den Vorzug





der angenehmen Lage in sich vereinigen, wenn es die Bewohner nicht, sowohl im Innern, als auch in den äußern Umgebungen durch grenzenlose Unreinlichkeit entstellten. In dieser Hinsicht gehören sie in die Reihe der allerschmutzigsten Wilden; denn von den versauten Fischen, von den Ueberbleibseln der Genossen, von veraltetem Thran u. s. w., wovon überall die Spuren reichlich vorhanden sind, verbreitet sich allenthalben innen und aussen ein so durchdringend häßlicher Geruch, daß aller Wohlgeruch aus der üppigen Pflanzenwelt, selbst der süße Duft der Königin Rose dagegen verschwindet. Gewohnheit macht selbst das Häßliche erträglich: der Bewohner von Tschoka, von Kindheit an in einen Dunstkreis von Gestank, der den Europäer mit einer Ohnmacht bedroht, wie versenkt, wendet sich voll Abscheu und Unwillen von wohlriechenden Wassern, die den Leuten nach der Mode in Europa so unentbehrlich geworden sind, hinweg, und schätzt seinen Thran unendlich höher, als wir alle pariser Parfums zusammen genommen nur immer schätzen können.

Tabak ist den Tschoka-Inulanern durch die Tartarn in Chinesen bekannt worden; sie haben sich die Gewohnheit, zu rauchen, so sehr zu eigen gemacht, daß man sie selten ohne die dampfende Pfeife sieht. Aus Japan erhalten sie Pfeifen von weißem Kupfer im Austausch gegen ihre, oben schon bemerkte, Handelswaren. Getrocknete Fische sind darunter die Hauptartikel, und auf deren Einsammlung wenden diese Inselaner Fleiß, sie speichern sie in beträchtlichen bedeckten Magazinen,

nahe dem Meeresstrande auf, und es scheint aus der Größe solcher Kammern, und dem Reichthum, den sie enthalten, wahrscheinlich, daß ganze Familien, oder ein ganzer Stamm daran Theil habe.

Zwar bauen sie das Land nicht an, welches sie bewohnen, ob es gleich der Bearbeitung sehr günstig, und wucherlichen Ertrag zu versprechen scheint. Nach den Schilderungen der Reisenden ist der Boden in seiner Freyheit schon außerordentlich urbar, und würde sich mit geringer Mühe veredeln. Ohne Pflege bekleidet er sich mit den meisten Pflanzen des mildern europäischen Himmelsstrichs, und stellt diese in noch frischerem Grün in reicherer, üppiger Blüthe dar, als anderwärts. Bey jedem Schritte, sagt Perouse, berührt der Wandelnde Rosen, Lilien, Mayblumen, und andere im hohen Grase; die Bergrücken und Bergspitzen sieht er von Lannnen bekränzt. Von der Hälfte der Berge gegen das Meer herab verbreiten alte Eichen ihre Schatten, sie werden, näher dem Strande schwächer; Birken, Ahorn, Erlen wachsen an den Ufern der Flüsse und Bäche, und die dichtern Waldungen sind mit Aepfel, und Mispelbäumen begrenzt, mit Nußbäumen untermischt.

Unbenutzt lassen aber die Bewohner von Ischoka ihr pflanzenreiches Land nicht; sie sammeln mit großer Einsicht dessen freywillige Erzeugnisse. Die Wurzel der Saranne, einer Lilienart, wird vor andern aufgesucht, getrocknet, und zur Speise im Winter in großer Menge aufbewahrt. Knoblauch und Engelswurz sind ebenfalls bey ihnen bekannt, und geschätzt.

Der Rand der Holzungen erzeugt davon einen Ueberfluß.

Ueberhaupt scheint ein gesunder Verstand diese Insulaner, von dem, was der Erdstreck, den sie bewohnen, für sie thun kann, wohl unterrichtet zu haben, es fehlt ihnen an Betriebsamkeit, an äußerer Veranlassung, weiter zu gehen; für ihren Naturzustand reicht das Vorhandne, leicht zu erlangende hin; darum bleiben sie da stehen, wo sie wahrscheinlich schon sehr lange sind, ohne den Wunsch, ihr Wissen praktisch zu erweitern. Sie kennen den Werth und Gebrauch des Eisens, und ziehen dieses Metall dem glänzenden Spielzeuge vor, womit europäische Seefahrer wilde Völker zu beschenken pflegen. Sie prüfen Stoffe, die ihnen dargereicht werden, nach ihrer Festigkeit und Güte, und scheinen, da sie solche sehr genau betrachten, der Art ihrer Verfertigung nachzuspüren. Von ihrem nicht gemrzinen Verstande gibt die Unterhaltung, welche Perouse mit mehreren von diesem Menschenstamme gehabt hat, ein Zeugniß, das ich anzuführen nicht unterlassen darf.

Als sie bemerkten, daß die bey ihnen gelandeten Franzosen sich mit Bleystift und Papier beschäftigten, einzelne Wörter aus der Sprache der Wilden aufzuzeichnen, so kamen sie diesem Wunsche auf das bereitwilligste entgegen. Sie deuteten auf mancherley Gegenstände, benannten solche, und wiederholten diese Benennungen so oft, bis sie ganz gewiß wußten, man habe sie verstanden. Schreibekunst scheint ihnen nicht unbekant zu seyn, und es ist wahrscheinlich, daß sie den

Chinesen, welche bisweilen, des Handels wegen, die Küste besuchen, diese Kenntniß verdanken; sie hielten, sagt Perouse, den Bleystift eben so, wie die Chinesen ihren Pinsel halten. Perouse wollte eine Zeichnung von ihren Lande, und dem benachbarten der Mantichou-Zatarn haben; sie verstanden seine Absicht. Ein Greis trat aus der Reihe der Uebrigen hervor, und entwarf im Sande mit der Spitze seines Spießes die ganze Karte. Er fing mit der Küste der Tatarey an, die er nach ihrer nördlichen und westlichen Lage andeutete. Gegenüber in Osten gab er in der nämlichen Richtung die Insel Tschoka an, und daß er diese damit meyne, bemerkte er durch Zeichen. Zwischen beyden Ländern ließ er eine Meerenge, und eine Bewegung gegen die Schiffe der Europäer, die man in der Ferne sah, und die er durch einen Strich in der Meerenge bezeichnete, mußte die Möglichkeit andeuten, damit hindurch zu kommen. Ihn übertraf ein jüngerer Insulaner an Geschicklichkeit, die Fragen der Fremdlinge schnell aufzufassen, und scharfsinnig durch Zeichen zu beantworten. Er bemerkte, wie undeutlich die Zeichnung im Sande sey, und wie leicht sie sich verwische; daher nahm er von den Europäern, die ihn umgaben, Papier und Bleystift, und entwarf damit schnell eine zwar unvollkommene, aber im Ganzen richtige Skizze einer Karte von der Insel und den ihr gegenüber liegenden Ufern des festen Landes. Die Fremdlinge verlangten zu wissen, wie breit jene Meerenge sey: sie standen an einem kleinen Bach während der Unterredung; der Insulaner begriff

schnell ihre Frage, bestimmte auf dem Boden mit seiner Hand eine willkürliche Breite, welche den Bach andeuten sollte, sodann entfernte er sich verhältnißmäßig weiter und weiter, um so den Abstand der Insel vom festen Lande bemerkbar zu machen. Er hatte in der That verständig geurtheilt.

Von der bürgerlichen Verfassung, so wie von den religiösen Meinungen dieser Insulaner ist nichts bekannt; es scheint, daß der Familienverband sie einzig zusammenhält, und daß den Ältesten freywilliges Ansehen und Einfluß auf die übrigen eingeräumt wird, ohne förmliche Verfassung, die einen über den andern empor hebt, und den Unterschied zwischen Herr und Diener bestimmt. Es sind keine positive Gesetze, nach welchen man hier lebt. Das große allgemeine Gesetz der Natur ist in jedes Herz geprägt, und dieses gilt. Die Jüngern erweisen den bejahrteren Männern und Greisen große Achtung; das Mein und Dein scheint keiner Erörterung zu bedürfen, da alles gemeinschaftlich ist, und gewiß ist der gegenseitige ausschließliche Besitz einer Sache, wenn er anders bey diesen Menschen statt findet, unerschütterlich gesichert, da sie auch gegen Fremdlinge, den Grundsätzen der meisten im ersten Naturzustande befindlichen Völker zuwider, die herzlichste Treue beobachten, und sich auch nicht das mindeste von fremdem Eigenthum zuzueignen suchen.

Eben so wenig sind ihre häuslichen Verhältnisse durch die Besuche der Europäer bekannt worden; eifersüchtig auf den Alleinbesitz ihrer Frauen entfernen-

ten sie diese bey ihren Zusammenkünften mit den Fremdlingen, und versteckten sie im Walde, und die besorgten Mütter unterließen nicht, auch die Kinder mit in ihre Schlupfwinkel zu nehmen. Die zurückbleibenden Männer baten deutlich genug in ihrer Geberdensprache, die Fremdlinge möchten sich nicht gelassen lassen, in den Wald vorzudringen, aus welchem man Hundegebell und Gerdusch, die Merkmale, daß dort wohl der Aufenthalt der Verborgenen sey, vernahm.

Das Andenken an Verstorbene ist ihnen werth; sie suchen es durch Grabhüthen zu erhalten, deren Inneres sie mit Zeugen, Zellen, Waffen und andern Geräthe ausschmücken.

Die Haushaltung der Kukies

im Lande Tipra.

Taf. III. 8. 9. 10.

Im Norden von Arrakan, am östlichen Gestade des Flusses Burrampooter liegt das Land Tipra, mit Bergen besäet, welche dichte Waldungen hervorbringen, und in ihrem Innern Gold verwahren. Die Ebenen und Thäler sind dem Anbau des Reisess und Zuckerrohrs vorzüglich günstig, auch ist der Seidenbau sehr ergiebig.

Unter den Thieren hat sich im Lande der Elephant stark vermehrt: seine Uebermacht wird den Erzeugnissen der Pflanze oft gefährlich: ganze Fluere in der herrlichsten Hoffnung reicher Erndte vernichtet der stampfende Fuß einer Heerde von 2 — 300 Elephanten in einer einzigen Nacht, und oft sind alle Sicherungsmittel, Umzäunungen, Wachen, Lärm und Gegenwehr vergeblich. Indisches Klima erzeugt hier alle Gewächse der heißen Erdstriche; aber in den Gebirgen wird der Winter fühlbar, und verdrängt die zarteren Pflanzen, welche in den Ebenen und Thälern einheimisch sind. Diese Ebenen werden von Unterthanen der Engländer bewohnt, welche von dem

Joch ihrer grausamen Beherrscher zerrieben, sich allmählig unter ihre Gewohnheiten schmiegen, und ihrer Eigenthümlichkeit entsagen; aber in den Gebirgen haufen freye Stämme, merkwürdig durch ihre Lebensweise, wodurch sie ihre Unabhängigkeit zu sichern bemüht sind. Eben so, wie die Pflanzen indischer Abstammung, findet der Naturforscher auch die Thiere jenes heißen Erdgürtels im Lande Tiyra, von welchen mehrere Muth und Wachsamkeit der Bewohner erfordern, wenn ihr Naheseyn nicht verderblich werden soll.

Ein stämmiger, starker Bau zeichnet ihren an sich nicht großen Körper aus, der sehr tief braun von Farbe ist; ihr Gesicht hat eine runde Form, die Nase ist platt, die Augen sind ohne Bedeutung, und auf das Lob der Schönheit dürfen auch selbst Mädchen und Frauen keinen Anspruch machen, die meisten sind durch häßliche Auswüchse am Halse entstellt. Die Männer gehen fast ganz unbekleidet, viele ganz, besonders in der heißen Jahreszeit; aber mehreren dient ein Stück Ziegenfell mit den Haaren, wie eine Schürze gestaltet, und über den Hüften festgebunden zur Hülle, so wie ein Streif von ählicher Art, über den Knieen befestigt, zur Bieder. Um den Hals werden Muscheln, u. d. gl. an Schnüren getragen; Ringe von Elfenbein umgeben Arme und Knöchel, und der ganze Körper des Mannes wird bey Feyerlichkeiten mit vielen Schnörkeln und Zügen bunt bemalt. Bart- und Haupthaare wachsen in wilder Unordnung, und vermehren das rohe Ansehen des Mannes.

Der Kuli geht stets bewaffnet: er ist beständig im Zustande des Krieges, und seine Waffen sind mannichfaltig. Er trägt ein großes Messer an einer Schnur am Halse, am linken Arme den Schild, er hat eine schwere Keule, Spieß und Pfeil.

Frauen und Mädchen hüllen sich in ein Stück selbst gewirkten, buntgestreiften Zeug, das um die Hüfte wie ein kurzer Unterrock hängt, und wovon ein Theil die Brust bedeckt. Es ist bunt gestreift, nur den Stammhäuptern und ihren Verwandten und Verwandtinnen ziemt die schwarze Farbe und ein dicker Haarknopf auf der Stirne ausschließlich. Auch die Weiber schmücken den Hals mit schlechtem Geschmeide, und bemahlen Arme und Beine. Kinder werden rauh erzogen, und bleiben in jeder Witterung ohne Hülle.

Die verschiedenen Stämme der Kulies sammeln sich in zahlreichen Dorfschaften, die ein ganz eigenes Ansehen haben, und dem Karakter gemäß erbaut sind, den ihre Besizer behaupten. Da diese von der Stärke der Waffen ihr Hauptgewerbe machen, und benachbarte Bewohner in ihren friedlichen Beschäftigungen stören, berauben, tödten, um sich Unterhalt zu verschaffen, und den kriegerischen Hang zu befriedigen, so sind sie im Gegentheil auch genöthigt, alle Nachbarn als Feinde zu betrachten, und sich auf die kräftigste Weise gegen ihre Angriffe zu sichern. Das Haus, worin mehrere Familien zusammen wohnen, ist von Bambusrohr, wie ein Bienenkorb geflochten, und steht auf einem Gerüste, dessen Fläche sechs Fuß

vom Boden entfernt ist. Starke Balken tragen es. Die Reihen mehrerer Häuser, die ein Dorf ausmachen, sind mit Bambusrohr-Umzäunungen besetzt, die Zugänge nur durch Leitern möglich, die des Abends eingezogen werden. Auch den untern freyen Raum, den Aufenthalt gezähmter Thiere, umgeben starke Palisaden; die Eingänge, gegen die vier Himmelsstriche, werden Tag und Nacht wohl verwahrt, und sind der Bewachung rüstiger Krieger anvertraut. Bey der Wahl der Stelle, wo das Dorf erbaut werden soll, wird auf eine von der Natur besetzte Lage gesehen, ein hohes felsiges Erdreich, mit schroffen Abstürzen, von einem Bach, oder Teich bespült, ein einzelner aus der Ebne emporragender Hügel sind willkommne Plätze: sie werden so viel möglich für Fremde unzugänglich gemacht, und erhalten auch noch in ihren enifernteren Punkten vom Dorfe, feste Einfassungen von Bambusrohr, denen Tag und Nacht kriegerisch gerüstete Mannschaft nicht fehlt. Kann der Platz zum Dorfe so gewählt werden, daß auch etwas gutes Bauland nahe dabey befindlich ist, desto besser; vier bis fünf Jahre verweilt alsdann der Stamm von 5—600 Menschen darin, und wandert nach dieser Zeit in eine andre Gegend, eine andre feste Wohnstelle zu suchen.

Der Bau des Hauses, die Jagd, das Holzfällen, die Verfertigung einiger Geräthschaften, füllen, bey vielem Müßiggang, die Tagesstunden des Mannes aus, wenn er nicht im Kriege begriffen ist; dagegen liegt der Frau die Wartung der Kinder, die Besor-

gung des Hauswesens, die Verfertigung der Zeuge zu Schürzen, und der ganze Feldbau ob. Sie sey die Frau eines Oberhauptes, oder eines gemeinen Kuti, es bleiben ihr gleiche Pflichten: ihr Stand ändert nichts daran. Freylich wird der Feldbau ohne große Anstrengung betrieben: erst muß das Gebüsch und Unkraut, welches auf dem zu bauenden Lande wuchert, verbrannt werden; die Asche dient als Dünger: und nun wird Reis, Tabak, Senf, Türkischkorn gesteckt, es werden Bohnen, Gurken, Jams, Kürbisse gepflanzt, deren Reifezeitpunkt zwischen dem Julius und November fällt. Von diesen Erzeugnissen des Landes wird ein Theil zum Wintervorrath getrocknet aufbewahrt.

Außer denselben, und den Ausbeuten der Jagd, dienen die Milch von den Gayal-Kühen, Ziegenmilch, Gayal-Ziegen- und Schweinefleisch, und einige zahme Geflügelarten den rohen Waldbewohnern zur Nahrung: auch geben die wilden Bienen, welche hier sehr zahlreich sind, reichen Vorrath von Honig. Erdene Gefäße eigner Arbeit dienen bey der Zubereitung der Speisen.

Krieg ist des Kuti Hauptgeschäfte; um im Kriege zu gelten, härtet der Vater den Sohn frühe ab, und übt ihn in den Waffen, wozu auch List, Gewandtheit, Verschlagenheit bey diesem Volke mehr als bey andern gehören. Die Ehre, recht vielen Feinden die Köpfe abgeschnitten zu haben, schätzt er über alles, und opfert sich ihr willig auf. Erst werden, wenn der Kampf gegen einen benachbarten Stamm im

Stillen beschlossen ist, dessen Aufenthaltsorte heimlich erkundschafet: ihre Stärke, Befestigung, und die Wege, welche dahin durch fast unwegsame Wälder leiten, werden wohl erwogen, und glaubt der Anführer alle Hindernisse beseitigen zu können, so bricht die Schaar der Streitbaren auf, außer den Waffen mit vollen Wasserschläuchen und mit ausgehohlnen dicken Bambusröhren versehen, in welchen schon zubereitete Speisen verwahrt werden. Auf diese Weise wird aller unnöthige Aufenthalt vermieden, man braucht nicht zu kochen, und ist nicht in Gefahr, sich durch das dabey nothwendige Feuer zu verrathen. Nur zur Nachtzeit ist der Zug in Bewegung; so wie der Morgen graut, erklettert die ganze Schaar den Gipfel hoher Bäume, und besetzt dort unter dem dichtesten Laub geflochtne Matten, um darin unbemerkt und sicher vor den Beobachtungen des Gegners auszuruhen. Mit der einbrechenden Nacht wird das Zeichen zum Weiterücken gegeben, die Matten werden aufgepackt, und so beschleicht die Schaar allmählich die Heimath ihrer Gegner. Sie greifen das Dorf im Schutze der Nacht an, oft mit achter Tölnheit, und häufig begünstigt sie ein erwünschter Ausgang. Wehe alsdann den Besiegten! Niemand bleibt am Leben: Weib, Kind, Greis werden erwürgt: nur wenige von den Kindern, welche zum Sklavendienste der Stammshäupter erzogen werden sollen, und einige Erwachsene, die zu gleichem Loose bestimmt sind, erhalten bisweilen Beggnadigung. Den Ermordeten werden die Köpfe abgehauen: man schleppt

diese als Siegeszeichen mit sich fort, bringt sie dem Oberhaupte dar, oder schmückt die Gräber damit. Noch an den Todten übt Raubsucht und Rohheit ihre Greuel: beym Gastmahle, das als Dankopfer auf den errungenen Sieg folgt, werden die Köpfe der Besiegten reihenweise aufgestellt; trinken vom Siegesglück mißhandelt sie der rohe Muthwille, noch nicht damit zufrieden, den Sieg ersochten zu haben. „*Is, trink, sättige dich,*“ spricht der Kuli im Wahnsinn der Siegeslust zu dem Kopfe, dem er den gewaltsam aufgerissenen Mund mit Speisen vollstopft.

Während des ganzen Kriegszuges bleibt das Heer in Verbindung mit den in der Heimath zurückgebliebenen Verwandten und Stammesgenossen. Von jedem Ruhepunkt aus werden Boten zurückgesendet, um jenen Nachricht zu geben, wie weit sie bereits vorgeedrungen seyen. Eben so schnell wird die Nachricht von einem Siege in die Heimath verbreitet; da erhebt sich alsdann alles, Alt und Jung, Greis und Weib und Kind, und strömt den Heimkehrenden entgegen. Muscheln ertönen hoch, und metallene Becken, welche vom Weiten schon den Wahnsinn der Freude kund machen, Weiber und Mädchen sind mit Blumenkränzen geschmückt, und tragen Kränze in den Händen, zum Schmuck für die Zurückkommenden. Auf der Stelle, wo man zusammentrifft, werden feyerliche Gastmahle gegeben, Lieder gesungen, Tänze aufgeführt. Bey diesem Schmause erscheint der Mann, mit mancherley Schmuck in den

Haaren, Gaben und Anordnungen seiner Frau; diese sitzt bey'm Gastmahl ihm zur Seite, und die gegenseitige Zärtlichkeit äußert sich dabey unter andern dadurch, daß beyde Theile einander wechselseitig etwas von einem starken Getränke, das die Stelle unsers Brantweins vertritt, in den Mund gießen. Wenn die Kriegsschaar das heimische Dorf erreicht hat, darf sich jeder der Helden von dem Vorrath an Schlachtvieh das Beste aussuchen, und behalten; wer viele Mütter mit der zu hoffenden Leibesfrucht erschlagen hat, ist der geehrteste, und hat vor allen andern Vorzüge bey dieser Auswahl.

So bey'm Siege; aber wenn das Wagniß mißlang, und der Ueberrest des geschlagenen Haufens nun in stiller Trauer nach Hause kehrt, so erwartet sie lauter Tadel, Schande und Unehre; nur durch neue Thaten und glückliche Thaten können die Geschlagenen die verlor'ne Achtung wieder erlangen.

Unvertilgbar ist in dem Herzen eines Kufi das Andenken an eine ihm angethane Beleidigung, er rächt sich, und koste es sein Leben, oder seyen Jahre vergangen, ehe er die Gelegenheit findet, seinen Durst nach Rache zu stillen. Den Mord eines Verwandten rächt dessen Familie, so lange noch ein Glied derselben übrig ist. Es muß Blut fließen, Mord kann nur durch Mord getilgt werden.

Lächerlich äußert sich bisweilen die Rachsucht bey diesem Volke. Hat ein wildes Thier, Löwe oder Tiger, einen Kufi erwürgt, so muß das ganze Dorf sich aufmachen, und das Thier angreifen, und es erlegen.

damit dem Verstorbenen zum Sühnopfer ein Gastgebot gehalten, und das Fleisch des Wildes verzehrt werden kann. Mißlingt der erste Versuch der Rache, so werden neue gemacht, und diese so oft wiederholt, bis er gelingt. In Unehre bleibt der ganze Stamm des Erwürgten so lange, bis der Siegeschmaus gegeben werden kann, wobey das Fleisch des erlegten Wildes für den größten Leckerbissen gilt. Gleiches gilt bey jeder andern Sache, die auf ähnliche Art dem Menschen verderblich wird; der Baum, z. B. von welchem ein Ruki herabstürzt, und den Hals bricht, wird bis auf die letzte Spur zernichtet: in kleine Splitter wird er zerschlagen, die der Wind endlich hinweg führt.

In Grausamkeit sucht der Ruki seine Ehre; der Vater ist stolz auf einen Sohn, der bey nächtlichen Uebersällen recht viele, und auf recht grausame Art erlegt hat; aber er ist auch stolz auf die gelungenen Diebstreiche seines Sohnes, und mit diesen, und mit der Aufzählung der Schädel von erschlagenen Feinden, prahlt er, wenn ihn, der Sitte des Landes gemäß, der Sohn zu den Aeltern eines Mädchens schickt, um sie für ihn zur Frau zu begehren. Ein recht schlauer, glücklicher Dieb ist der Erfüllung seines Wunsches am ersten versichert. Nach kurzer Prüfung, ob diese Lobpreisungen gegründet seyen, oder nicht, erfolgt das Jawort, und ohne viele Ceremonien, nach einigen Geschenken, die in Schlachtvieh bestehen, an der Braut Aeltern, führt der Bräutigam seine Braut nach Hause. Die beyderseitigen

Ältern ordnen gemeinschaftlich ein Gastmahl, wobey die Verwandten erscheinen, und Tag und Nacht schwelgend verbringen. Reichlich wird dabey ein starker, aus Keiß bereiteter Trank genossen, dessen sehr berauschende Eigenschaft der Aufguß von gewissen Pflanzenblättern noch vermehrt, so daß gegen das Ende des Gastgebors alle Folgen der viehischsten Unmäßigkeit sichtbar werden. Die Geburt eines Knaben veranlaßt ein solches Gastmahl nach fünf Tagen, die eines Mädchens wird schon am dritten Tage auf gleiche Weise gefeyert.

Die Ehe ist eben so leicht bey diesem Volke aufgehoben, als geschlossen: nur alsdann, wenn ein Knabe geboren ist, stehen der willkührlichen Trennung einige Hindernisse entgegen. Es ist keine gottesdienstliche Handlung, wie überhaupt religiöse Verrichtungen bey den Kulis unbekannt sind. Sie haben weder Tempel noch Priester, und doch verehren sie einen höchsten allmächtigen Gott, der mit den Menschen durch eine göttliche Mittelsperson in Verbindung steht, dem noch viele gute und böse Geister untergeordnet sind. Der Höchste wird durch jeden willkührlich mit Ziegenopfern versöhnt, dem ihm zunächst stehenden, der das Vermittelungsamt verwalten soll, und in jedem Dorfe durch einen öffentlich aufgestellten Klotz versinnlicht wird, opfern sie Gayals, nichts von Bedeutung unternehmend, bevor dieser Göze nicht Gaben erhalten hat. Wie der Congo-Neger seinem Fetisch bey jedem Essen etwas von den Speisen um die Lippen streicht, und ihm den ersten Schluck seines Getränkes las

Gefichte spuckt, so beschmiert der Kuli seinen Gözen, den ein hölzerner Pfosten in jeder Hütte versinnlicht, mit Speise und Trank, bevor er oder die Seinigen davon genießen. Aber für die wirksamsten Opfer, seines Gottes Gunst zu erwerben und zu erhalten, hält er die Ermordung recht vieler Feinde, und den ewigen grausamen Krieg gegen solche, die nicht seines Stammes sind. Zeichnet er sich darin aus, so hat er, nach seiner Meinung, Gutes hier und dort von der Gottheit zu hoffen.

Der Kuli glaubt, die Seele daure nach dem Tode fort, und werde belohnt oder bestraft; es ist nicht schwer zu erachten, wie sehr verschieden, von unsern Grundsätzen, die Vorstellung des Löblichen und Strafwürdigen bey diesen Menschen seyn müsse, nach dem, was ich von ihrem Charakter weiter oben gedußert habe.

Die Kulies bestatten ihre Verstorbenen nicht ganz ohne einiges Gepränge zur Erde. Die ganze Verwandtschaft versammelt sich in der Hütte des Verstorbenen, wo die Hinterbliebenen einen Ochsen oder ein Schwein schlachten, und davon ein Gastmahl bereiten. Erst wird dem Verstorbenen etwas Brühe in den Mund gegossen, alsdann reicht man den Gästen von der nehmlichen Brühe. Einige Tage nachher wird der Leichnam über gelindem Feuer, auf einen Spieß gesteckt, geröstet, so daß am Ende nichts als trockne Haut und Knochen übrig bleiben. Für diese Hülle wird ein Kasten zugerichtet, worin man sie in der Erde verwahrt, oder sie findet an einem hohen Baumast eine

Stelle, wo sie im Freyen hängt; bisweilen werden auch die sämtlichen, im Laufe eines Jahres in einem Dorfe verstorbnen schon gerösteten Körper zusammen getragen, und auf Scheiterhausen an einem Tage verbrannt. Die Knochen sucht man auf, und begehrt von ihnen, wie von Drakeln, bey schwierigen Lebensereignissen, guten Rath. Ein ganzes Jahr lang verweilt die Wittwe an der Stelle, wo der Körper des Gatten begraben liegt, und muß diese Zeit über von ihren Angehörigen mit Nahrung versorgt werden.

Mit den Unterthanen der Engländer in den Ebenen findet etwas Tauschhandel statt; wegen bekannter grausamer, feindlicher Gesinnungen aber werden die Gebirg-Bewohner von diesen gefürchtet, und wegen ihrer Dieberey und Verworfenheit gering geachtet: jeder ist auf seiner Huth, der mit Ruhes in Verbindung kömmt.

Die Haushaltung der Caraiiben.

Taf. III. 11. 12. 13.

Ein großer Theil der südamerikanischen Inseln und selbst des festen Landes wurde vor Zeiten von dem Volke bewohnt, das man Caraiiben, oder Cannibalen nennt. Zahlreich verbreiteten sich ihre Stämme daselbst, und lebten unabhängig, von den freywilligen Gaben der Natur, von Jagd und Fischfang. Kühne Abenteuerer zur See aus Europa erreichten ihre Wohnplätze, und verschwunden war nun Freyheit und Ruhe, Eintracht und Wohlstand: was dem Schwerdt der Eroberer nicht erlag, mußte sich entweder unter die harten Zwingberrn schmiegen, oder in entferntere, an Naturprodukten minder reiche Lagen des Landes sich zurückziehen. Tausende sind so von Bedrückung und Elend aufgerieben worden; aber der Ueberrest des Volkes stellt sich auch jetzt noch in seiner Eigenthümlichkeit vor den Beobachter, von fremder Sitte und Lebensart nicht in der Uebung uralterlicher Gewohnheiten gestört. Diese Eigenthümlichkeit der Caraiiben, will ich, unterstützt von den Beobachtungen andrer, meinen Lesern schildern.

Der Caraiibe gehört meistens in die Reihe wohlgebildeter, körperlich starker und großer Menschen;

ohne die allzuplatte Stirne, welche uraltes Vorurtheil bey diesem Volke für schön hält, und durch harten Zwang, und Aufbinden von schmalen Bretchen schon in der ersten Jugend, erkünstelt, würde das Gesicht des Caraißen dem Europäer keineswegs unangenehm erscheinen. Allein jener frühe Druck, der die Wölbung der Stirne gänzlich aufhebt, entstellt es sehr.

Der Caraiße ist dunkelbraun, aber der rothe Anstrich, den er seinem Körper giebt, theils aus Vergnügen am Puz, theils um die Mücken von sich abzuwehren, welche in Amerika größer und feindlicher gegen den Menschen sind, als in Europa, macht die natürliche Farbe unkenntlich. Er hat schwarzes Haar, und rasche, lebhafte Augen, die weit in die Ferne reichen. Seine Zähne sind sehr schön, und fest. Da er den Körper, fast ohne Bekleidung, jeder Witterung preis gibt, so erhält dieser eine große Härte, und kann den Beschwerden aller Art trotzen. Eine Hauptforge caraißischer Aeltern ist, ihre Kleinen frühe jeder Bequemlichkeit zu entwöhnen, und sie zu lehren, daß Unabhängigkeit, welche sie durch Beschränkung auf die ersten Naturbedürfnisse erhalten, ihr höchstes Erdengut sey!

Aber doch versäumt der Caraiße den Puz nicht ganz. Das schmale Stück Zeug, welches er um den Unterleib schlägt, ist zwar beym Manne ohne Schmuck, dagegen aber zeichnet sich der Kopf durch eine hohe Federkrone mit den buntesten Farben aus; von vielen werden die Lippen durchbohret, um, der Zierde wegen, seine Knochen hindurch zu schieben; der Nasenknochen

muß durchlöchert werden, aus gleicher Absicht: Glas-
Korallen, schimmernde Steine und andre glänzende
Gegenstände finden in diesen Oeffnungen ihre Stelle;
auch verschmähren sie Armbänder von Muscheln und
Metall nicht. Eine bunte Thierhaut wird auch be-
sonders auf Reisen, wie ein kurzer Mantel, über die
Schultern gehängt, und vermehrt das seltsame Ausse-
hen eines solchen Indianers, der etwa noch, wie viele
es thun, im Gesichte mit schwarzen Strichen bemalt
ist, am Halse, welchen Behängungen von Knochen
umgeben, seine Tabakspfeife, im Gürtel ein ungeheu-
res Messer, in der Rechten Bogen und Pfeil, in der
Linken eine starke Keule trägt, jeden Augenblick be-
reit, von seinen Waffen tollkühn Gebrauch zu machen.

Noch größer ist die Puzlust der caraisischen
Frauen und Mädchen. Wo es nur irgend angeht,
werden große Schnüre von bunten Glasperlen, Ko-
rallen, Muscheln umgewunden; über den Knöcheln
sieht man eine Art von Schienen aus Metall-Patten,
auch aus buntem Leder gefertigt. Das schmale, kurze
Stück Leder, oder Tuch von europäischer Fabrikation,
womit die Hüfte umgeben ist, und welches bis gegen
die Knie herab fällt, wird sorgfältig gestickt, mit Glas-
perlen und Korallen besetzt, so daß es mit einem Haupt-
gegenstand des weiblichen Puzes ausmacht. Diese
kleine, schmale Hülle ausgenommen, ist auch hier ge-
wöhnlich kein Gewand zu sehen, aber auf Reisen und
Wanderungen mit Kindern wird ein Stück Zeug über-
geworfen, woraus sich eine Art von Trage bildet, die

Kleinen sicher und mit milderer Beschwerde darin zu bewahren. Um den Hals windet die Caraimin eine Schnur von großen Glasforallen; kleinere um den Ober- und Unterarm, und unter den Knien befestigt sie Kränze von bunten Federn. Die schwarzen Haare hängen schlicht herab, glänzend durch häufiges Kämmen, auf welches diese Menschen, Männer und Weiber, Werth setzen. Der dünne Gürtel über den Hüften, der die kleine Schaambedeckung festhält, dient noch außerdem, um allerley Kleinigkeiten dazwischen zu stecken, denn von Taschen ist bey den Caraimen nicht die Rede; bey dem Manne finden Stahl und Steine, Vorrath von Tabak, im Tausch erhandeltes Geld u. d. gl. ihre Stelle im Gürtel.

Mit den meisten Urvölker, Ketten in Amerika haben die Caraimen die Sitte gemein, die Bart- haare, sogleich bey ihrem Hervorkommen, mit der Wurzel auszureißen. Es fehlt ihnen daher, auch in den gespäteren Jahren, das männliche Ansehen, das unlängbar, der Bart, als Merkmal der Reife, giebt.

Die Ursprache dieses Volkes hat sich noch nicht ganz verlohren; aber entstellt ward sie durch das steigende Verkehr mit Fremdlingen, und erscheint jetzt als ein seltsames Gemische von Altem und Neuem. Vorzüglich aus der holländischen und spanischen Sprache sind viele Ausdrücke in die alicaraimische übergegangen, wodurch diese einen fremden Charakter angenommen hat. Für den Ausdruck sinnlicher Begriffe hat sie einen beträchtlichen Wortvorrath, Wenn die

Caraißen in ihren Volksversammlungen sich berathschlagen, so ist dabey eine eigne Sprache üblich, welche selbst ihre Weiber nicht verstehen.

Der Caraiße ist, dem ersten Anscheine nach, ein trüber, finstrier Mensch. aller Freude, wenigstens aller geselligen Freude, abgestorben, allein er ist dies nicht wirklich, er scheint es nur. Den Hang zur Schwermuth, der jetzt bey ihm allgemein bemerkbar ist, und der aus dem Gefühl des Drucks seiner Oberherrn entsteht, weiß er durch Frohsinn zu mildern: nur ausgelassen lustig wird er nicht, besonders im Umgang mit Europäern. Immer behält er etwas Ernstes an sich. Wer ihn gut behandelt, hat Gleiches von ihm zu erwarten; er weiß leutseliges Betragen sehr zu schätzen, und giebt sich Mühe, es zu erwidern. Besonders lebhaft ist seine Theilnahme an dem Schicksale eines Freundes und Bekannten: es äußert sich laut. Der Caraiße, der von dem Unglück eines solchen Nachricht bekommt, weint, geht tiefsinnig umher, und erliegt bald dem Schmerz; es sind Beispiele bekannt, daß dergleichen Trauernde wirklich vom Gram aufgezehrt wurden.

Es läßt sich nicht läugnen, daß der Caraiße mit natürlich gutem Verstande die Vorfälle des Lebens beurtheile; dagegen ist sein launiges Wesen, sein Starrsinn kaum zu begreifen. Eine große beschwerliche Reise mitten im Winter ist für ihn eine Kleinigkeit, wenn er dadurch einen Gegenstand erhalten zu können glaubt, nach welchem er lüstern ist. Wie ein Kind will er alles haben, und die Begierde nach

etwas Neuem, sey es auch die nutzloseste Kleinigkeit, wird so lebhaft bey ihm, daß er es stehlen muß, wenn es ihm nicht freywillig überlassen werden will. Dieses kinderähnliche Betragen äußert sich auch im Handel; der Caraibe tauscht gern Bedürfnisse und Spielzeug gegen Felle, Papagayen, die er zahm gemacht hat, eßbare Jagdvögel, die er in Schlingen fängt, seine Früchte, und sehr niedlich geflochtene Körbe, Arbeiten der Männer, u. d. gl. ein: auch nimmt er Geld dagegen, das aber durchaus glänzen muß, wenn es für ihn Werth haben soll; aber so wie der Handel abgeschlossen ist, mag der Europäer seine erhandelte Waare wegbringen lassen; denn der Caraibe bekömmert leicht neue Lust zu ihr, und ist alsdann ungezähmt und gefährlich in seiner Begierde.

Mit empörendem Widerwillen hört er Berweise, und Befehle sind ihm unerträglich: er trägt lieber das Aeußerste, als daß er gezwungen etwas vollbringen sollte, wozu er nicht selbst Lust hat. Es soll sich alles nach seinem Willen fügen: recht so, wie wir es bey Kindern gewahr werden.

Zu den Tausch- Gegenständen der Europäer mit den Caraiben gehören auch nützliche Gegenstände, Beile, Messer, Zeug, deren Werth aber häufig von dem eingebildeten, welchen bunte Korallen, Glasperlen u. d. gl. haben, verdrängt wird. Der Europäer, in jenen fernen Welttheilen im Ganzen nur durch schändte Gewinnsucht geleitet, sucht den Indianer bey diesem Tauschhandel so viel möglich zu hintergehen:

er giebt ihm schlechte Waare, und setzt ihm die blanken Pfennigstücke so hoch an, daß jener im Grunde nichts, oder doch sehr wenig, er aber alles behält. Wer von diesen Wilden recht viel zu bieten hat, was dem Europäer lieb ist, bekommt im Tausch wohl auch einen Säbel, Pistolen, Flinte, Pulver und Bley: freylich mancher, statt zum Vortheil, bloß zum Schaden; denn die Feuergewehre sind absichtlich so schlecht gearbeitet, daß sie, oft mit großer Beschädigung des Besizers, schon nach kurzem Gebrauche zerspringen.

Der unbiegsame Sinn des Caraißen zeigt sich auch deutlich, wenn er des andern Feind wird: er rächt sich fürchterlich, und staut Jahre lang darauf, wie er seine Rache befriedige. Er sucht seinen Feind in allen Gegenden auf; er verläßt das froheste Gastmahl augenblicklich, wenn er ihn von Ferne erblickt, um ihn zu beschleichen, und mit der Keule zu tödten. Hat sich, nach caraißischer Sitte, eine Feindschaft mit dem Mord des einen von den streitenden Theilen geendigt, so liegt den Verwandten die Pflicht ob, an dem Mörder Rache zu nehmen, und da der Fall nun gegenseitig wieder und mehrmal eintreten kann, so bleiben ganze Familien in ununterbrochener wechselseitiger Todtfeindschaft so lange, bis eine ihren Wohnsitz gänzlich verlegt, etwa von den Inseln nach dem festen Lande zieht, oder einer von den Feinden endlich ohne Verwandte ermordet wird. Versöhnung liegt außer den Begriffen des Caraißen. Man kennt ein Beyspiel, daß einer, um den Tod sei-

nes Bruders zu rächen, dem Mörder bis in die spanischen Besitzungen folgte, dort mehrere Jahre, nahe dem Seestrande, in einer elenden Waldhütte, entfernt von den Seinigen, lebte, um jenem zu rechter Zeit aufzulauern, weil er gehört hatte, er diene den Spaniern als Taucher bey der Perlenfischerey. Endlich eines Tages wird er ihn gewahr: die Taucherboote fahren ab: unfern dem Strande taucht sein Feind unter: er stürzt sich ihm nach in die Tiefe des Meeres, erdrosselt ihn unter dem Wasser, und rettet sich durch Schwimmen. Wenn ein Caraibe stirbt, müssen seine Hinterbliebenen den Leichnam genau untersuchen, ob er nicht ermordet sey: nur bey den untrüglichen Kennzeichen eines natürlichen Todes können sie sich beruhigen: bey Wahrnehmungen der Ermordung muß die Blutrache, oft nur gegen den vermeintlichen Mörder, eintreten.

Wie gegen den Feind streng und unversöhnlich, ist der Caraibe treu und theilnehmend gegen seinen Freund: er ist gegen Reisende gastfrey: Obdach und Kost bietet er jedem willig an. Im Kriege, wobey ihm List so viel gilt, als Tapferkeit, ist er minder grausam und blutdürstig, als andre rohe Menschen von den Amerikanischen Ureinwohnern. Bogen, Pfeile, Messer, Art, die Flinte, wenn er eine zu haben so glücklich oder unglücklich ist, dienen ihm zu Angriff und Verteidigung. Der Kampf ist hartnäckig: man sucht Gefangene zu machen, und im Laumel des erfolgten Sieges werden diese häufig geschlachtet, und gebraten bey dem Siegesmahle aufgefressen. Weiber und

Kinder bleiben verschont, und werden erworbenes Eigenthum der Sieger. Diese theilen sich in die Beute.

Der Caraibe vergiftet seine Pfeile: daher wird jede Verwundung damit tödtlich. Die Kense ist flach, eckig, und wird aus sehr hartem Holze mühsam ausgearbeitet. Mancherley Zierrathen sind darauf angebracht.

Der Unterricht, den hler der Vater seinen Söhnen giebt, der einzige, den sie erhalten, besteht in der Kunst, diese Waffen zu behandeln, die Hütte zu erbauen, und, um Unabhängigkeit zu bewahren, recht vieles erdulden lernen. Jagd und Fischefang lernt der junge Caraibe ebenfalls leicht, da er, den Knabenjahre entwachsen, beständig neben dem Vater zu seyn pflegt, und sich daher frühe an alle Handgriffe, die dabey vorkommen, angewöhnt.

Der caraimische Hausbau ist nicht sehr schwierig, obgleich bey mehreren der Raum des Hauses beträchtlich ist. Erst werden die Eckpfosten eingerammelt, durch Latten verbunden, und sodann wird das Ganze mit Rohr und Moos so dauerhaft als möglich bedeckt, damit die schlimme Witterung nicht durchdringe, und den Bewohnern schade. Ueber diese Lagen kommt noch eine dritte von getrockneten Palmblättern. Die gewöhnliche Hüttenform ist meinen Lesern auf der Tafel III. 13. abgebildet: sie werden das sehr niedrige Thürchen, womit sich der Carai be-
gnügt, nicht übersehen, und bey einer so bescheiden äußern Form im Innern des Hauses ebenfalls keine

Pracht, keinen Aufwand nach europäischer Sitte erwarten: sie werden meiner Versicherung glauben, daß der innere Raum wenig oder nichts enthalte, was ihm die Benennung eines Zimmers nach unsern Begriffen zuwege bringen könnte. Von Kästen, Schränken, Tischen, Stühlen, Betten ist nichts zu sehen: die geebnete und gestampfte Erde bildet den Fußboden: der einzige Hausrath sind selbst geflochtne Körbe, und statt der Betten Hängematten, welche die Frau, der überhaupt die Sorge um das Hauswesen und dessen innere Verwaltung überlassen ist, aus Baumwolle künstlich verarbeitet, ohne ihre Arbeit durch den Webstuhl, den sie nicht kennt, erleichtert zu sehen. Dieser Baumwollenzug ist dauerhaft und sehr brauchbar. Sie giebt ihm eine Länge von 13 bis 14 Fuß, bey 6 bis 7 Fuß Breite: auch wird eine schwarze, oder rothe Farbe hinzugefügt, die rothe gewiß in der nämlichen Absicht, die gefährlichen Muffito von den Lagerstellen abzuhalten, in welcher der Caraibe seinen ganzen Körper roth bemahlt.

An dem einen Ende des Wohnzimmers ist auf ebener Erde die Feuerstelle: während das Weib ihren Hausgeschäften obliegt, Wurzeln, Kräuter, Früchte sammelt, Holz herbey schafft, wirkt, schneidert, die Kinder pflegt und wartet, sitzt der Mann am lodernen Feuer auf der Erde müßig, und raucht Tabak, oder schaukelt sich in seiner Hängematte, und laut aus langer Weile Guiana - Pfeffer. Er ist zu den häuslichen Verrichtungen zu träge, verläßt nur aus Noth oder Laune seine ruhige Stellung, aller Arbeit

feind, selbst der Jagd und dem Fischfang, so lange noch etwas von früherer Beute übrig ist.

Nahrung giebt dem Caraiben das Thier- und Pflanzenreich: er weiß beyde verständig zu benutzen, und da er in einem Lande wohnt, welches kein strenger Winter, wie der unsrige, heimsucht, so braucht er bey großer Genügsamkeit auch nicht auf Anlegung von Vorräthen bedacht zu seyn. Was er mit Frau und Kindern zum Leben braucht, findet er um sich her leicht, selbst noch so viel darüber, daß er den schönen Gang zur Gastfreundschaft, der seinen Charakter ehrt, befriedigen kann.

Gewöhnlich wird eine kleinere Hütte, nahe der eigentlichen Wohnhütte, zur Küche bestimmt: auch hierin ist wenig zu sehen, was den Endzweck verrathen könnte. Einige Körbe, Kürbissflaschen, und Cassabassenschalen, darin besteht das Küchengeschirr größtentheils, es wäre denn, daß der Eigenthümer von den nichtentfernten europäischen Colonisten, mit welchen er Umgang pflegt, einige eiserne oder blecherne Gefäße erhalten hätte, die seine Frau nun auch bey ihrer Kocherey anwendet. Diese besteht größtentheils in Bereitung von Gebratnem: in Wasser wird nichts gekocht, als Krebsse. Vieles röstet die Köchin auf Kohlen. Sie vermeidet es, Salz an ihre Speisen zu bringen: allein sie weiß ihnen durch Einreiben von Gewürzen, von Zucker, und durch Aufdrücken von Citronensaft einen Wohlgeschmack zu verschaffen, der bisweilen selbst europäische Gaumen reizt. Reinlicher behandelt sie kleinere Braten als größere. Ein höl-

zerner Stoc dient ihr als Spieß, sie steckt das Fleisch daran, und stößt ihn in die Erde hart am Feuer, und macht den Braten auf diese Weise ohne große Kunst fertig. Aber größere Stücke, ganze Thiere, größere Vögel, werden ganz ins Feuer geworfen, das erst die Haare und Federn versengt, und eine Kruste hervorbringt, unter welcher das Fleisch gar wird. Nicht einmal die Eingeweide sind herausgenommen, erst wenn der Braten fertig ist, schält man die äußere Kruste ab, öffnet den Leib, und nimmt das Uebrige der Eingeweide aus. Das Fleisch wird verzehrt.

Da gewöhnlich mehrere Familien in einer Hütte wohnen, so wird der Haushalt gemeinschaftlich besorgt: die Weiber tischen auf, und, an Untermüßigkeit von Kindheit an gewöhnt, stehen sie zur Aufwartung bereit, bis ihre Männer und strenge Gebieter völlig gesättigt sind. Ist dieß geschehen, so werden die Ueberreste hinweggetragen, und von den Weibern und Kindern in der Beyhütte genossen. Meinen Lesern giebt diese einzige Bemerkung hinreichende Kenntniß von dem Mißverhältniß, das bey den Caraibern zwischen Mann und Weib statt findet, und zeigt ihnen, in Verbindung mit dem schon weiter oben Gesagten, den harten Stand des weiblichen Theils von diesem Volke. Bloss zur Dienstbarkeit ist die Frau bestimmt: der Mann allein herrscht dort nach Willkühr und Laune, und wenn er sich im Tauschhandel Branntwein von den Europäern verschafft hat, und, wie er gerne thut, sich übernimmt, so wird er ungesüßm, hart, und

auch in seinem häuslichen Verhältniß unleidlich. Er liebt den Brantwein leidenschaftlich, und giebt, wenn der Wunsch nach seinem Besitze recht lebhaft in ihm wird, alles, auch das Liebste, hin, um dieß verderbliche Getränk zu erhalten.

Um sich zu belustigen, versammeln sich mehrere zu festlichen Gastmahlen: dabey wird, wo möglich, das Lieblingsgetränk, der Brantwein, nicht vergessen; das Beste wird aufgetischt, und Lieder von den Thaten der Vordältern, und Tänze, die aber keine Kunst verrathen, wechseln dabey mit Essen und Trinken ab.

Hochzeiten und Todtenseyer geben Gelegenheiten zu Gastmahlen, oft auch zu Händeln, die sehr gefährlich zu werden pflegen, weil die Eindrücke von einer Beleidigung sich in dem Herzen eines Carai ben nie verwischen. Schrecklich sind die Siegesmahle, deren ich schon erwähnte; denn im Taumel der Freude vergißt der siegreiche Haufe ganz seiner Menschennatur, zerreißt die Gefangnen, und frist sie auf.

Der Carai be kann seinen Feind auch von einer Insel zur andern verfolgen, denn er ist ein geschickter Schiffer. Der Kahn, den er selbst baut, ist von leichtem Holze, aber oft 40 oder mehr Fuß lang, bey einer Breite von sieben Fuß. Er rudert blos, und wagt sich so mitten im Sturm in die Wellen.

Der Carai be glaubt ein höchstes Wesen, das, wie er wähnt, in nie gestörtem Wohlleben schwelgen soll, nur auf sein eignes Herrscherglück, nicht auf

die Wohlfahrt seiner Menschen bedacht. Viele gute und böse Gottheiten sind ihm untergeordnet; diese lenken des Menschen Schicksale. Sonne und Mond gehören in die Reihe dieser untergeordneten Gottheiten, und werden ohne Tempel und ohne öffentliche gemeinschaftliche Gebete verehrt. Allgemein ist die Gewohnheit, bey vorzunehmenden wichtigen Handlungen erst den Wahrsager, der zugleich Priester ist, um Rath zu fragen: er empfiehlt dem Lebenden die Gottheit, welcher er vor andern dient, und läßt sich ihren größern oder geringern Einfluß auf den Menschen bezahlen. Jeder Priester verehrt einen eignen Gott, dem er Anhänger zu verschaffen bemüht ist.

Näher den Besitzungen der Europäer ist es der Bekehrungslust derselben, besonders der Spanier, gelungen, einige Caraiiben-Familien zur Taufe zu bewegen. Es sind aber, wie es meistens der Fall ist, schlechte Christen daraus geworden, die, irdischen Vortheils wegen, Anhänglichkeit an die Christuslehre händeln, die äußern Kennzeichen beobachten, und selbst zu diesen, zur Besuchung der Kirche, zur Verrichtung der vorgeschriebenen Gebete oft durch körperliche Züchtigungen genöthigt werden müssen.

Da in den Augen des Caraiiben derjenige der vorzüglichste Mensch ist, und die meiste Achtung verdient, dem die größte Körperkraft von der Natur verliehen wurde, und der solche durch stäte Übung noch verstärkt hat, und durch Gewandheit, Muth, Ausdauer am besten anzuwenden weiß, so wird auf einen

folchen bey der Wahl eines Anführers, der bey entstandnem Krieg den verschiednen ein ganzes Volk bildenden Familien nothwendig ist, hauptsächlich Rücksicht genommen. Er muß sich in jeder Hinsicht auszeichnen: manche gräßliche Wunde durch Narben bezeugen, grausame Schmerzen mit unveränderter Muth ertragen können, der geübteste Schwimmer, Ruderer, Läufer, Lastträger, Krieger, Bogenschütze seyn, alsdann ersteigt er jene erste Stufe des Ansehens, und ihm folgen unbedingt die Obern der Familien, deren Willen die Uebrigen gehorchen.

Eigentliche bürgerliche Verfassung sucht man übrigens vergeblich bey den Caralben; jeder lebt nach den Gesetzen, die er sich selbst macht, und die er abändert und aufhebt, so bald er will: Laune und Nothwendigkeit bestimmen größtentheils seine Handlungsweise: und selbst der Familienverband, wodurch dem ältesten oder erfahrensten im Hause eine Art von Regiment eingeräumt wird, ist nicht so kräftig bey diesen Menschen, als ihn der Beobachter bey andern findet: es giebt viele Caralibische Hausväter, die, abgesondert vom Stamme, ihre Hütte allein bauen, allein mit Weib und Kind bewohnen und durchaus keines andern Menschen Oberbefehl anerkennen. Der kräftige Krieger weicht nur der größern Macht; zum Knecht erniedrigt er sich niemals; denn die grausamsten Qualen, die ihm ein Gewaltiger bereitet, schrecken ihn nicht, und der gewisse Tod macht ihn nicht zagen. Von dieser Art von wahnsinniger Liebe zur Unabhängigkeit, wovon sich

bey dieser ungebildeten, Bildungscheuenden Menschen-
rage auffallende Beyspiele zeigen, haben wir Euro-
pder keinen Begriff; in keinem von unsern Verhält-
nissen sehen wir uns von andern völlig unabhängig,
dieser Zustand kann daher durchaus den Werth nicht
für uns haben, den er für den Caraißen hat, der
ihm freudig selbst das Leben aufopfert.

Stirbt ein Caraiße, so klagen die Seinigen
laut und herzlich um ihn; aber sein Begräbniß und
sein Andenken wird durch Gastmahle gefeyert. Der
Leichnam, mit rother Farbe, in Del abgerieben, al-
lenenthalben beschmiert, wird in einer Grube aufrecht
hingestellt, mit Speise und Trank versehen, und durch
Beyfügung der sämmtlichen Waffen, die er im Leben
geführt hat, ausgerüstet, sich jenseits wieder eben so
tapfer zu halten, und eben so glücklich zu jagen, als
hier. Die Grube ist sieben Fuß tief, und vier Fuß
weit: darin hat jeder Raum: dann wird sie mit Erde
und Steinen ausgefüllt.

Die Haushaltung der Birmanen.

Taf. IV. 14. 15.

Einen Raum von mehr als zweyhundert deutschen Meilen in der Länge, und ungefähr hundert und dreyßig Meilen in der Breite auf der indischen Halbinsel nimmt das Birmanische Kaiserthum ein. Arrakan, West-Siam, Pegu und Ava sind Theile desselben. Noch ist es den Engländern nicht gelungen, dieses durch Lage und Volksmenge kräftige Reich unter ihre Herrschaft zu bringen, aber die Freyheit des Handels ist ihnen eingeräumt; sie haben sich solche durch Geschenke erworben.

Dieses große Reich genießt in den meisten Gegenden eines gesunden Himmelsstrichs, und leidet nicht so sehr durch Hitze, als andre Länder jenes Erdtheils. Die Luft ist gemäßigt, durch die See und die gegen Norden liegenden beträchtlichen Gebirge gekühlt. Jene gewährt den Vortheil der Schifffahrt und eines einträglichen Fischfangs, diese erzeugen nuzbare Quellen, welche in beträchtlichen Strömen von da herab die Ebenen bewässern, und ihre Fruchtbarkeit vermehren. In ihrem Innern verwahren sie reiche Schätze an Gold, Silber und Eisen.

Es giebt dort Edelgesteine, Naphta, Bergöl, Salpeter. Das Meer wirft Bernstein von vorzüglicher Klarheit aus.

Ueppig zeigt sich auch dort das Pflanzenreich: Indiens Gewächse, von mannigfaltiger Art, gedeihen, viele zur gesunden Nahrung der Bewohner, andre als Nutz- und Bauholz brauchbar. Verschiedne Aeh- Arten und andres Wildpret beleben die Wäldungen, und sind als Jagdbeute nützlich.

Indiens wilde Thierarten findet man auch hier: aber ein besonnener Muth macht ihre Raub- und Mordlust unschädlich, verhütet ihre Verheerungen in dem gebauten Lande, und nützt selbst die größten von ihnen. Der Büffel, seit Jahrhunderten schon gezähmt, giebt nicht nur Milch und Fleisch, sondern er zieht den Pflug, dient als Lastträger, und zum Reiten auf den schmalsten, gefährlichsten Wegen, zum Uebergang über Flüsse. Das Pferd von Pegu, gerühmt durch seine Gewandtheit und Kraft, erleichtert die Unternehmungen der Bewohner; so wie das Schwein als Hausthier, und vieles wohlschmeckendes Federvieh ihren Unterhalt sichert.

Ein so großes Land wird selten von Menschen eines Stammes bewohnt; auch in Birman sind die Bewohner von sehr verschiedner Abstammung. Man unterscheidet deutlich die eigentlichen Birmanen oder Awaer von den Peguanern. Die Gesichtszüge der letztern sind nach unsern Begriffen schöner, und verrathen mehr Geist und Sanftheit als die der ersten. Die Birmanen zeichnet ein zwar nur mittel

mäßig großer, aber nervenstärker Körper aus. Ihre Farbe ist gelbbraun: die Augen sind groß, schwarz, so wie das Haar, das in langen Zöpfen über die Schulter herabfällt; die Nase ist platt, der Mund groß; an den Wangen ragen die Knochen stark hervor, große Ohren, schwarzgebeißte Zähne und ein starker Spitzbart werden für Zierde gehalten. Das Meiste von dieser Schilderung stimmt, jene erstere allgemeine Bemerkung abgerechnet, auch zu den Peguanern; aber verschieden von beyden ist die Körperbildung der Arrakaner, welche in langen Ohren, und einer sehr flachen, breiten Stirne die vorzüglichste Zierde suchen. Um sich beyder Vorzüge theilhaftig zu machen, drücken sie den Kindern die Stirne flach, und erzwingen durch Gewalt diese widernatürliche Entstellung: an die Ohren werden von früher Jugend an schwere Zierrathen befestigt, deren Last man nach und nach vermehrt, und auf diese Art den Ohren eine Verlängerung giebt, so daß sie, bey recht schönen Leuten, bis auf die Schultern reichen. Damit jedermann dergleichen lange Ohren bewundern möge, werden an den schweren Gehängen silberne Glöckchen und anderes Klingwerk angebracht, welche sich schon in der Ferne kund machen.

Der gemeine Birmane, unabhängig von der Wechselust der Mode, macht geringen Aufwand in Kleidung. Bis auf eine große, bunte Binde, womit er den Unterleib umwindet, geht er ganz nackend. Sein Kopf ist ohne Bedeckung, seine Füße sind unbeschuht. Je weniger er den Körper bedeckt, desto

mehr kann er von dem zeigen, worauf er sich etwas zu gute thut, die vielen Schnörkel und seltsamen Figuren, welche er sich in die Haut einschneidet. Je vornehmer der Mann, desto reichhaltiger an diesen Zierrathen ist sein Leib. Sonne, Mond und Sterne, Löwen und Lieger sind an den Schenkeln in unformlichen Nachbildungen zu sehen. Leute von hohem Stande erscheinen nicht unbekleidet: ein faltenreicher Weiberrock von buntem Seidenzeug vertritt die Stelle der Beinkleider auch bey den Männern, er reicht bis auf die Füße. Ueber den Rock wird eine Weste von feinem Cattun getragen, und drüber noch ein feines langes Kleid von Seide, mit Ärmeln, das, weibisch genug, auf der Brust, und an den Armen mit seidnen bunten Bändern geknüpft ist. Ueberhaupt leuchtet selbst aus dem Anzuge, wenigstens bey dem vornehmeren Volkstheile, der üppige weichliche Charakter, der ihm eigen ist. Nicht Mädchen und Frauen allein verwenden Sorgfalt auf Geschmeide und Putz, sondern auch Männer, die es dem andern Geschlechte darin zuvor zu thun sich bemühen. Aus den Haaren wird ein hoher Bau, wie ein Thurm, erzwungen, den man mit bunten Federn besteckt; oben auf kommt wohl auch ein kleines Hütchen, das die Europäer eingeführt haben. Der vornehme Mann aus Arrakan windet seine Haare in Locken, und durchflücht sie mit bunten Bändern, wovon mehrere große Schleifen um den Kopf hersehen. Allgemein sind Arm- und Beinbänder aus Silber, Gold und Elfenbein bey den höheren Volksklassen: auch

wird das Ohrläppchen durchlöchert, und eine Rolle von dem feinsten Goldbळे durchgeschoben.

Töchter und Frauen der Vornehmen im Lande, die europäische Kleidertracht nachahmend, sind über dem langen Rock, mit einer Schürze, und am Oberleib mit Jacke und seidnem Halstuche bekleidet. Darüber hängt ein Schawl. Die Kleiderzeuge sind feiner Cattun und Seide.

Der Birmane baut sich gewöhnlich ein sehr einfaches Haus: es ist auf starken Pfählen errichtet, von Bambusrohr das Gestelle, die Wände von Flechtwerk, Matten, Bretern, die Bedachung von getrockneten Palmblättern. Eine Einfassung von Bambusrohr läuft umher: eine Leiter wird als Treppe gebraucht. Der Reiche und Vornehme baut größer, höher; lakirt seine Wände, und man erkennt seinen Rang an der größeren oder geringeren Durchbrechung des Daches. Sie ist um so beträchtlicher, je höher der Besitzer in Ansehen und Würde steht.

Der Kaiser allein bewohnt steinerne Gebäude, die an Größe und an verschwenderischer Pracht alles übertreffen. Außen und innen schimmert Gold, geschmacklos verwendet. Der eigentliche Kaiser-Pallast ist ein merkwürdiges Werk, worin sich der menschliche Stolz über alle Maßen deutlich macht. Ich folge in seiner Beschreibung den Nachrichten glaubwürdiger Augenzeugen: der Charakter eines Volkes und seiner Regierung wird durch ein solches Werk verständlich. Der Pallast hat vier nach den vier Weltgegenden offene hohe Thore, wovon jedem eine eigne Bestimmung

und eigner Name gegeben ist. Das Thor der Gerechtigkeit steht denen offen, die bey dem Kaiser Klage führen, oder um etwas bitten wollen; wenn sie ihr Gesuch angebracht haben, dann gehen sie durch das gegenüberstehende Thor der Gnade heim. Durch das Staatsthor darf allein der Kaiser ziehen, und durch ein viertes, das den Namen des goldnen hat, werden Gesandte vor ihn zur Audienz geführt. In einem großen, vergoldeten Saale, der auf hohen Säulen ruht; sitzt der Kaiser in reicher Kleidung, behangen mit Goldgeschmiede, von wenigstens fünfzig Pfund an Gewicht. Auf seinem Haupt die Krone, von Edelsteinen funkelnd, an seinen Schultern goldne Flügel; jeder, selbst der Europäer, der sich ihm nähert, muß mit empor gehaltenen Händen vor ihm niederknien, anzubeten. Die Säle im Innern schimmern von Gold und edlen Steinen: Schnitzwerk und Malereyen sind nicht gespart: kostbare Polster liegen auf den schönen Fußböden. Alles zeigt Verschwendung, Weichlichkeit des Oberhauptes und den niedrigsten Sklavensinn der Untergebnen.

Auf die Götzentempel ist in Birman nicht weniger Sorgfalt gewendet, als auf die Wohnung des Regenten: auch hierin äußert sich ein kindisch spielender Geschmack, der im Ungeheuren und in der Ueberladung mit Glanz seinen Vorzug sucht. Gewöhnlich stehen diese in Kegelform errichteten Gebäude, oben mit einer hohen Spitze von Gold und einem eisernen vergoldeten Gitterwerk versehen, auf erhabnen Terrassen; rings um sie her, in Wäldchen und Gärten

halb versteckt, liegen Priester- (Salapoinen) Wohnungen. Es ist eine Pagode im Lande, von 330 Fuß Höhe, und so reich an Kostbarkeiten aller Art, daß man ihr den Beynamen der goldnen gegeben hat.

Neben diesen ungeheuer hohen, und in ihrem Umfange so sehr umfassenden Gebäuden, den sichtbaren lebenden, und todtten Götzen gewidmet, verschwindet die ärmliche Hütte des armen Mannes, und diese ist in ihrem Innwendigen auch eben so arm und mangelhaft, als jene reich und bequem für den Himmelsstrich eingerichtet sind.

Der gemeine Birmane ist mit Wenigem zufrieden und überaus mäßig. Der Ackerbau, den er mit Kenntniß und Fleiß betreibt, giebt ihm sein Hauptnahrungsmittel: Reis. In diesem, abgekocht, oder gebacken, auch geröstet, so wie in mancherley Gemüse-Arten, besteht gewöhnlich sein Mittagsbrod: kann er etwas Fleisch oder Fische dazu bekommen, desto besser: allein er ist darin nicht ekel; selbst Schlangen, Ratten, Mäuse u. d. gl. sind ihm willkommen; er genießt sie mit größ-er Behäglichkeit. Dabey trinkt er Wasser, auch bereitet er sich aus Pflanzen einen Saft, dessen Genuß sehr berauscht. Es wird nicht in der Hütte selbst gekocht, sondern vor ihr im Freyen macht jede Familie ein Feuer, und setzt die Speisen in irdenen Töpfen auf. Der Vornehme und Reiche lebt kostbarer, und schwelgt in Gastmahlen von seltenen Gerichten, die in goldnen, silbernen, porzellänenen und gläsernen Gefäßen aufgetischt werden. Feines Glas hat hier, als eine Seltenheit, hohen Werth. Große Krebse sind bey

jedem Gastmable den Vornehmen das vorzüglichste Gericht.

Der Birmane kauft sich seine Frau, und den Reichen hindert kein Gesetz mehrere zu haben. Die eheliche Verbindung erfordert wenige Festlichkeiten und Formalitäten, aber eben so leicht wird sie dort auch wieder getrennt. Ein gutmüthiger, wohlwollender Charakter, den niemand den Birmanen im Ganzen absprechen kann, macht sie in ihrem Hauswesen froh: sie gehören zu der Zahl leichtsinniger, kindisch anhänglicher Menschen, die mit Wenigem vergnügt sind, und sich Vieles gefallen lassen. Der willkührlichen höchsten Macht unterwerfen sie sich ohne Murren; der oberste Gewalthaber erhält eben darum göttliche Verehrung. Jeder glaubt, das müsse so seyn, einer müsse unumschränkt herrschen, wenn alles im rechten Geleise bleiben solle, und keiner nimmt sich die Mühe, die alte Meinung, durch die Priester stets erneuert, zu prüfen. Es giebt nicht leicht ein Volk, das seine Sklaverey öffentlicher kund macht, als das Birmanische. Nur der Kaiser ist Herr, alle andre Bewohner seines Landes sind Sklaven. In seinem Titel stehen Dinge, die, wenigstens bey dem jezigen despotischen Mißbrauch, den er und seine Großen von ihrer Gewalt machen, erfunden zu seyn scheinen, um die Wahrheit zu verspotten, Er nennt sich aller Länder, Städte, aller Metalle und Edelsteine unumschränkten Herrn: Beherrscher des weißen Elephanten; den Fürsten, der die zehn Pflichten eines Königes täglich beobachtet; sie heißen Milde, Barmherzigkeit, Gebeth, Gerechtigkeit, sich begnügen

mit dem Zehnten des Landesertrags, Bestrafung ohne Leidenschaft, Duldsamkeit, gleich dem Erdboden, der Gute und Böse trägt, Anstellung der Weisen zu Beamten, Anhörung guten Rathes, und Entfernung von Stolz. In der That, mehr bedürfte es nicht, als treue Erfüllung dieser wahrhaft königlichen Pflichten, um sein Volk zu dem glücklichsten zu machen. Dagegen herrscht aber der drückendste Despotismus im Lande, gehägt von dem Sklavensinn, worein die sehr zahlreiche Masse der Unterthanen versunken ist.

Der Kaiser zeigt sich bey öffentlichen Feyerlichkeiten nur auf einem prächtigen Gerüste, wie auf einem Thurm, damit er seinen hoherhabenen Standpunkt über alle andern auch auf diese Art versinnliche. Tief unter ihm kniet das Volk, und betet an. Alles, was ihn betrifft, erhält den Beynamen golden. Niemand darf anders sprechen; niemand wird sagen: der Kaiser hat es gehört: sondern: die goldnen Ohren haben es erfahren. Nur Vornehmen ziemt es daher, Gold zu besitzen; damit es der gemeine Mann nicht durch Berührung entheilige, läßt der Kaiser keine goldnen, sondern nur kupferne und silberne Münzen schlagen.

Auch auf alles, was ihm unmittelbar angehört, wird der Beyname golden übertragen. Ich erinnere mich gelesen zu haben, daß wenn ein Ziegenbock von den Heerden des Monarchen, oder auch seiner Brüder, also ein goldner Ziegenbock, in ein Feld einbricht und alles verheert, kein Mensch es wage, den goldnen Gast hinweg zu jagen: man läßt ihn

ruhig fressen und verwüsten, bis es ihm selbst beliebt, wieder heraus zu gehen.

Wenn Schüsseln und Schalen, woraus der Kaiser speist, über die Straße getragen werden, muß jeder, der sie sieht, ehrerbietig nieder knien, und an jedem Mittage, wenn der Kaiser sich gesättigt hat, verkündet ein Trompeter dem Volke, daß nun sein Beherrscher auch das wichtige Geschäft der Tafel glücklich vollbracht habe.

Viele äußere Merkmale bezeichnen den Unterschied der verschiednen Classen, wozu die Einwohner des Birmanischen Reichs getheilt sind.

Der Durchbrechung des Daches an den Gebäuden gedachte ich weiter oben; andre Gegenstände dienen ebenfalls zur Bezeichnung dieses Unterschieds: z. B. Dosen, worin der in Indien zum Kaufen sehr beliebte Betel verwahrt wird, an Material und Form verschieden; Trinkflaschen, Pferdegeschirre, goldne Ketten. Jeder kann an diesen Unterscheidungszeichen den Rang der Personen erkennen, und an der größeren oder geringeren Zahl der goldnen Ketten, womit ein Mann geschmückt ist, auch den, in seiner Classe, wieder höheren oder niedrigeren Standpunkt. Der Kaiser allein schleppt sich mit 24 goldnen Ketten, die er sich umhängt; der hohe Adel trägt 12 Ketten; der niedrigste von der Classe der Adlichen nur zwey. Wehe dem, der es wagen würde, ohne durch seinen Stand dazu berechtigt zu seyn, sich die Ehrenzeichen eines höheren Standes anzumassen: er würde auf das empfindlichste bestraft werden.

Alle Angelegenheiten des Landes sind der Besorgung von vier Adlichen anvertraut, Ministern des Kaisers, deren Titel in unsrer Sprache so viel bedeutet, als Träger der Lasten. Unter ihnen handhaben viele Beamte und Unterbeamte die Gesetze und die ganze Verwaltung. Diese sind in die Provinzen und Städte des Reichs vertheilt: die Minister aber sitzen in der Hauptstadt alltäglich unter einer geschmückten Säulenhalle zu Rathe. Eben so wird in den Provinzen öffentlich Recht gesprochen. Wo der Buchstabe des Gesetzes nicht zur Entscheidung einer Sache hinreicht, wird höhere Entscheidung vorgeschlagen, und Angeklagte müssen in diesem Fall ihre Unschuld durch die Feuer- und Wasserprobe erhärten. So steht auch hier der Betrügerey und dem Uberglauben das Thor offen, und Willkühr entscheidet über Wohl und Wehe der Unterthanen.

Diese äußern in allem gesunden Verstand, und gute Fähigkeiten. Der Ackerbau wird sorgfältig betrieben, und das Culturfähige Land vermißt nicht fleißige Hände, welche es seiner Beschaffenheit und dem Himmelsstrich angemessen benutzen. Durch mannichfaltige Arten von Gewerben wird die Anschaffung nicht nur der nothwendigen Bedürfnisse erleichtert, sondern auch das erzeugt, was die Sinne reizt, und entweder zu eitlen Prunk oder blos zum Vergnügen gehört. Es werden feste, feine Zeuge von Seide und Cattun im Lande verfertigt: man weiß sie durch Farben zu erhöhen, und durchwirkt sie mit bunten und goldnen Zierrathen. Auch ist die Malerkunst und

Bildhauerey bekannt, und wird geübt, nur würde man irren, wenn man sich ihre Produkte anders, als schlecht, denken wollte. Die Baukunst hat mehrere große Steinmassen zu Gebäuden der Großen aufgethürmt; allein guter Geschmack ist von ihr ferne; das Ungewöhnliche, Riesenmäßige ist es, verbunden mit kleinlicher Zierrath, wornach sie strebt: sie findet indischen Wohlgefallen an allem, was glänzt und gleißt. Es giebt Gelehrte, Weltweise, Rechtsgelehrte, Aerzte und Priester; der Kaiser besitzt eine beträchtliche Büchersammlung, die man mit Recht die kostbare nennen könnte. Alle Bücher sind auf äußerst feine elfenbeinerne Tafeln, deren Rand vergolbet ist, geschrieben, oder, wie bey den Chinesen, mit dem Pinsel gemalt, und liegen in prächtig lakirten und vergoldeten Kästchen, an Farbe verschieden, nach dem Inhalt des Buches.

Die Gelehrten verwenden ihren Fleiß auf nutzlose Spekulationen: die Aerzte kuriren durch Zauberworte und geheime Künste, welchen der gutherzige Birmane vertraut; die Gesetzverständigen lassen sich die Erklärung der Gesetze, und ihre Anwendung bezahlen, so daß man auch bey den Birmanen sagen darf, für Geld ist alles feil. Die Religionslehrer versenken das Volk täglich tiefer, und geben ihm durch ihre Gauklerkünste einen frömmelnden Charakter, der unter einem indischen Himmelsstriche leicht den Verstand zerrüttet, und sich in Erfindung harter und widernatürlicher Bußübungen erschöpft. Die schönen Wälder der Talapoinen, Priester, worin ihre

Wohnungen, von nutzbaren Gärten umringt, stehen, vom Volke heilig geachtet, sind, wie die Nonnenklöster, ihrer Bestimmung ganz entgegen, der geheime Aufenthaltsort der Untreue und Schande: Verbrecher sind darin strafflos.

Die Birmanen im Allgemeinen bekennen sich zur himmlischen Religion: sie beten Götzen an, unsörmliche, häßliche hölzerne Schnitzwerke in übermenschlicher Größe; allenthalben mit Goldblech verschwenderisch belegt. Diese setzen in den Tempeln, oder Pagoden, auf bunten Polstern, von vielen Lichtern umgeben, und werden durch Opfer versöhnt, und in Liedern gepriesen. Weder Menschen noch Thieren ist der Zugang in die Pagoden versagt, erstere kommen, um Opfer zu bringen; letztere um solche zu verzehren, denn niemand darf sie hindern, hier so viel, als sie wollen, aufzufressen. Auch aus gebrannter Erde giebt es in dem Lande der Birmanen Götzenbilder, die nicht nur in den Tempeln aufgestellt, und verehrt werden, sondern selbst in gewöhnlichen Wohnhäusern eine Stelle zur täglichen Verehrung erhalten.

Bei Gelegenheit eines jährlichen großen Festes zum Andenken an verstorbne Freunde, führen die Priester das Bild des Hauptgötzen auf einem prächtig geschmückten Wagen umher. Neunzig Priester, in gelben Atlas gekleidet, umgeben ihn, und folgen dem Wagen paarweise nach. Alles drängt sich zu ihrem Segen, und wer ihn recht reichlich verdienen, und den Geruch der Heiligkeit und Frömmigkeit recht gewiß erhalten will, muß sich entschließen, sich auf der

Straße niederzuerwerfen, und den Wagen über sich hinweg gehen zu lassen. Das thun denn viele Rechtgläubige: andre rißen sich muthwillig die Haut an den, an den Seiten des Wagens in dieser Absicht befestigten, messerartigen Stacheln, und besprengen den Obßen mit ihrem Blute. Dies sind in den Augen des armen abergläubischen Volkes sehr verdienstliche Opfer. Eitel Betrug und Schein: in keinem Lande hat der Priesterorden durch Betrügereyen aller Art, durch überspannte freywillige Buzübungen, Qualungen und harte Verletzungen des Körpers einen so unbeschränkten Einfluß auf die Meinung des verblendeten Volkes zu erlangen, und bey solchem den Gedanken, daß sich durch Vernachlässigung, und freywillige Mißhandlung des Körpers die Seele reinige, erhebe, der Gottheit sich näher schwinde, so sehr zu befestigen bewußt, als in Indien, und nirgends wurden unter der Maske der Frömmigkeit größere Schandthaten verübt, als in den Hainen der indischen Pfaffen. Eben diese Strenge der Geseze, unter welchen sie stehen, und die sie durch Gaukeltünste im Stillen frevelnd verspotten, benutzen sie dazu, das tiefgesunkene Volk in dem Wahn von ihrem hohen Werth, und dadurch in der Unterwürfigkeit zu erhalten.

Die Volksmenge in dem Birmanischen Reiche ist nicht gering: die Verfassung bestimmt, daß, wenn ein Feind das Land bedroht, je drey Familien einen streitbaren Mann ins Feld stellen, und für seine Rechtschaffenheit, und für seinen Muth haften. Häu-

fig ist der fast Nackende, wie ihn die Abbildung Taf. IV. 14. darstellt, mit einem krummen Säbel bewaffnet, und schützt sich außerdem gegen feindliche Hiebe und Stöße durch ein kleines rundes Schildchen. Die Säbelklinge ist von verschiednen Farben, und ihre Form seltsam. Außer dieser, wahrscheinlich sehr alten, Nationalbewaffnung sind auch die Waffen der Europäer bekannt, und häufig: der Birmane weiß mit der Flinte, Pistole, mit Pulver und Bley, und sogar mit Kanonen umzugehen, und von diesen Erfindungen der europäischen Kriegskunst hat der Kaiser bedeutende Vorräthe.

Das Gesetz fordert von jeder Stadt des Landes, die dem Meere, oder einem schiffbaren Flusse nahe liegt, zur Bekämpfung seiner Feinde die Aufstellung und Bemannung eines Kriegsschiffes, das sogar mit den nöthigen Kanonen versehen seyn muß. Die Forderung übersteigt die Kräfte einer solchen Stadt nicht, denn im Schiffbau, der vorzüglichsten Erforderniß, um jene zu erfüllen, sind die den schiffbaren Flüssen und dem Meere nahe liegenden Birmanen so geübt, daß sie große Schiffe in europäischer Bauart, und selbst für den Gebrauch der Europäer völlig brauchbar, auf Bestellung und für Rechnung anderer verfertigen.

Die Birmanen verbringen manche, dem Vergnügen bestimmte Tage und Stunden mit allerley Freudenfesten: Musik, von lärmender Art, nicht geschaffen, sanfte Empfindungen zu erregen, und durch sie den Zuhörer zu beglücken, begleitet ihre Lieder, und belebt

sie zum Tanze. Man stellt zur Feyer der Festtage Kechterspiele an, wobey sich die Gewandtheit der Kämpfer zeigt, und häufig Blut fließt: auch werden die Abendvergnügungen, die unter heißen Himmelsstrichen am einladendsten sind, durch künstlich angeordnete Beleuchtungen und Feuerwerke mannichfaltiger. Der Vornehme tanzt nicht selbst; er belustigt sich nur an der Tänzen der Seringern, und üppige Tänze, denen die Schamhaftigkeit eines gesitteten Europäers gern ausweicht, sind ihm die gefälligsten. Gaukler und Taschenspieler müssen ebenfalls zur Unterhaltung der Gesellschaften bey Festen beytragen.

Die in dem Birmanischen Reiche keineswegs strenge bewachten Frauen und Mädchen, die sogar, indischer Sitte ganz zuwider, unverschleiert öffentlich erscheinen, haben das Recht, sich am Neujahr-Abend auf eine ganz eigne Art zu belustigen. Sie stehen vor den Thüren der Häuser, und besprengen die vorübergehenden Mannspersonen muthwillig mit Wasser.

Die Birmanen haben das Verbrennen der Verstorbenen eingeführt: dies geschieht mit großen Feyerlichkeiten. Es wird ein Scheiterhaufen von wohlriechendem, kostbarem Holze errichtet, auf welchem man den Leichnam, im Sarge liegend, der Flamme Preis giebt. Leute von geringem Stande, denen es nicht möglich ist, die Kosten einer solchen Vorkehrung zu bestreiten, versenken ihre Verstorbenen im Wasser. Zur Trauer ist, wie in China, die weiße Farbe eingeführt.

Die Haushaltung der Portugiesen.

Zaf. IV. 16. 17. Taf. V. 18. 19.

Zaf. VI. 20. 21. 22.

Im äußersten Westen von Europa findet der Reisende das Königreich Portugal, dessen Flächeninhalt auf 1700 geographische Quadratmeilen bestimmt wird. Es ist gegen Westen und Süden vom großen Welimeer bespült, gegen Osten und Norden von Spanien begrenzt. Lockender für den Fleiß des Bewohners, lohnreicher für ihn giebt es nicht leicht einen Erdstrich in Europa: die Natur hat die Skizze zu einem Paradiese entworfen, es bedarf nur des freyen Auges, diese Angabe zu sehen, nur des thätigen Willens, sie auszuführen, und dadurch ein Gemälde zu beendigen, das den herrlichsten Anblick für den Menschenfreund gewähren würde.

Im Ganzen genießt Portugal einer weit gemäßigteren Luft, als Spanien, aber nicht in allen Punkten gleich. Dies findet in keinem Lande von einer so beträchtlichen Ausdehnung statt. Im Norden des Königreichs ist der Name des Winters keine so unbekante Sache als im Süden; dort wird er bisweilen lästig durch seine Dauer, ob er gleich sich nur in anhaltendem Regen äußert; hier im Süden wünscht

man sich besonders im Sommer die kühleren Lüfte der nördlichen Lagen, denn die Hitze wird bisweilen gewaltig und drückend. Aber größtentheils sind auch die Sommermonate leidlich, denn von Westen her bestreicht täglich sanfte Kühle, durch das Meer herbey geführt, das Land, und erquickt die ganze lebende und leblose Natur. Aber schönere Frühlinge giebt es nirgends als in Portugal: die erneuerte Kraft in den Pflanzen äußert sich auf das üppigste; Blüthenhaine von mannichfaltiger Schönheit verbreiten ihre Balsamdüfte; Blumen sprossen überall; die Luft ist unbeschreiblich heiter, und ihr Einfluß auf den Menschen höchst wohlthätig; ein ganz anderer fühlt er sich da, lebendiger, froher.

Die Fruchtbarkeit des Bodens ist groß, wäre der Fleiß der Bewohner des Landes dieser angemessen, so würde Ueberfluß an Getreide, Wein, nährenden und labenden Früchten vorhanden seyn, es würden noch andre Gegenden, denen ein minder günstiger Himmelsstrich zugetheilt wurde, mit dem Uebrigen versorgt werden können, anstatt daß noch jetzt Portugal Getreide vom Auslande erhalten muß, um nicht Mangel zu leiden.

Die Provinz Estremadura scheint die fruchtbarste zu seyn, vielleicht nur um deswillen, weil seit Jahrhunderten auf den Anbau dieser Landesstrecke die meiste Sorgfalt verwendet worden ist. Auch im Auslande kennt und schätzt man portugiesische Weine: sie machen einen Haupttheil des Handels mit Fremden, vorzüglich mit Engländern aus. Die geringste





Mühe, welche der Weinbau in einem Lande, dem die Rebe eigentlich einheimisch angehört, und nicht als ein Fremdling, wie größtentheils bey uns, erst angewöhnt werden muß, erfordert, war Ursache, daß der portugiesische Landbauer dem Ackerbau, der ohnedies nicht hinreichend betrieben wird, noch mehr Land entzog, so daß noch in den letzten Zeiten des vorigen Jahrhunderts geschärfte Befehle gegeben werden mußten, die zum Vortheil des Getreidebaues den Weinbau beschränkten. Man mußte die Besitzer der zum Getreideanbau schicklichen Lagen an den Flüssen Lago, Mondago und Vouga durch Bedrohung des Verlustes ihrer Ländereyen zu vermögen suchen, die Weinreben auszu-rotten, und den Boden dem Pfluge zurückzugeben. Die allervorzüglichsten Gegenden, in der Umgebung von Lissabon, (portugiesisch Lisboa) Deyras, Carcavellos Lavadio, Torresvebras, Alenquer, Anadia, und Mogosfores wurden von diesem harten Gerichte losgesagt.

Die übrigen Landeserzeugnisse sind seiner Lage entsprechend. Es bringt Oliven in reicher Menge und vorzüglicher Güte hervor: das portugiesische Del weicht keinem andern an Wohlgeschmack. Rosinen liefern die südlichen Gegenden reichlich und gut; Citronen, Orangen, Limonen, Feigen, Mandeln, Castanien, Datteln, gedeihen ohne besondrer Wartung: ganze Wälder von dergleichen zarten Fruchtbäumen locken den Bewohner, und ihren Früchten ist ein vorzüglich edler Geschmack zugetheilt. Andre fruchttragende Bäume vermehren noch diese Genüsse, so wie die Reize der Gegend.

Da Portugal zu den größtentheils gebirgigen Erdstrichen gehört, so fehlt auch Holzung nicht: es hat schöne Wälder, die der Aufenthalt jagdbarer Thiere sind, ohne den Raubthieren der heißeren Erdgürtel zum Zufluchtsort zu dienen, und durch sie gefahrvoll für den Menschen zu werden. Die Seidenraupe erzeugt auch dort viele und gute Seide: die wilde Biene bereichert den Menschen sowohl in den Feldern, wo sie fast ganz weißen, wohlriechenden Honig bereitet, als auch in den Waldungen durch ihren Fleiß, und giebt ihm, dort größtentheils vergänglich, ein Vorbild, dessen Nachahmung seinen Wohlstand erheben würde.

Das Meer, welches die ganze West- und Südseite des Landes neßt, bietet den Bewohnern vorzügliche Fische dar, auch sind die Flüsse und Seen im Lande selbst reich an wohlschmeckenden Fischen. Nicht minder ergiebig liefert das Meerwasser, wenn es verdunstet hat, Salz.

Es giebt viele hohe Berge in Portugal: die Ebenen sind selten: selbst die ebenste Lage des Landes, die Provinz Alentejo, hat nur einige Ebenen von Bedeutung. In den Eingeweiden der Gebirge in Portugal liegen Schätze an Edelsteinen, Silber, Kupfer, Zinn- und Eisenerzen; aber sie bleiben unbenutzt: zwar entfernter, aber reicher findet der Portugiese diese Gegenstände in den Bergwerken von Südamerica, die ihm gehören, hier würde er sie selbst bearbeiten müssen, dort stehen ihm schwarze Sklaven zu

Gebote, er läßt daher die europäischen Reichthümer begraben liegen, so lange ihm jene wucherlichen Erwerb bringen.

Die Zahl der größern und kleinern Flüsse ist in Portugal beträchtlich. Mehrere aber wirken schadenvoll auf das Land; denn der nachlässige Bewohner läßt sie größtentheils schalten nach Willkühr, ohne da und dort ihre Ueberschwemmungen und Durchbrüche nach seinen Kräften zu hemmen, ohne der Ausdehnung sumpfiger Lachen, die von jenen herrühren, zu steuern. Diese Flüsse könnten, bey besserer Verwendung ihrer befruchtenden Kräfte, weit nützlicher für das Ganze werden; aber auch jetzt noch fehlt mehreren Gegenden das zur Befruchtung nöthige Wasser, welches ihnen durch Canäle reichlich zugeführt werden könnte; andre haben zu viel, und werden morastig, und der Gesundheit schädlich.

Der Tajo, (Tago) in Spanien entspringend, der bedeutendste unter Portugals Flüssen, führt Gold in seinem Sande aus den Gebirgen mit sich, in welchen er seinen Ursprung nimmt.

Einem Lande, das von einem so milden Himmel begünstigt, Abwechslung an Bergen und Thälern hat, kann es nicht an herrlichen Kräutern zur Nahrung für die Heerden fehlen, und in der That sind die Weiden in Portugal vorzüglich. Aber dennoch ist die Sorgfalt für Rindvieh- und Schafheerden nicht in allen Theilen des Landes, wo sie bestehen könnte, so allgemein, daß nicht aus Spanien alljähr-

lich eine große Menge Vieh, zum Unterhalt der Portugiesen nothwendig eingeführt werden mußte. Die Wolle der einheimischen Schaafe ist nur wenig geringer, als die der spanischen; Pferde von vorzüglicher Schnelligkeit nährt das Land ebenfalls, aber die Bewohner machen weniger Gebrauch davon, als von Eseln.

Der Portugiese ist schlank, und von mehr als mittlerer Größe: es giebt auch recht große Männer unter diesem Volke. Häufig sind sie hager, ohne kraftlos zu seyn. Eine braune Körperfarbe, sehr feuriges Auge, und schwarzes Haar zeichnet sie aus, und ihre Gesichtszüge sind häufig angenehm; der Beobachter findet unter dem weiblichen Theile dieses Volkes herrliche Gestalten, die durch den schönsten Wuchs, richtige Verhältnisse der Körperteile, und durch sanftes Feuer der Blicke anziehen. Ernst ruht gewöhnlich auf der Stirne der Männer, und wer auf Rang und Vorzüge hoher Geburt Ansprüche hat, verläugnet auch in seinen Mienen, so wie im Gang und in allen Geberden, einen hohen Grad von Stolz nicht, der oft lächerlich wird, und stets drückend bleibt. Genuß ohne Mühe, Besitz ohne Arbeit, darnach strebt der Portugiese, und selbst in den niederen Volksklassen ist dieser Wunsch so lebhaft, daß niemand sich gerne anstrengt, jeder nur so viel arbeitet, als gerade die Umstände erfordern. Dieser Hang zur Trägheit ist es, der, verbunden mit den religiösen Grundsätzen, die schnellere Entwicklung und Ausbildung dieses Volkes verhindert, und die Ursa-

che wird, warum Künste und Manufakturen hier minder blühen, als in andern Staaten, und der Landbau weit weniger ergiebig ist, als er, nach der natürlichen Beschaffenheit des Bodens, seyn sollte.

Man hat häufig den Charakter der Eingebornen in den südlichen Gegenden des Landes, und ihre Neigung zu durchaus sinnlichen Genüssen getadelt; häufige wiederholte Angaben und Behauptungen darüber lassen glauben, dieser Tadel sey nicht ungegründet. Auch sagt man, dieser Theil der Eingebornen, sey tückisch, wenig menschenfreundlich gesinnt, trügerisch und voll Eigennutz; für offner, besser, leutseliger werden die Bewohner der nördlichen Gegenden gehalten, und auch dieß mit Recht. Sie sind dienstfertig, und gastfrey im höhern Grade. Ihr leichter Muth hebt sie über die Sorgen des Lebens hinweg: sie verändeln die Tage, ohne über etwas anders ernstlich nachzudenken als über die Art, solche am leichtesten und frohesten zu verbringen. Ein frommer, lindlich glaubender Sinn macht sie theilnehmend: sie sind arm aber gut, und dergleichen guten Menschen ist nichts erfreulicher, als andre froh um sich zu sehen.

Die Kleidertracht ist in den verschiednen Gegenden des Königreichs verschieden: die Einwohner, welche der spanischen Grenze zunächst wohnen, kleiden sich den Spaniern ähnlich. Von vielen werden die Haare in ein gestricktes Netz gesammelt; andere bedecken den Kopf mit einer hohen Mütze. Eine kurze Weste mit Ärmeln ist gewöhnlich das hauptsächlich-

ste Gewand der Männer, mit weissen Beinleidern: über der Weste wird ein kürzerer, oder längerer Mantel getragen. Stiefel und Schuhe sind üblich. „Die Portugiesen, sagt ein Reisender der neuesten Zeit, lieben äußere Pracht und Kleiderpuß: wer die Kosten aufstreiben kann, kauft sich den Christusorden, der nicht theuer ist, und am Sonntage gibt auch der ärmste Handwerker in der Kleidung keinem Kaufmann oder Edelmann (Fidalgo) etwas nach. Ein Portugiese, fährt er fort, der am Sonntage oder Festtage gepuht über die Straße geht, würde ganz außer sich kommen, wenn nicht alle, die ihm begegnen, den Hut vor ihm abzugeben; um also diesem Mißvergnügen sich nicht auszusetzen, nimmt er seinen Hut schon in der Ferne ab, um den andern dadurch zu nöthigen, seinem Kleide die schuldige Ehrerbietung zu beweisen.“

Der Portugiese geht gerne bewaffnet: wer den Degen tragen darf, setzt hohen Werth in diesen Vorzug, und der Soldatenstand gilt als der erste im Reiche.

Die Kleidung der Portugiesinnen ist nach den verschiedenen Gegenden verschieden; auf dem Lande sind hohe spitze Mützen, buntgestreifte kurze Schleyer, Kleider von gestreiftem, oft vielfarbigem Cattun, die ringsherum aufgewunden werden, und kurze Unterrocke üblich: Landmädchen tragen, wenn sie auf ihrem Esel zu Markte reiten, weite Stiefel, kurze Säcken mit langen Ärmeln, bunte, kleine, vorn aufgestülpte Mützen, und selten fehlt der Fächer, um

sich damit zu kühlen. Den Hals schmücken sie sich mit mehreren Schnüren von Korallen und Glasperlen: andere, reichere tragen goldne und silberne Ketten, achte Perlen. An Sonn- und Festtagen ist die schwarze Farbe die gewöhnlichste; in den Städten, besonders in der Hauptstadt sieht man kein Frauenzimmer von einigem Ansehen, und von gutem Rufe, das nicht in diese Farbe gekleidet wäre. Sie ziehen ein schwarzes Regentuch, welches um die Taille befestigt ist, und nur wenig davon sichtbar werden läßt, über den Kopf, und bedecken das Gesicht damit. Gewöhnlich wird schwarzer Grob de Tours (schwerer Seidenzeug) zu diesem Tuch genommen, und es gehört zu den bedeutungsvollen kleinen Modespielden der Damen, sich dem Anscheine nach damit recht viel zu schaffen zu machen, dasselbe in jedem Augenblick anders zu legen, jetzt zu öffnen, dann wieder zu schließen, es zurück zu schieben, in neue Falten zu ordnen, und so das Angesicht bald liebreich zu zeigen, bald neidisch zu verhüllen. Man sagt, viele, sehr viele machten diese Schleyer-Kunstübungen aus Begierde um so gewisser die Blicke der Vorübergehenden auf sich zu ziehen, und zu überraschen, wenn sie ihr Gesicht sparsamer sehen ließen. Selbst die Frauen und Mädchen der geringern Volksklasse, welche auf Zucht und Ehre halten, werden ohne diese Haupthülle nicht öffentlich erscheinen, sogar Dienstmägde sieht man nicht anders auf der Straße.

Vornehme Portugiesinnen fahren, oder bedienen sich der Tragseffel, die von zwey Maulthieren sanft und

sicher getragen werden. Auf der fünften Tafel ist eine solche wandernde Dame abgebildet. Die Maulthiere machen sich vom Weiten durch helle Glocken kund, und der lustige Maulthiertreiber, äußerst höflich gegen seine Gebieterinn, hat sich verkehrt auf das Thier gesetzt, um in einer der Ehrfurcht für die Zuhörerin angemesseneren Stellung seine Guitarre, die er nie vergißt, ertönen zu lassen, damit jener die Zeit angenehm enteile. Er rechnet dabey auf die Treue seiner Thiere, die des Weges kundig sind. Zur Kirche fährt selbst die vornehmste Dame nicht: sie glaubt wenig Achtung gegen die Heiligkeit der Handlung, die sie verrichten will, zu verrathen, wenn sie um in die Kirche zu kommen, sich fremder Mittel bedienen wollte: sie geht zu Fuß, aber nicht allein: je vornehmer sie ist, desto zahlreiches Gefolge von Dienstmägden, und schwarzen Sklavinnen; damit wird in Portugal sehr viel Prunk getrieben. Auch erschöpft sie ihre Launen an dem Puze dieser Dienerinnen, die sie sich gänzlich zu eigen macht.

Es gehört zu den geltendsten Zeitverkürzungen der portugiesischen Frauen von Rang und Reichthum, den Tag über auf einem Sopha im kühlsten Gemache des Hauses zu liegen, von ihren weiblichen Dienerinnen umgeben, die auf dem Boden um sie her sitzen, ihr Kühlung fächeln, viel Neues vorplaudern, und Märchen erzählen müssen.

Die Portugiesen sind ihrer Höflichkeit wegen selbst von Ausländern gerühmt: der Landmann sogar ist artig und höflich in seinem Betragen: unter sich

wird es oft zur Uebertreibung. Begegnen sich zwey Bauerweiber in einem schmalen Wege auf ihren mit Früchten beladenen Eseln nach dem Markte reitend, und eine ersucht die andre, auszuweichen, so wird sie nie unterlassen, solche anders als Senhora (Madame) zu nennen. Zu den Ausnahmen von dieser Regel sollen ohne Ausnahme die Wasserträger in Lissabon gehören, die größten Menschen, die man sehen kann.

Auf dem Lande errichtet sich der Portugiese ein sehr einfaches Haus: auf ebener Erde ist das Wohnzimmer, neben dem Viehstall, den nur sehr geringe Grenzen von dem Aufenthaltsorte der Menschen trennen. Darüber, unter dem Dache sind Vorrathsplätze für die Fütterung des Viehes. Es werden nur wenige Fensteröffnungen an einer solchen Landwohnung angebracht, und gewöhnlich läuft eine niedrigere Verdachung über den Fenstern des Parterres an dem Hause hin, die auf rohen Pfeilern ruht, und den Sonnenstrahlen den Zugang verwehrt. Wenn meine Leser das Blatt 22 der Taf. IV. welches ein solches Landhaus anschaulich macht, betrachten, so bitte ich den großen Krug neben der Thüre nicht zu übersehen, welcher auf eine sehr löbliche Sitte in Portugal hindeutet. Wo es nur immer möglich ist, wo zum Beyspiel eine Quelle am Wege auf der Landstraße sich zeigt, oder im Gebirge Wasser aus Felsen sich, auch nur sparsam, ergießt, wird es in großen steinernen Krügen gesammelt, die beständig stehen bleiben, dem Reisenden zu wohlthätiger Erquickung.

Gleiche Bestimmung hat auch dieser Krug. Es giebt in jenem Lande nicht so viele, wohlgefaßte Brunnen, wie bey uns, und doch ist Wasser die erste nothwendigste Labung unter einem heißen Himmelsstrich.

In den Städten, besonders in der Hauptstadt, in Porto (Oporto) und andern werden hohe, massive Gebäude errichtet, an denen, besonders in neuern Briten guter Geschmack nicht zu verkennen ist. Die Häuser sind meistens drey Stockwerke hoch, und enthalten alle Bequemlichkeit, die eine üppige, vornehme Lebensweise erheischt. So rühmen alle neuere Reisende die Schönheit des Theils von Lissabon, der, nach dem Erdbeben von 1755, wodurch diese Stadt fast gänzlich zernichtet wurde, wieder hergestellt worden ist. Es liegen noch viele Baustellen im Schutt, aber die Hergestellten sind nach einem schönen Plan, fast alle in einerley Bauart aufgeführt, und bilden Gassen, welche so breit sind, daß, den Fußweg zu beyden Seiten nicht mitgerechnet, vier Wagen neben einander fahren können. Würde der Bau, der noch immer vorrückt, so vollendet: Lissabon müßte eine der schönsten Städte des Erdbodens werden. Kirchen und Klöster sind in Portugal zahlreich, groß und massiv, Lissabon hat allein eine beträchtliche Anzahl. Geringer ist die Zahl von angenehmen öffentlichen Spaziergängen daselbst.

Viele Reisebeschreiber klagen über Unreinlichkeit in portugiesischen Wirthshäusern, in den Wohnungen überhaupt, und in den Straßen. In den meisten Straßen der Hauptstadt sogar, sagt ein neuerer Rei-

sender, die besonders wegen ihrer engen Anlage und der Höhe der Häuser, den Strahlen der Sonne nicht frey stehen, ist vor Schmutz fast nicht fortzukommen, denn alles, was nur immer unter dem Worte Unrath verstanden werden kann, wird durch die Fenster auf die Straßen geschüttet und geworfen, und niemand kümmert sich darum, diesen Unflath wegzuschaffen. Was davon einigermaßen genießbar für Thiere ist, wird mit schrecklich heißer Begier von einem Heere halbverhungelter, herrnloser Hunde aufgefressen, die alle Straßen durchlaufen. In breiten, offenen Straßen trocknet die Sommerhitze solchen Unrath schnell auf. Von einem einzigen Zuge der Art ist der Schluß auf andre ähnliche nicht zu voreilig.

Die portugiesischen Dörfer sind im Ganzen sehr elend: ein Haufen von schlechten Hütten, wo der Reisende weder einen Bissen Brod für sich, noch Futter für Pferde oder Maulthiere findet, und bey aller Höflichkeit und gefälligen Behandlung der Landleute vor Hunger fast zu Grunde geht. Selbst in den so genannten Wirthshäusern fehlt oft der Vorrath an den nothwendigsten Bedürfnissen. Ich erinnere mich, gelesen zu haben, daß Reisende in einem solchen Fall bey dem Pfarrer des Dorfes Hülfe suchen, und finden.

Der Landmann in Portugal lebt sehr mäßig, der größte Theil dieser nützlichen Volksklasse recht arm. Ein Stück Brod von türkischem Korn oder Mais, etwas Knoblauch, um dem Brode Geschmack zu geben, und eine eingefalzne Sardelle macht seine

und der Seinigen gewöhnliche Mahlzeit: er speißt festlich nach seinen Begriffen, wenn er für die Weihnacht- oder Ofterfeyertage ein Stück Kalbs- oder Ochsenfleisch aufstischen kann. In den Städten, besonders in Lissabon, besteht seine tägliche Kost in Kastanien und Sardellen, welche von alten Weibern, die auf allen Gassen sitzen, und diese beyden Gerichte auf Kohlen bereiten, im niedrigsten Preise feil geboten werden. Es ist traurig, die Schilderungen reisender Ausländer über den eigentlich kläglichen Zustand des Landmanns, und ärmern Städtebewohners in Portugall zu lesen. Ich will nur eine hier mittheilen. Dürstigkeit und Elend sind hier sein Loos; er hofft von einer ihm verheißenen bessern Zukunft eine glücklichere Entwicklung seines Schicksals. Daher ist er dem Anscheine nach so gleichgültig, und Niedergeschlagenheit ist auf seinem Gesichte bemerkbar: elende Nahrung schwächt ihn, die Gluth der Sonne verzehrt den Ueberrest der Kräfte. Der übelbehandelte Bauer ist im dreyßigsten Jahre stumpf, eingeschrumpft, und voll Runzeln, und Weiber von diesem Alter aus dem Bauernstande tragen alle Kennzeichen eines hohen Alters an sich, und schleichen größtentheils Gespenstern ähnlich umher.

Diese Frugalität der Mahlzeit ist bey den Tafeln der Vornehmen und Reichen von Adel, der Erzbischöfe, Bischöfe und andrer hoher Geistlichen nicht zu bemerken. Man schmaußt kostbar, und trinkt feine, starke Weine. Den vornehmsten Aufwand verwenden die Portugiesen bey Gastgeboten auf den

Nachtisch, Ein sehr süßes Nas ist dabey eine Hauptschüssel, und hinter jedem Stuhle lauert ein Diener auf den Wink des Gastes, um ihm ein Glas eiskalten Wassers darzureichen, welches der Schwelger gleich nach dem Genuß des Süßen recht langsam ausleert, und sich gleichsam tropfenweise damit erfrischt. Es giebt nicht leicht ein Volk, das den Werth eines kalten, frischen Trunks Wassers so sehr zu schätzen weiß, als der Spanier und Portugiese, auch ist Wasser bey dem größten Theil der Vornehmen das hauptsächlichste Getränk, und sie wissen die verschiedenen Grade der Güte im Wasser sehr deutlich zu unterscheiden. Der starke Weintrinker kann es nicht. Beym Nachtisch finden sich die herrlichsten Confecte, noch geschmackhaftere edle Früchte, und starke süße Weine: Kaffee wird zuletzt geboten.

Eine eigne Einrichtung, frische Milch zu bekommen, ist in Portugal auffallend. Sie besteht vorzüglich in der Hauptstadt. Die Milchverkäufer treiben eine Menge Ziegen vor sich her, und wenn sie bey einem Hause angerufen werden, so heißen sie ihre Ziegen stille stehen, und melken sie nun auf der Stelle. Allein man behauptet, diese Einrichtung sichere dennoch nicht vor Betrug, indem die Verkäufer vorher schon Wasser in die Gefäße zu bringen, und so die Milch zu mischen verstehen, ohne daß es der Käufer gewahr wird.

Der Portugiese geht in mehreren Gegenden zu nachlässig mit den vortreflichen Früchten seiner Re-

ben um, so daß die Güte des Weines durch die schlechte Behandlung häufig vermindert wird. „Kein Land in der Welt, sagt Costigan von der Gegend um Evora, bringt schönere Trauben, und elenderen Wein, als dieses, hervor; die schlechte Behandlung der Weingarten-Besitzer ist Schuld daran. Sie bedienen sich keiner Tonnen, oder anderer hölzerner Gefäße, sondern sie lassen den Most in schlecht gebrannte irderne Gefäße fließen, mischen Kalk darunter, damit er sich reinige, und verwahren ihn entweder in diesen irdernen Krügen, oder, wenn er versendet werden soll, in getrockneten Schweinshäuten, die zusammen genäht, und innen und aussen verpicht werden. Der Wein wird dadurch so unschmackhaft, daß ihn kein Kenner mit Lust genießen kann.

Die Sprache der Portugiesen stammt aus der spanischen, arabischen, lateinischen und französischen und kann ihre Verwandtschaft mit diesen verschiedenen Sprachen nicht verleugnen, sie ist gravitatisch, und zum Ausdruck ernsthafter Ideen mehr geeignet, als zu den Spielen des leichten, scherzenden Wizes.

Der Portugiese hat gesunden natürlichen Verstand, er faßt leicht, und verarbeitet das Aufgegriffne richtig; es fehlt Erziehung, und Aufmunterung, um die Fortschritte desselben in der Ausbildung zu beschleunigen. Der allzu religiöse Sinn, den die geistliche Gewalt aus Gewinnsucht zu unterhalten, und noch stets zu verstärken sucht, steht der völligen und zweckmäßigen Benutzung der Verstandeskraft im Wege,

und erzeugt jene falsche Ruhe und Gleichgültigkeit, die den Menschen der gewöhnlichen Art dulden lehrt mehr als er soll, schwächen und trachten lehrt, aus Schwäche, nach übernatürlichen Genüssen und Freuden jenseits des Grabes, von welchen er sich in seiner Einbildung sonderbare Vorstellungen macht. Wenn der deutsche Beobachter ein ganzes von der Natur glücklich begabtes Volk in den tiefsten Aberglauben versunken sieht, wenn er die Ursachen aufspürt, denen es zuzuschreiben ist, daß eine solche Menge der Würde des Menschen so langsam näher schreitet; muß er nicht die wohlthätigen Folgen der Aufklärung, welche er in seinem Vaterlande gewährt wird, verehren, und die Regenten segnen, durch deren menschenfreundliche Mitwirkung jene vorbereitet worden sind?

Selbst nach den Berichten portugiesischer Gelehrten sind noch große Hindernisse aus dem Wege zu räumen, ehe die Nation wird, was sie werden kann. „Wir sind, sagt ungefähr d'Oliveira, unwissend, ohne es zu wissen: erst wenn wir außer den Grenzen des Königreichs sind, wird unser Blick heller, wir erkennen unsre Unwissenheit. Der Ausländer räumt uns ein, daß wir Verstand haben, leicht begreifen, wohl gesittet sind, daß uns Beurtheilungskraft, und inneres Vermögen nicht fehle; allein Eigensinn, steife Gravidität, erzwungener Ernst, Mangel an Freyheit zu denken und zu schreiben, verursachen gerechte Beschuldigungen und niedrige Vorstellungen andrer

Völker von uns." Es sind in den neuesten Zeiten mehrere gute Einrichtungen von Seiten der Regierung gemacht worden, welche die Verbesserung der Lehranstalten, Vervollkommenung der Landesindustrie, Erhebung des Kunst- und Manufaktur-Fleißes betreffen, und jeder Menschenfreund wird wünschen, daß die gute Absicht dabey erreicht werden möge. Der portugiesische Handwerker, wie der Landmann, bleibt an einmal hergebrachten Handgriffen und Einrichtungen kleben, und ändert mit Widerwillen, was von groß- und urgroßväterlicher Weisheit auf ihn gekommen ist. So. z. B. wird noch jezt das Fuhrwesen im Lande durch eine ganz eigne Art von großen Karren mit zwey Rädern erschwert, welche der Bauer, oder Fuhrmann oft mit acht Ochsen bespannt. Sollte man glauben, sagt ein ungenannter Beobachter in der Berliner Monatschrift, daß es dem portugiesischen Bauer noch nicht eingefallen ist, die Räder seines Karrens sich um den Achsenarm drehen zu lassen! Sie sitzen vielmehr an den Armen der Achse fest, und müssen sich mit der ganzen Achse zugleich herumdrehen, wodurch bey so schlechten Wegen, als man in Portugal findet, auch nur eine geringe Last für mehrere Ochsen zu schwer wird, und das Fortkommen fast unmöglich macht. Da die Achse auch nicht einmal mit Del oder Theer geschmiert wird, so kann man sich leicht vorstellen, daß das Umwälzen eines so starken Stückes Holz unter einem stärkeren, das noch überdieß beladen ist, ein lautes Knarren verursachen müsse. Dieses hört man denn auch in

der That von jedem solchen Karren über eine Viertelmeile weit." Fragt man, warum sie diese beschwerliche Einrichtung nicht ändern, so antworten sie: eben dieses dadurch verursachte Knarren sey der Vortheil, welchen die Einrichtung gewähre. Wenn dieß wegblicke, so würden sich die Wagen in den hohlen Wegen einander begegnen, und daraus würden viele Unordnungen entstehen.

Daß in Portugal niemand viel und anhaltend arbeite, habe ich weiter oben schon, nach den Berichten der Reisenden, behauptet: besonders im Sommer dient die starke Hitze zur Entschuldigung. Von zehn Uhr des Morgens, bis vier Uhr des Nachmittags geht niemand gern aus dem Hause, wenn ihn nicht sehr dringende Geschäfte zwingen, und wer nur immer ruhen kann, ruht. Nach vier Uhr erhebt sich der Seewind, der die Luft kühlt, und alles erfrischt. Dann erneuert sich in dem Menschen das rege Leben, er sucht Gesellschaft und Mittheilung: in Portugal findet er sie alsdann beyden Freuden der Tafel, bey dem Kartenspiel, bey Musik und Tanz, bey Stiergefechten, im Theater. Besuche geben, und annehmen erfordert hier so gut wie anderwärts seine Zeit, und der Mann von Welt glaubt hier mehr als anderswo damit ein Geschäft abgemacht zu haben, und nicht müßig gewesen zu seyn. Wenn gemeine Leute zu ihrem Vergnügen sich versammeln, so fehlt die Guitarre nicht, und bald erhebt sich ein Paar zum Fandango, der in Portugal nicht seinen Charakter, sondern nur den Namen ändert, und hier Foffa heißt.

Die Tanzenden schlagen Castagneten zwischen den Fingern, und wetteifern in üppigen Stellungen. Bey einem Stiergefechte, wozu die Menge haufenweise stürzt, erbigt sich die Phantasie, und Blutdurst erzeugt freudigen Taumel: den gefühlvollen Fremdling empört der Anblick von mehreren tausend Menschen, welche sich über die Schmerzen schuldloser Thiere recht ausgelassen erfreuen. Bey den Ergözungarten der Spanier werde ich meinen Lesern diese grausamen Volksfreuden umständlicher schildern.

In den Gesellschaften der Portugiesen herrscht großer Zwang; sie setzen Ehre in äußern Prunk, in zahlreiche Bedienung, in großen Aufwand an kostbaren Gefäßen, u. d. gl.; aber häufig, dieß behaupten mehrere glaubwürdige Reisebeschreiber, zeigt sich dabey deutlich ein Gemische von Glanz und Elend, von Armseligkeit und Eitelkeit, von Gepränge und falscher Größe, bey offenbarem Mangel. Der Fremde wird überrascht, und dieß um so mehr, je weniger er dergleichen in seiner Heimath zu sehen gewohnt ist. Sind die Nachrichten nicht übertrieben, so ist nichts auffallender und lächerlicher, als die Art, wie sich der Stolz in portugiesischen Gesellschaften äußert, und die aus dem Zwang entstehende Langeweile ist sehr drückend. Wenn die zahlreich versammelten Gäste die Tafel verlassen, und zum Beschluß mit Thee, Kaffee, und Zuckerwaare versehen worden sind, werden Kartenspiele geordnet, unter denen das Pharaospiel eines der beliebtesten ist. Sonderbar ist die

Bemerkung, daß sich, sobald die Pharaobank eröffnet wird, welches oft von dem Sohn vom Hause geschieht, die Bedienten sich unter die Spielenden mischen, sich neben den Gästen niedersetzen, und ihr Glück so gut als jeder andre versuchen. Der Herr behandelt in diesem Falle seinen Bedienten wie die übrigen Spieler mit großer Höflichkeit, und setzt dem Johann oder Anton, oder wie der Mensch sonst heißen mag, gar geläufig die Benennung Senhor (Herr) vor.

Oft sucht einer von den Gästen, der gleichsam die Rolle des Lustigmachers von dem Herrn des Gastmahls übernommen hat, gewöhnlich ein dichterischer Kopf, die Gäste durch sogenannte Glozas, oder Motas, Spiele des Wizes, zu unterhalten. Leute, die darin Fertigkeit besitzen, und durch solche ein gewisses Ansehen erworben haben, nennt der Portugiese Glozer (vielleicht so viel als unser Glossenmacher, von dem Worte Gloza, Glossa). Es sind Reimschmiede aus dem Stegereif, ohngefähr das, was die Italiener Improvisatori nennen. Das durch sie eingeleitete Zeitverkürzungsspiel wird auf folgende Weise beschrieben. Der Wizling, der sich will hören lassen, faßt den ersten besten Gedanken auf, den irgend eine Dame von Ansehen, oder Schönheit, welcher er zu gefallen sucht, im Gespräche äußert; er wiederholt diesen, und ruft dann La vay. Dieß ist das Signal für die ganze Gesellschaft, aufmerksam zu seyn, weil er jetzt diesen Text, diese Nota mit Glossen versehen, Glozas darüber machen will. Sie müssen i-

Versen verfaßt seyn, und werden bisweilen in acht und mehrere gereimte Verse ausgedehnt. Sie müssen sich durchaus auf jenen Text beziehen, und ihr Inhalt ein Lob auf jene Dame, oder auch auf die ganze Gesellschaft enthalten. Je gewandter, je feiner, und klarer diesen Erfordernissen darin Genüge geleistet ist, desto gewisser wird dem Dichter Lob und Dank zu Theil. In der letzten Zeile muß die Nota oder der Text wiederholt seyn. Auch darf sich der Claffenmacher nicht lange bedecken: es muß fließen, wie Wasser, und in der That diese Stegreifreime sind gewöhnlich auch sehr wässerig; sie strotzen von Schwulst und Ueberladung: alle Edlitter und Edlittinnen werden darin zur Erde herabgezogen, und alles irdische wird in himmlisches gewaltsam umgeschaffen. Je mehr der stolze Wahn des Portugiesen dabey Nahrung findet, desto lauter ist das Lob: die ganze Gesellschaft klatscht in die Hände, und ruft Bravo, Bravo, Viva, trefflich, herrlich, göttlich! Da aber auch dem mißlungenen Reimspiel der nehmliche Beyfall, dem Gebrauche gemäß, zugetheilt wird, so hat der Dichter wenig Ursache, darauf stolz zu seyn.

Bisweilen machten selbst Frauenzimmer Versuche in dieser Dichtungsart, und einigen gelang es, großen Beyfall zu finden, und hohes Lob einzuernsten. Sie werden als Sterne erster Größe an Gelehrsamkeit und Vollkommenheit verehrt. Auch wollen Kenner bemerken, daß diese Spiele, durch die lebhaftere Einbildungskraft, und den Witz der Portu-

giefsinnen verschönert, das Schwerfällige ablegen, was ihnen sonst größtentheils anklebt.

Auch in vornehmen portugiesischen Cirkeln wird getanzt: außer dem Nationaltanz Goffa haben französische und englische Tänze die Rechte des einheimischen erlangt.

In den portugiesischen Familien werden Taufen, Geburtstage, Hochzeiten sehr feyerlich begangen, und geben stets zu Festen Veranlassung, welche auch durch Gedichte gefeyert zu werden pflegen.

Die Portugiesen sind, im Aeußern wenigstens, große Bekenner der Christuslehre. Sie hängen blindlings von den Winken ihrer Geistlichen ab, und vollbringen mit Eifer die religiösen Gebräuche, welche jene vorschreiben. Man sieht viele gottesdienstliche Umzüge, Prozeffionen, mit zahlreichem Gefolge aus allen Classen des Volkes, und vom Erwachen des Tages an hören die Besuche in den Kirchen nicht auf. Man geht von einer zur andern. Die Verehrung der Heiligen ist in Portugal groß angesehen. Der arme Portugiese zahlt nicht nur willig, was er aufreiben kann für das schlechteste Bildniß eines Heiligen, um seine Hütte damit zu zieren, in der Meinung, dadurch Segen über dieselbe zu bringen; er giebt sogar Geld für die Erlaubniß die in Kupfer gestochne Abbildung seines Schutzheiligen küssen zu dürfen. Da er aber nur sehr mangelhafte Kenntnisse, oder besser, gar keine von der Sache selbst hat, so kann man ihm irgend ein Bild vorhalten, mit der Erlaubniß, es unentgeltlich zu küssen; er wird

es ohne das mindeste Bedenken thun. Außer dem Gottesdienst in den Kirchen sind auch häusliche Andachtsübungen in Portugal gebräuchlich, auch sie werden aber nicht im stillen vollbracht: so sieht man häufig des Abends, selbst in der Hauptstadt, sich drey oder vier benachbarte Familien vor ihren Häusern auf der Straße versammeln, und mit einander laut beten und singen. Bey der noch immer mangelhaften Einrichtung der Schulen in Portugal giebt es unter dem gemeinen Volke noch nicht viele, welche lesen können: ihre Gottesverehrungen beruhen daher größtentheils auf auswendig gelernten Sätzen, Liedern und Gebeten, die sie ohne Sinn nachplaudern. Es ist zu bedauern, daß ein Volk von so vielen Anlagen so lange im Finstern wandelt!

Der oberste Priester im ganzen Königreiche heißt Patriarch, unter ihm herrscht über das Gewissen der Einwohner die ungeheure Anzahl von 200,000 dem geistlichen Stande gewidmeten Personen. Es giebt daselbst Erzbischöfe und Bischöfe. Ueber die Reinheit des Glaubens der römisch-katholischen Kirche, die im Portugal ausschließlich herrscht, wacht die sogenannte heilige Inquisition, sie sucht Juden auf und Reher, und bestraft sie. Das Ansehen dieses geistlichen Gerichtshofes war sonst fürchtbar: der Scheiterhaufen vernichtete Tausende auf seinen Befehl, und Cabale und Verfolgungsgeist hatten dadurch freyes Spiel; aber mildere, weisere Regierungsgrundsätze haben die Gewalt der Inquisition in den neuesten Zeiten sehr eingeschränkt: es ist jetzt eine Art von Poli-

zeygericht, daß unter der Aufsicht der obersten Gewalten steht. Ohne förmliches gesetzliches Verfahren vor dem königlichen großen Rath, und ohne daß der König selbst das Urtheil unterzeichnet hat, kann kein sogenannter Keger mehr am Leben gestraft werden, wie es sonst häufig geschah. Und wenn auch jetzt noch, aber selten, ein sogenanntes Auto da Fe, (Glaubenswert) gehalten wird, so sieht man keinen Figuron, (zum Scheiterhaufen Verurtheilten) dabey, es werden nur verschiedene Körperzüchtigungen vorgenommen. Man will bemerkt haben, das gemeine Volk sey mit diesen milderen Gesinnungen der Regierung nicht ganz zufrieden.

Wenn die Portugiesen weniger nachlässig in der Benutzung ihres schönen Landes und seiner Produkte, weniger träge in der Bearbeitung, und haushälterischer mit den Schätzen ihrer amerikanischen Länderen wären, so würden sie große Reichthümer besitzen können; allein die trefflichsten Materialien zu Manufakturen wandern roh aus dem Lande: verarbeitet bringen sie die Engländer in hohem Preise wieder zurück: es fehlt am Nothwendigsten, und die Reichthümer aus Brasilien, welche man, nur an Gold allein, die kostbaren Westindischen Produkte nicht mitgerechnet, jährlich auf mehr als eils Millionen Thaler schätzt, fließen daher den Ausländern zu, um jenes dafür zu erhalten. Der umfassende Handlungsgeist der Engländer hat bisher das meiste davon zu ziehen verstanden: er hat das Emporkommen der inländischen Fabriken gehindert, und sich

der wichtigsten portugiesischen Faktoreyen in Amerika und Afrika bemächtigt. Die besten Weinberge um Porto, Lissabon, Setuval und Faro, welche den köstlichen portugiesischen Rebensaft, den Portwein, liefern, sind eigenthümliche Besizungen der Engländer, und selbst die meisten Schiffe, welche jene reichen Waarenladungen aus Amerika nach Portugal bringen, gehören den Engländern.

Portugal wird von einem uneingeschränkten Könige beherrscht. Die schriftlichen Befehle, welche er giebt, beginnen ungefähr mit den Worten: Ich, der König, Kraft meiner eignen Ueberzeugung, meines königlichen Willens, und meiner allerhöchsten unumschränkten Gewalt, welche ich allein von Gott habe, und wovon ich niemand auf Erden Rechenschaft gebe, befehle hierdurch — Zwar erfordern einige höchst wichtige Berathschlagungen die Beystimmung der Stände des Reichs, welche aus der hohen Geistlichkeit, dem hohen Adel, und den Prokuratoren der Städte und Dörfer bestehen; allein die meisten dieser Personen sind vom Regenten abhängig, und ihr Einspruch beschränkt seinen Willen nicht.

Ein geheimer Staatsrath beurtheilt und ordnet die Angelegenheiten des Reichs; ein Kriegsrath beschäftigt sich mit den Anordnungen, welche das Kriegswesen betreffen. Das höchste Reichsgericht, das vorzüglich alle Streitsachen durch letzten Ausspruch beylegt, heißt der Rath des Palastes; die Hof- und Reichs-Canzley steht unter ihm.

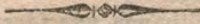
Der König zieht aus verschiedenen Quellen, aus seinen Kammergütern, Steuern, Zöllen, und sogar aus dem Handel mit Ablasszetteln für Lebendige, für Tode, und auch zum Behufe von Betrügern, welche einen Theil ihres mit Unrecht erworbenen Gutes hergeben, und dafür die Versicherung erhalten, daß nun der übrige Theil als rechtmäßig erworben angesehen werden müsse u. s. w. ein jährliches Einkommen von ohngefähr 15 Millionen Thalern.

Die Armee, deren Zucht und Muth so wenig, als die Kenntnisse und Tapferkeit ihrer Anführer, gerühmt werden, obgleich sonst der portugiesische Soldat zu den bravsten gerechnet wurde, besteht aus fünf und dreyßig bis vierzig tausend Mann. Sie sind nach der Art andrer christlich europäischer Truppen bewaffnet. Auch ist jeder Landmann Soldat, welcher bey dem ersten Befehl sich ins Feld stellen muß: daraus bildet sich eine Landmiliz von ungefähr hundert fünfzig tausend Mann.

Eine Kriegsflotte von 12 bis 15 Linienschiffen und von 10 bis 12 Fregatten behauptet die Rechte des Königes zur See, und beschützt die Handelsschiffe. Um aber von dem Einfluß auswärtiger großer Könige und Staaten unabhängig zu seyn, ist die portugiesische Macht zu unbedeutend.

Die Portugiesen beobachten bey ihren Heirathen, bey der Geburt eines Kindes, und bey dem Begräbniß der Todten die Gebräuche, welche die römische Kirche vorschreibt: man behauptet aber, daß viele

heimliche Juden, durch äußere Uebung der Christlichen Religion vor harten Verfolgungen gesichert, unter diesem Volke sich befinden, die in der Stille den Gebräuchen ihrer Vorväter getreu leben, und in geheimer Verbindung unter sich, diejenigen, welche ihren Meinungen anhängen, wenigstens nach dem Tode noch beschneiden, um sie mit diesem äußern Merkmal des Judenthums unter die Erde zu bringen. Um den Nachforschungen der heiligen Inquisition zu entgehen, soll in diesem Fall der Sarg auf das beste verschlossen, und die Beerdigung möglichst beeiligt werden. Man behauptet, es sey sogar ein gewisser Hang zum Judenthum bey den Portugiesen allgemein.



Die Haushaltung der Tscherkessen.

Taf. VII. 23. 24. 25. 26.

In den Vorgebirgen des Caucasus findet der Reisende das kriegerische Volk der Tscherkessen. Mit diesem beschränkten Wohnsitz nicht zufrieden, hat es sich auf den anstoßenden fruchtbaren Ebenen ausgedehnt, die ältern Einwohner verdrängt, und seiner Obergewalt den größten Theil davon unterworfen. Dem gelehrten Naturforscher Pallas verdanken wir bedeutende Aufklärungen über die Sitten und Gewohnheiten dieses Volkes, die er in seinen neuesten Reisen bekannt gemacht hat.

Die Tscherkessen nennen sich Adigee, und halten sich ihrem Ursprunge nach für Araber: in ältern Zeiten scheinen sie die Halbinsel Krym am schwarzen Meere bewohnt zu haben, wo noch mehrere Gegenden in ihren Benennungen die Spuren des ehemaligen Aufenthalts dieses Volkes daselbst bewahren.

Man kann die Tscherkessen in der That schöne Leute nennen. Die Männer sind im allgemeinen groß, nervenstark, (Pallas sagt, herkulisch gebaut), schlank, über den Hüften schmal; sie haben starke Fäuste, geschickt den Säbel zu führen, und kleine Füße. Größtentheils ist ihre Gesichtsbildung männ-

lich schön, von kriegerischem Aussehen, ihr Auge voll Feuer. Ihre Körperfarbe, etwas bräunlich, gesund, stimmt zu dem Ganzen, man erblickt recht eigentlich den Mann in dem Tcherkessen, wenn nicht durch Einmischung nogarischer Mütter die Abstammung zweifelhaft geworden ist. Die schwarzen Haupthaare werden abgeschoren, eben so wird auch der Bart am Kinn abgenommen, nur ein starker spitzer Stuchbart bleibt stehen. Ihre Geistlichen lassen dem Bart völlige Freyheit, der dann ehrwürdig herabfällt, und ihr Ansehen bey dem gemeinen Volke vergrößert.

Allgemein schön sind zwar bey diesem Volke die Weiber nicht, aber der Beobachter findet in ihrer Anzahl weit mehr schöne Gestalten, von sehr regelmässiger Bildung und schlankem, trefflichem Wuchs, als vielleicht bey keinem andern Volke von ähnlicher Lebensart, und geringer Culturstufe, wie dieses. Eine zarte, weiße Haut zeichnet sie vortheilhaft aus, und wird durch schwarzes, oder dunkelbraunes Haar, lang und zart, noch erhoben. Das Auge hat Feuer, in einem hohen Bogen wölben sich die Augenbraunen drüber hin: auf den Wangen zeigt sich Gesundheit, Lebensfülle in den Bewegungen der Glieder. Besonders schmal ist bey den Tcherkessinnen die Taille, und um sie zu erhalten, werden Mittel angewendet, welche die Vernunft tadelt, und die der Gesundheit gewiß nachtheilig sind. Sie werden aber nur in vornehmen Familien in Anwendung gebracht, und stehen die Ausbildung des Körpers.



7.



Die Kleidung der Männer ist leicht, anständig, zierlich, von leichterem Schnitt, als die der Tataren, aber ihr doch ähnlich. Meine Leser sehen in der Abbildung, Taf. VII. 24, einen vornehmen Tscherkessen in seiner Hauskleidung, deren Beschreibung nur wenige Worte erfordert, sie ist größtentheils durch sie selbst verständlich. Den Kopf bedecken die Tscherkessen mit einer theils höhern, melonensförmigen, theils niedrigeren Mütze, die mit Baumwolle gepolstert, durchnäht, und bey Vornehmen mit goldnen oder silbernen Tressen besetzt ist. Der gemeine Mann bringt mehrere bunte Einfassungen und Abtheilungen an, und wählt eine dunkle Grundfarbe die bey Vornehmen gewöhnlich weiß ist.

Die beyden sonderbaren Zierrathen auf der Brust an dem Oberkleide des Mannes No. 24 sind kleine Taschen, in länglichen Abtheilungen durchnäht, um Patronen hinein zu stecken. Sie sind erst seit der Bekanntschaft der Tscherkessen mit Schießgewehren, als ein nothwendiges Erforderniß, der Kleidung angefügt worden. Die langen Beinkleider schließen fest an, und sind für den Mann, der fast beständig zu Pferde sitzt, sehr zweckmäßig. Oft wird einige Stickerey von Gold oder Silber, oder eine schmale Tresse an dem untern Rande angebracht. Eben dieß geschieht bey den Socken von Saffian an dem obern Rande.

Das männliche Unterkleid ist von feinem, leichtem Zeug, häufig weiß von Farbe: drüber tragen vornehme Tscherkessen eine kurze reiche Weste, oft mit, oft auch ohne Ueberkleid. Kürzer als das Unter-

kleid, und von dickerem Zeuge als dieses, ist das Ueberkleid, bisweilen von Luch, mit Pelz, verbrämt. Dieses bleibt weg, wenn ein Fürst oder Adlicher bey einem andern einen feyerlichen Besuch abstattet; denn alsdann wird über das Unterkleid der Panzer und die volle Rüstung angelegt. Ueber solche noch zuweilen ein weißes Hemde, eine Art Panzerweste.

Ein Escherkessischer Panzer ist ein künstliches Werk: er wird aus polirten stählernen Ringen zusammengesetzt, und aus Persien auch aus Kubescha den Gebirgsbewohnern im Tarsche zugebracht. Von gleichem Material und von gleicher Bearbeitung ist auch der oben spize Helm, dem hinten und an den Seiten ein Stück von diesem sehr haltbaren Flechtwerke zum Schutz für den Nacken und die Schultern herabhängt. Auch die Armschienen sind von polirtem Stahl. Ein schwarzer Gürtel schließt über den Hüften enge zusammen; er ist breit, und dient außer dem, daß dadurch der Oberleib schmal bleibt, dazu, Dolch und Pistolen darinn zu verwahren. Aber außer diesem breitem läuft noch ein schmaler um die Hüften, an welchen Bogen und Köcher mit Pfeilen befestigt werden. Ist der Besuch nicht von großer Wichtigkeit, so behält der Besuchende die gewöhnliche Mütze, und trägt nur das Panzerhemde unter dem Oberkleid. Der Säbel kömmt dem Escherkessen fast nie von der Seite.

Verschieden von der Kleidertracht der Vornehmen ist die der gemeinen Escherkessen. Die Zeuge zu ihren Kleidern sind gröber, auch weichen sie

vom Schnitte in etwas ab; in der Hauptsache kommen sie doch damit überein. Das deutlichste Unterscheidungszeichen ist ein gewaltiger zottiger Filzmantel, von ziemlicher Länge, den die gemeinen Tscherkessen fast beständig überhängen haben, sie mögen ausgehen, oder ausreiten. Er heißt in ihrer Sprache Burki, und wird, seiner Wärme ungeachtet, sogar auch in der Sommerhitze als ein nothwendiges Bedürfnis angesehen, das sich keiner gerne fehlen läßt. Geht oder reitet der gemeine Tscherkesse aus, und hat keinen Säbel oder kein Gewehr bey sich, so dient ihm als solches ein langer starker Stock, der oben mit einem schweren eisernen Knopfe, und unten mit einer zwey Spannen langen, scharf zugespizten eisernen Zwinge versehen ist. Er kann diesen Stock auch als Wurffspieß gebrauchen.

Ohne Säbel läßt sich auch im Hause nicht leicht ein vornehmer Tscherkesse erblicken; er verläßt das Dorf, worin er wohnt, nie ohne völlig bewaffnet zu seyn, auch müssen ihm jene beyden, oben beschriebenen Taschen an der Brust, worin er Patronen verwahrt, nicht fehlen.

Die Frauen der Tscherkessen bedecken den Kopf mit einem, über der Stirne glatt anliegenden, weißen Tuche, welches unter dem Kinn zusammen geheftet wird. Unverheirathete Mädchen tragen eine Mütze, die der Männer-Mütze ähnlich, dunkel von Farbe und mit Stickerey und Treffen besetzt ist. Die Haare werden hinten in einen dicken Zopf geflochten, den sie mit Leinwand überziehen. Das Unterkleid reicht bis

auf die Knöchel, und hat lange Ärmel: es ist vorn offen, und wird durch Schnüren gehalten; das Oberkleid hat aufgeschlitzte Ärmel, ist vorn offen, und wird zugeknöpft. Vornehme wählen verschiedene bunte Farben, und feine Stoffe zu diesen Kleidern, und besetzen sie mit goldnen und silbernen Treffen. Verheirathete tragen weite Beinkleider, und alle bedecken die Füße mit Socken, die eng anliegen, und am Rande gestickt oder besetzt sind. Wenn sie ihre Wohnung verlassen, so legen sie kurze Handschuhe an, und treten auf Stelzschuhen einher, damit die Socken nicht beschmutzt werden. Sie suchen nicht durch Schminke das Gesicht schöner zu machen: nach ihren Begriffen wenden nur unzüchtige Weibskente dieses Verschönerungsmittel an. Die Mode, sich mit der Balsamine (Kna in Escherkessischer Sprache) die Nägel roth zu färben bleibt von dem Vorwurf der Unschicklichkeit frey.

Aber dennoch sind die Escherkessinnen nicht weniger verblendet in den Grundsätzen der Schönheit, als andre Erdenstöchter. Nach ihren Begriffen muß ein schönes Mädchen so schmal über den Hüften seyn, das man im eigentlichen Sinn des Wortes es umspannen kann. Dazu werden gewaltsame Mittel angewendet. Im zehnten oder zwölften Jahre wird den Töchtern ein breiter Gürtel oder Schnürleib, von der Brust bis an die Hüften auf dem bloßen Leibe umgendht, oder bey Vornehmen mit silbernen Hasfen befestigt, der sie gewaltig einpreßt. Er ist von rohgarem Leder, und darf nicht eher wieder abgenommen werden, bis





das Mädchen sich verheirathet. Der Unterleib wird dadurch vorgeedrängt, und das schöne Ebenmaß des Körpers gestört. Auch wird, um diese schmale Taille nicht zu verderben, den Mädchen karglichere Kost dargereicht, die in Milch und Backwerk besteht.

Ich habe schon oben erwähnt, daß auch die Männer unter diesem Volke auf schmalen Leib über den Hüften großen Werth setzen; nicht minder wird ein kleiner Fuß für schön gehalten; sie lassen daher ihre Socken so eng als möglich anschließen. Auch zu Pferde sitzend behalten sie solche an: Stiefeln sind bey den Escherlessen nicht üblich.

Die Beschreibung der Escherlessischen Wohnungen hat der ehrwürdige Pallas so gut gegeben, daß ich ihm auch hier folge: er hat als Augenzeuge beschrieben.

„Die Escherlessen wohnen, so sagt er, in Dörfern, die sie von Zeit zu Zeit, entweder wegen zunehmender Unreinlichkeit, oder wegen Unsicherheit und andern Unbequemlichkeiten verlassen, nur das beste Sparren- und Schirholz, von den Häusern, nebst ihrem Hausgeräthe, mitnehmen, und den Ueberrest verbrennen.

Sie suchen sich dann eine andre bequeme neue Dorfstelle aus. Wo sie etwas abgelegen vom Wasser sich anbauen, da suchen sie durch kleine Verdämmungen einen Nebenkanal aus dem nächsten Bache zu sich zu leiten, worin sie so geschickt wie die Krymischen Tataren sind. Sie bauen ihre Wohnungen in einem

oder mehreren Kreisen oder Vierecken dicht an einander, so daß der innere Raum einen gemeinschaftlichen geräumigen Viehhof vorstellt, der nur eine einzige Pforte hat, von den Häusern ganz eingeschlossen, und dadurch gewissermaßen vertheidiget ist.

Außer den Kreisen steht gewöhnlich das aus mehreren Gemächern bestehende Haus des Fürsten (Ueden) einzeln, und hin und wieder stehen, ebenfalls einzeln, viereckige, etwa zwey Faden weite Gaststuben mit einem Kamine, kleinen Divan, und aller Bequemlichkeit, zur Aufnahme von Fremden. Auch sind hin und wieder im Freyen gestochne runde Hütten mit einem in die Erde gegrabenen Abtritte einzeln hingebaut. Rund um das Dorf stehen eingehägte Heu- und Kornhausen, auch wohl auf der Erde befestigte große Körbe mit Dächern, in welchen man das gedroschene Getreide aufschüttet.

Die Häuser selbst sind längliche Vierecke vier bis fünf Faden lang, nicht viel über anderthalb Faden breit, aus dicht gestochnem Korbwerke, welches von außen und innen mit Thon dicht beschmiert wird. Auf den Stützen des Flechtwerks ruht ein flaches Dach von leichtem Sparrwerke, welches mit langem Grase gedeckt ist. Das ganze Haus besteht aus einem großen Zimmer der Frau und einem kleinen Nebenzimmer der Sklavinnen und Mädchen. Das große Zimmer hat eine Thür von der Straße her, und eine nach dem innern Hofplatz hinaus in der andern Ecke, dem Eingange zur Linken.

An der vordern Wand ist inwendig ein geflochtner und beworfner Kamin mit einem geraumen Rauchfang und kurzem Schornstein. Neben demselben ist an demjenigen Ende des Zimmers, wo der Ausgang nach dem Hofe sich befindet, eine breite Ruhebank oder Divan, mit geschnitzten Lehnen und guten Teppichen und Polstern angebracht, und daneben ein Fenster nach der Straße, durch welches man in die Stube hinein steigen kann.

Ueber der Ruhebank und der ganzen Wand hängen, an Pföcken und Stangen, allerley Weibergeräthe, Nähwerk, Kleider, Pelzwerk, und an Querstangen unter dem Dache der eingesammelte Vorrath von türkischem Weizen in ganzen Aehren, welchen sie in Asche rösten, und die ausspringenden Körner theils zur Lekkeren vorsetzen, theils auf ihren Kriegszügen, nebst ihren Hirsenkäsen, als einen gewöhnlichen, leichten und hungerstillenden Proviant mitnehmen.

Gemeinlich wohnt der Mann in einer besondern Wohnung, und läßt sich, wenn er Besuch bekommt, nicht gern bey seiner Frau sehen.

Einige Stämme der Escherkessen besetzen ihre Dörfer: der Wall umher besteht aus dicken Stangen, die kreuzweise gegen einander gestümt werden: den untern Zwischenraum belegt man mit Erde, so daß ein Wall daraus wird; den obern verschließt man durch dazwischen gesteckte Dornesträucher. Freylich für einen recht unternehmenden Feind ist eine solche Schanze nicht hinreichend: doch legt sie dem ersten Anfall einige Hindernisse in den Weg.

Die Tcherlessen halten nicht nur ihre Wohnungen, sondern auch ihre Kleider sehr reinlich, und beobachten auch bey der Zubereitung ihrer Speisen gleiche Grundsätze der Reinlichkeit. Der Hirsebrei ist ihre vorzüglichste und gewöhnlichste Speise: auch wissen sie aus Hirse allerley Backwerk und Gladen zu bereiten. Nicht minder ein Getränk, das sie Handkaps nennen, und täglich genießen. Möhren, Rüben, Zwiebeln, Kürbisse, Wassermelonen gehören ebenfalls zu den bey ihnen gewöhnlichen Gerichten: Fleisch von Schafen, Ochsen, Kühen, von allerley Federvieh, und Jagdbeuten wird nicht weniger gekocht und gebraten an den Tischen der Tcherlessen gefunden. Der Honig, den ihre sorgfältigste Bienenzucht, die noch eine nähere Beschreibung verdient, liefert, wird durch Aufguß von heißem Wasser in Meth verwandelt, oder man mischt ihn in den gegohrenen Hirsentrank, der Busa heißt, und stark berauscht. Auch genießen sie ihn als Speise, und treiben mit ihrem Ueberfluß, der nicht unbeträchtlich ist, wie auch mit dem gewonnenen Wachs, bedeutenden Handel.

Die gemeinen Tcherlessen sind Landbauer und Viehhirten: sie säen Hirse, türkisches Korn, sie pflanzen verschiedne Gemüsearten. Hauf wächst wild, sie sammeln ihn, und ihre Weiber verfertigen daraus starken Zwirn; bis zur Leinweberey haben sie es aber noch nicht gebracht.

Die Heerden sind zahlreich, das Land hat schöne Weiden: sie nähren Rindvieh, Schafe, Ziegen,

Pferde. Die Schafe, mit langen halbfetten Schwänzen, größtentheils von weißer Farbe, haben feine Wolle; es wird von den Weibern schmales wollenes Tuch daraus gewirkt, das sehr fest ist: auch machen sie Oberkleider aus dem Kauf daraus, und aus der groben und schwarzen Wolle werden die rauhen Mäntel der gemeinen Ischerlessen verfertigt. Wolle sowohl, als fertige Kleider, sind Handelsartikel mit den benachbarten cultivirten Staaten.

Das Hornvieh von einer kleinen Art, aber flink und sicher, im Trabe zu laufen gewohnt, auf Gebirgen sehr gut zu gebrauchen, wird zum Zuge angewöhnt. Die meiste Sorgfalt verwenden die Ischerlessen auf die Pferdezucht: darin den Beduinen ähnlich, von welchen sie ihren Ursprung genommen zu haben glauben. Man sieht daher sehr schöne Pferde bey diesem Volke: ihre Fürsten suchen eine Ehre darin, recht berühmte Pferderacen zu haben. Den Füllen von reiner Raze wird ein Kennzeichen eingebrannt, und bey dieser Verrichtung waren die Ischerlessen sonst so gewissenhaft, daß der, welcher es wagte, das Zeichen einer edlen Raze einem gemeinen Füllen einzubrennen, am Leben gestraft wurde. Nicht Schönheit allein ist es, was hier an einem Pferde geachtet wird: mehr noch gilt Kraft, Ausdauer, Schnelligkeit, Ertragen von Hunger und Beschwerden, denn das sind die Hauptvorzüge in den Augen eines Volkes, das, kriegerisch gesinnt, fast beständig zu Pferde sitzt, und, fast wie die Ritter des Mittelalters, vom Stegreife lebt.

Sehr schöne und große Kalekuten, Gänse, Enten, Hühner sind der Pflege der Frauen und Mädchen anvertraut.

Die Bienenzucht wird, des guten Gebrauches wegen, den die Tscherkessen von dem Honig zu machen wissen, sorgfältig betrieben; die Körbe werden mit einem Untersage auf der Erde hingestellt, und wenn die Dorfstelle verändert wird, mit fortgenommen.

Die Tscherkessen sind eine Art von Rittern, die das alte, auch in Deutschland sonst gebräuchlich gewesene Feudalsystem unter sich und gegen ihre Unterthanen eingeführt haben. Die Fürsten und Adeltichen machen eigentlich die Nation aus, und die Unterthanen bestehen aus solchen Gliedern andrer Nationen, die jene im Krieg bezwungen und zu Sklaven gemacht haben. Sie haben die Sprache ihrer Besieger, ihre Gebräuche und Lebensart angenommen, und werden gelinde behandelt.

Es giebt zwey Classen von Edelleuten unter den Tscherkessen, die der Alt-Adelichen, und der Adeltichen vom Adel: sie alle, wie ihre Fürsten, haben keine andre Beschäftigung als Krieg, Raub und Jagd. Ihr Leben gleicht dem der ehemaligen Ritter in Deutschland zu den Zeiten des Franz von Sickingen oder Götz von Berlichingen: sie sind unabhängig, fast immer zu Pferd, und führen ein höchst unruhiges, wandelbares Leben: sie liegen auf Streifzügen, und lieben, nach überstandnen Beschwerden und Gefahren, lustige Trinkgelage, wobey sie sich mit Ge-

sprechen von Thaten aus alter Zeit unterhalten, und die Tabakspfeife in jedem Munde dampft. Den Edelleuten liegt zugleich die Pflicht ob, das gemeine Volk in Ordnung zu halten: gegen den Fürsten haben sie keine andre Verbindlichkeit, als die, mit ihm, wenn er Krieg führt, zu Felde zu ziehen.

Der gemeine Haufe, der Bauer, ist dem Fürsten und Edelmann slavisch unterthan: er steht mit Gut und Leben in seiner Gewalt, und wird, wie bewegliches und unbewegliches Vermögen, vererbt. Von der bey andern Völkern üblichen Gewohnheit, Unterthanen zu verkaufen, finden sich bey den Escherkessen keine Spuren. Diese Bauern, unterstützt von den im Kriege gemachten Sklaven, welche die Sieger unter die Haufen der Gemeinen vermischen, müssen den Acker bestellen, die Heerde weiden, Wohnungen bauen, das dazu und zum Brennen nothwendige Holz fällen und herbeysführen, die Frucht- und Heuernte besorgen. Der Pflug ist groß und schwerfällig, und erfordert 6 bis 8 Ochsen.

Da der weibliche Theil dieses Volkes nicht so eingeschränkt zu leben genöthigt, und nicht so männerschen erzogen ist, als bey den Tataren der Krim zu geschehen pflegt, so werden hier auch Frauen und Mädchen bey der Ernte beschäftigt. Ist das Bauland, dessen Ertrag sie einheimfen wollen, weit vom Dorfe, und erfordert die Arbeit einige Zeit, so werden sogleich Hütten aus zusammengestellten Stangen errichtet, und mit Zweigen und langem Grase bedeckt.

so daß sie wie Heuschöber aussehen; diese dienen den Arbeitern zu Ruheplätzen. Auch Fürsten und Edelleute bedienen sich dergleichen leichter Gebäude zum Aufenthaltsort, wenn sie auf ihren Streifzügen länger auf einer Stelle verweilen müssen. Gewöhnlich aber führen sie ein kleines Haus von Filz, statt des Zeltes, auf kürzeren Streifereyen bey sich. Die Abgaben der Diensteute oder Bauern an die Fürsten oder Edelleute sind festgesetzt. Jeder muß seinem Herrn drey Tage Gras mähen, und einfahren, drey Tage Holz fällen und nach Hause führen, und für jeden Ochsen, den er hält, sieben Säcke Hirse abgeben. Jeder junge Bauer, der heirathen will, muß an den Herrn zwey Kühe und zwey Ochsen abliefern. Im Sommer giebt jeder, der Schafe hat, seine Heerde sey groß oder klein, dem Fürsten ein Schaf, wofür dieser für seine Diensteute täglich kochen läßt.

Durch Freygebigkeit, Güte und Gastfreyheit sucht der Tscherkessische Fürst die Liebe seiner Unterthanen zu erhalten, und zu befestigen: er muß sie gut halten, sonst kann er nicht im Gesecht auf ihre Treue rechnen. Ihr Vertrauen sichert ihm seinen Ruhm und seinen Wohlstand. Ihm steht das Recht zu, einen Gemeinen in den Adelsstand zu erheben; auch ist er Herr über das ganze Vermögen der Seinigen, und keine Geseze beschränken seinen Willen. Nur bey großen Unternehmungen beruft er die Edelleute, und faßt unter ihrer Mitwirkung Beschlüsse, welche diese dem gemeinen Haufen bekannt machen.

Jeder, der den Säbel zu führen Kraft hat, muß zu Felde ziehen, und wer feig ist oder flieht, den trifft allgemeine Verachtung.

Bey diesem Volke gelten einige merkwürdige Gewohnheitsgesetze, Gastfreundschaft und Blutrache, beyde werden in der weitesten Ausdehnung und mit großer Gewissenhaftigkeit geübt. Den Gastfreund auf irgend eine Art beleidigen, heißt den andern auf die empfindlichste Weise angreifen: ein Gastfreund beschützt den andern mit Gut und Blut, und seine Unterthanen müssen an dieser Beschützung Theil nehmen. Verläßt ein Gastfreund den andern, so giebt ihm dieser sicheres Geleite bis zu dem Aufenthaltsort des nächsten Bundesbruders. Die Ermordung eines Gastfreundes würde eben so hart gerächt werden, als der Mord eines Blutsverwandten.

Wenn ein Fremder, er sey Freund oder Feind, den Schuß einer Escherkessinn anfleht, und erhält; wenn er die Brust eines Weibes mit dem Munde berühren kann, so geschieht ihm kein Leid: er wird begnadigt, selbst wenn er der Mörder eines Blutsverwandten von der Familie wäre, in deren Schuß er sich begeben hat.

Die Blutrache hat verderbliche Folgen für die Familien. Sie besteht darin, daß jeder nächste Blutsverwandte verbunden ist, den Mord seines Vaters an dem Leben des Mörders zu rächen. Und wäre jener, als der Mord begangen wurde, noch Kind gewesen, so muß sein erstes Bestreben bey reiferem Alter seyn, diese Rache zu üben. Es sind ihm dabey

alle Mittel erlaubt, offenbare Gewalt, List und heimlicher Angriff. Die ganze Blutsverwandtschaft des Mörders wird für mitschuldig gehalten; auch geht die Blutrache auf die Nachkommen fort, und auf den ganzen Stamm, und ist so unabänderlich fest, daß wenn zwey Vornehme, die in der Blutrache begriffen sind, einander unvermuthet begegnen, sie sich entweder auf Leben und Tod mit den Waffen anfallen, oder einander warnen, und ausweichen müssen. Beysammen können sie nicht bleiben. Diese Gewohnheit ist vielen Ischerkessischen Familien verderblich, sie unterhält bey vielen beständigen Krieg, und immerwährende Unsicherheit, und rafft manchen hinweg, so daß durch immer wiederholte Verbrechen stets neue Blutrache nothwendig wird.

Leute von geringem Stande lassen sich solche abkaufen; man kommt über einen Preis überein, den die Familie des Beleidigers der beleidigten bezahlen muß: dieser Preis heißt Blutpreis.

Wer nicht diesen grausamen Grundsätzen gemäß handeln wollte, würde allgemein verachtet, und aus dem Bunde ausgestoßen werden.

Die Ischerkessen verlieren auch bey ihren Spielen den Charakter ihrer Verfassung nicht aus den Augen: Uebungen des Körpers, Versuche mit den Waffen, Proben der Gelenkigkeit und Kraft im Springen, Reiten, Tragen, dergleichen Dinge sind Beschäftigungen, womit sie ihre Erholungstunden ausfüllen; auch ist der Tanz bey diesem Volke beliebt, und nicht ohne Eigenthümlichkeit.

Mehrere Tcherkessen stellen sich in eine Reihe, indem sich einer rüftet, allein vor ihnen den Tanz zu beginnen. Er tanzt, diesen Freunden gegenüber, auf einer Stelle. Dabey hält er die Kleider hinten mit den Händen zusammen, und beugt sich oft ziemlich gekrümmt vorn über, um die Bewegung der Füße zu sehen, welche sehr taktmäßig ist. Die ihm gegenüber stehenden Freunde klatschen nach dem Takte mit den Händen, und lassen zugleich die Sylben a-ri-ra-ri-ra, die zwey letzten in etwas tieferem Tone, und kürzer ausgesprochen, hören. Auch ist ein Absatz dazwischen, so daß zwey Takte daraus entstehen. Ari rarira. Diese Gesangsweise wird ohne Unterlaß wiederholt, so lange der andre tanzt, und die ganze Kunst des Tänzers besteht darin, nach dem Takte alle mögliche Versetzungen und Bewegungen mit den Füßen zu machen, und häufig steif auf den Beinen stehend herum zu hüpfen. Da seine Schuhe oder Socken keine steife Sohlen haben, so gehet Anstrengung dazu, um dieß zu können. Dabey jauchzt der Tänzer bisweilen in Tönen, als ob er herumgepeitscht würde.

Nicht wie bey den Tataren der Krym, oder mehreren andern Völkern von ähnlicher Lebensart, z. B. den Beduinen, ist es den jungen Tcherkessen untersagt, ledige Mädchen zu sehen, und in ihrem Umgang zu seyn. Im Gegentheil, Frauen und Mädchen von diesem Volke nehmen an den Lustbarkeiten gerne Theil und niemand hindert sie daran. Sie sind, wie ich schon gesagt habe, nicht so beschränkt, als andre ih-

res Geschlechts unter den benachbarten Asiatischen Völkerschaften.

Nur Leute gleichen Standes können bey den Escheressen zusammen heirathen; eine Fürstentochter wird nur einem Fürsten zu Theil, die Tochter eines Edelmanns nur einem Edelmann: welcher Jüngling höher trachten wollte, als nach einem Mädchen seines Ranges, der würde sich großer Gefahr und Züchtigung aussetzen, und wäre er gar thöricht genug, eine Fürstentochter zu entführen, so würde er seine Kühnheit, so bald ihn die Gewalt des Vaters erreichen kann, ohne Gnade mit dem Leben büßen.

Bis das erste Kind aus der neuen Ehe entspringt, oder wenigstens ein Jahr lang dürfen die Neuverwählten ihre Aeltern nicht sehen; auch hat, so lange das erste Kind nicht gebohren ist, der junge Mann kein Recht, zum Besuche bey seiner Frau durch die Thür des Hauses zu gehen: er muß durch das Fenster in ihr Zimmer kommen. Nach dem ersten Wochenbette überliefert der jungen Frau Vater dem Schwiegersohn das versprochne Heirathsgut; er besucht seine Tochter, nimmt ihr die Mädchen-Müge feyerlich ab, und übergiebt ihr den Frauenschleyer, welchen sie hinfort tragen muß.

Der Mann vermeidet es sorgfältig, bey seiner Frau zu seyn, wenn sie Besuch von Fremden erhält: er sieht es sogar bey Ausländern für Mangel an Lebensart, bey seinen Landsleuten für Beleidigung an, wenn man ihn fragt, wie sich seine Frau und Kinder befinden. Darin sind besonders die fürst-

lichen Familien unter den Tcherkessen so eigen, daß sie recht fremd gegen ihre Frauen sich betragen, und an der Erziehung ihrer Kinder so wenig Theil nehmen, daß sie, allen Empfindungen der Blutsverwandtschaft zuwider, solche in der zartesten Jugend von sich entfernen, gleichsam verbannen. Fürstliche Söhne und Töchter werden gleich nach der Geburt einem vertrauten Edelmann übergeben, der nicht gerade reich ist, aber sich durch Anhänglichkeit an den Fürsten und an alte Sitten auszeichnet, und mit seinem Kopf für ihre Erziehung haften muß. Der Vater vorzüglich sieht den Sohn nicht wieder, als bis er Jüngling ist, und die Waffen führen kann: die Tochter erst nach ihrer Verheirathung. Der Pflegevater wendet große Sorgfalt auf die Pfleglinge; er sucht den Knaben abzuhärten, stark zu machen, besorgt ihn in allem; er leitet den Heranwachsenden zu den Waffen an, macht ihn mit allem bekannt, was bey diesem kriegerischen Volke als Jugend gilt, und stellt ihn, wenn er seine erste Probe abzulegen fähig ist, bewaffnet vor seinen Vater. Ein solcher Pflegevater, der seine Pflicht, den Grundsätzen des Tcherkessischen Adels gemäß, treu erfüllt hat, bleibt dem jungen Fürsten als Freund und Rathgeber nahe, und genießt noch außerdem den Vortheil, daß ihm von aller Beute, die jener zu machen im Stande ist, der beste Theil überlassen wird.

Auch Töchter werden einem solchen Pflegevater zur Erziehung anvertraut; ohne Zweifel theilt seine Frau die Sorge um dieselben mit ihm; denn nur durch sol-

Sie können sie die Fertigkeit in weiblichen Arbeiten erlangen, welche dort selbst von den Fürstentöchtern erfordert werden. Sie müssen im Sticken, Bortenwirken, Kleidernähen, in Verfertigung von Matten, Korbweben, und andern zierlichen Hausarbeiten geübt seyn, und, um schön heißen zu können, muß der Erzieher dafür sorgen, daß sie recht wenig essen, damit sie recht schlank bleiben. Sein Hof hat dem Fürsten dafür, daß die ihm anvertraute Fürstentochter, wenn sie die Jahre der Mannbarkeit erreicht hat, einen Gatten ihres Standes durch seine Vermittlung erhalte. Dieses abgesonderte Leben Tscherkessischer vornehmer Aeltern von ihren Kindern, diese Gleichgültigkeit in Ansehung ihrer Erziehung, dieses freywillige Entbehren aller Aelternfreunden, verbunden mit der seltsamen Weise vornehmer Tscherkessen, von ihren Frauen getrennt zu wohnen, hat die Beobachter auf verschiedene Ideen über den Ursprung dieser Eigenheiten geleitet. Man hat in dem weiblichen Theile dieses Volks die Nachkommen der Amazonen zu finden geglaubt und angenommen, diese seyen von dem irrenden Rittergeschlechte der Tscherkessen im Kriege überwunden worden, und hätten von ihren alten Gewohnheiten Manches beybehalten. Es ist möglich, und nach den Beschreibungen der Alten stimmt die Lage des Landes, welches jetzt von Tscherkessen bewohnt wird, mit dem, was die Amazonen bewohnt haben sollen, am besten überein.

Die Tscherkessen bekennen sich zu der Lehre Muhameds, und ob sie gleich sehr lau in Befolgung

der Vorschriften des Korans, eigentlich nur dem Namen nach Muhamedaner, sind, so erweisen sie doch ihren Geistlichen, die der lange Bart, ein blutrother Turban, und ein langer scharlachrother Rock auszeichnet, große Achtung.

Sie sind auf die Behauptung ihrer alten Verfassung sorgfältig bedacht, und suchen alles zu vermeiden, was dieser Gefahr bringen könnte. Gut und Leben wagt jeder gern zum Schutze für die Freyheit, und jedem Angriff gegen dieselbe wird der hartnäckigste Widerstand entgegengesetzt. Förmlich dieses Volk zu unterjochen, ist den Russen noch nicht gelungen: man würde sie von Seiten der Russen sogar für gefährliche Nachbarn halten müssen, wenn sie sich nicht durch die ununterbrochen kleinen Fehden, welche die Familien trennen, selbst entkräfteten, und allmählich auftrieben. Durch ewigen Hader unter ihnen selbst vermindert sich ihre Zahl; ihre Kraft wird getheilt. „Es wäre zu wünschen, sagt Pallas, daß man sie, ohne Beeinträchtigung ihrer Tapferkeit und ihres Heldennuthes zu guten Vasallen machen, und etwas zur Ordnung gewöhnen könnte, in welchem Falle gewiß keine entschloßnere, fürchterlichere leichte Reiterey auf das Schlachtfeld möchte gebracht werden können.“

Man kann die Tscherkessen im Allgemeinen nicht schlecht nennen: im Gegentheil es zeigen sich dem Beobachter bey diesem Volke mehrere sehr lobenswürdige Charakterzüge; sie sind treue Freunde, gastfrey,

dienstfertig, eifrig in ihren Geschäften, theilnehmend, ihren Fürsten treu ergeben, und diese mild gesinnt gegen ihre Unterthanen; aber als Feinde sind sie furchtbar und grausam; sie rauben und verheeren, es ist in ihren Augen ein Vorrecht des freyen Adelsstandes, sich alles zuzueignen, was man durch Waffenmacht erhalten kann; dieser falsche Grundsatz macht sie verächtlich, habfüchtig, und verdunkelt das Gute ihres Charakters. Um ihre Habsucht zu befriedigen, werden sie hinterlistig, argwöhnisch, sie suchen Streit, um dadurch Veranlassung zu finden, sich zu bereichern.

Ihre Priester versehen auch die Stelle der Aerzte: in gewöhnlichen Krankheitszufällen hilft ein Hausmittel, und der gute Rath einer erfahrenen alten Frau. Völker, wie diese, sind abergläubisch: es ist daher leichtes Spiel, sie durch Märchen zu täuschen. Das verstehen ihre Priester sehr gut.

Die Escherlessen sprechen eine eigne Sprache, die mit der von den benachbarten Völkern wenige Verwandtschaft hat. Auch ist unter den Fürsten und Edelleuten eine andre Sprache gebräuchlich, die von den Gemeinen nicht verstanden wird, und auf ihren Streifereyen zu einer Art von Tölpel dient, welche den Feinden unbekannt ist.

Dem Alter erweisen die Escherlessen Ehrfurcht. Wenn ein Vater oder Gatte stirbt, so zerfragen sich Töchter oder Frau das Gesicht und die Brust, bis auf das Blut, um ihren Schmerz kund zu thun: Männer bezeugen den höchsten Schmerz durch harte

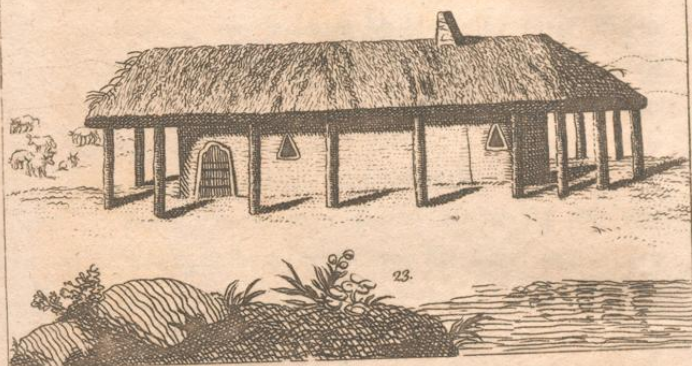
Schläge mit der Peitsche ins Gesicht, wovon sie geraume Zeitlang blaue Flecken tragen.

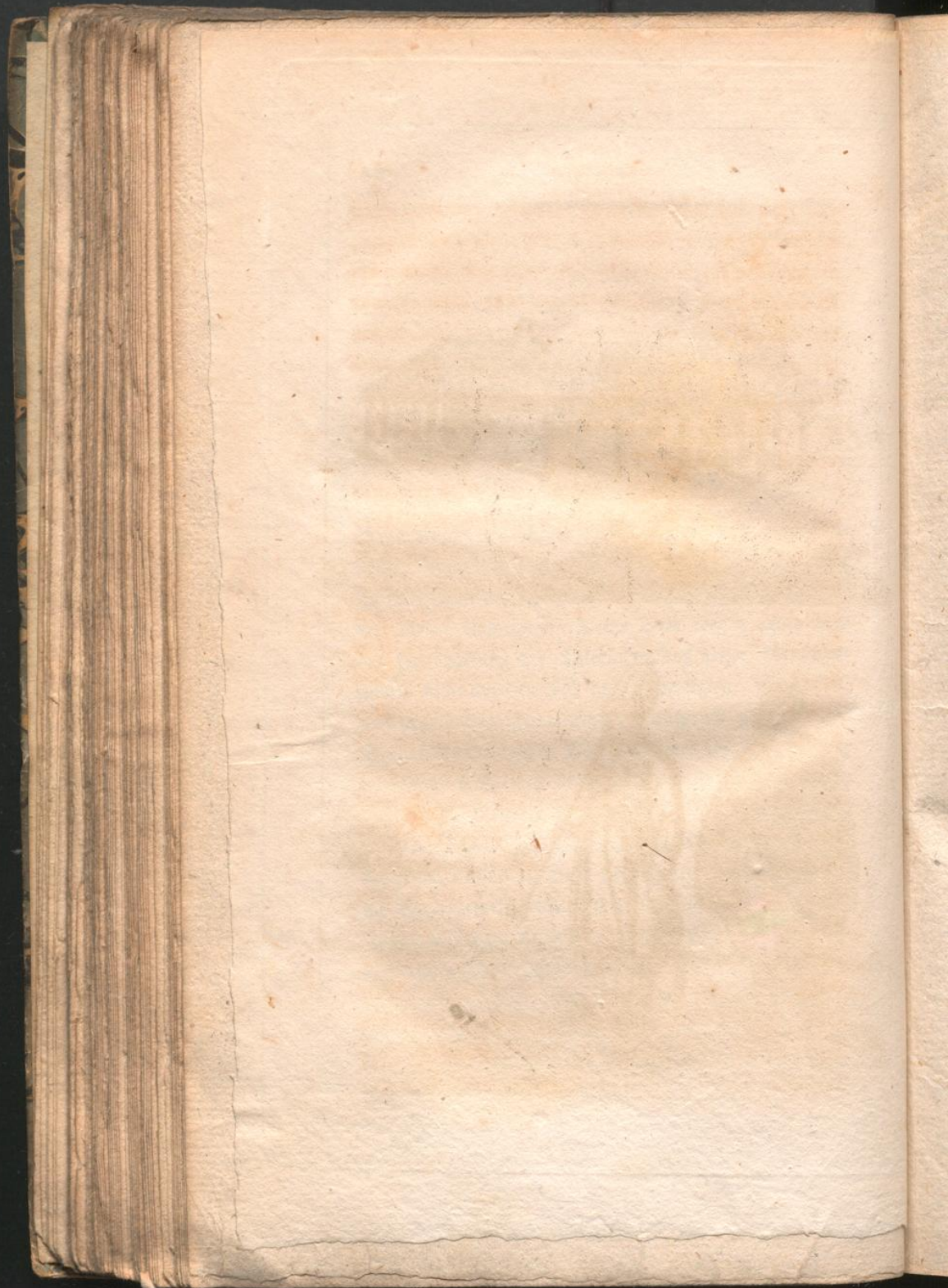
Sie begraben ihre Todten auf Anhöhen, welche den Dörfern nahe liegen. Die Grabmäler bestehen meistens aus länglichen Vierecken, aus Quadrasteinen erbaut, ausgefüllt oder auch hohl, und sind an den Ecken mit hölzernen knöpfigen Säulen versehen, Fürsten und reiche Edelleute erhalten nach ihrem Tode größere Grab-Gebäude oder Kapellen, an Form verschieden, sechs-, sieben- und achteckig, ebenfalls aus Quadrasteinen errichtet, und mit einer einfachen Kuppel bedeckt. Zu dergleichen Denkmälern werden Steinarbeiter, die in dem Gebirge hausen, herbey geholt.

Die Haushaltung der Kunduran- oder Kundurofskischen Tataren.

Taf. VIII. 27. bis 31.

Die Kunduran-Tataren sind Nogaiern, und ursprünglich Mongolen: unverkennbar bleiben noch an dem größten Theil derselben in ihren Gesichtszügen die Spuren dieses Ursprungs. Meine Leser wissen schon aus der Haushaltung der Kalmücken, daß dieser Menschenstamm nicht auf den Ruf der körperlichen Schönheit, nach unsern Begriffen wenigstens, Anspruch machen kann. Bey andern tatarischen Völkern hat Vermischung mit fremden Völkern diese Züge vertilgt. Vor Zeiten bildeten die Nogaiern ein großes Volk, und waren ein Theil der Macht, wodurch Tschingis-Chan Asien schreckte. Nach der Auflösung dieser gefürchteten Macht zerstreute sich der Ueberrest, und bezog die Wüsten zwischen dem Kuban und dem Asowschen Meere. Für Menschen, die dem rohen Naturzustande noch nahe, von dem Ertrag der Heerden leben, sind diese grasreichen Gegenden bequeme: mehr als gutes Futter für ihr Vieh brauchen sie nicht, denn dieses befriedigt die nothwendigsten von ihren Bedürfnissen.





Die nogaischen Stämme wurden in der Folge wieder in andre Steppen versetzt, an den Dnepr, Bug, Dneſtr, zwischen die Berda, und Moloschnye Wody, an die Kuma, Podduma, und Bſchtau, und der Stamm, von welchem ich hier eine kurze Schilderung geben will, an die Aſtuba. Sie sind größtentheils den Russen unterthan, aber wegen ihrer räuberischen Gefinnungen und unruhigen feindlichen Neigungen weder gerühmt noch geachtet.

Die Kunduranischen Tataren kleiden sich sehr einfach: häufig ist ihr Gewand, eine Art Kittel mit langen Ärmeln, aus Schaafpelz verfertigt, andre wählen ganz grobes Tuch von braunrother Farbe zu ihren Kleidern. Dazu tragen sie lange Hosen, und hart anliegende Socken. Den Kopf bedecken sie mit Mützen, welche sich in der Form von einander unterscheiden, ohne bey dem Volke selbst einen verschiednen Rang zu bezeichnen. Einige sind spizig, und hoch, andre nur niedrig und abgerundet. Erstere werden aus Tuch geschnitten: letztere aus Lämmerfellen, mit und ohne Pelzverbrämung. Sie bestehen aus mehreren Keilensförmigen Stücken, die zusammengenäht werden, wie bey uns die Knabenmützen, und reichen nur bis an die Ohren. Reiche und Vornehme ändern wohl etwas an dieser Tracht, in der Feinheit der Zeuge, aber nur wenig im Schnitt. Größer ist der Unterschied in Ansehung der Kleidung bey dem vornehmen und geringeren weiblichen Theile dieses Volkes. Die Frauen und Töchter der Edelleute, Mursen, gehen größtentheils wie vornehme

Ischerlessinnen, deren Kleidung ich bey der Schilderung der Ischerlessen beschrieben habe: nur ist es nicht Sitte bey ihnen den Körper über den Hüften so eng einzupressen, um eine schmale Taille zu erhalten. Bunte Farben, Schilder von Silber, Knöpfe von diesem Metall, und andre Zierrathen sind am beliebtesten, und bestehen neben der Ischerlessischen Mädchennäse, und dem Frauenschleyer. Auch bedienen sich die Vornehmen, wenn sie ausgehen, der Stelzenschuhe, um die Socken nicht zu beschmutzen.

Mädchen von geringerem Stande zeichnen sich im Fuß durch die bunteste Tracht aus. Pallas beschreibt sie mit folgenden Worten: „sie tragen eine aus Rinden gemachte, roth überzogene mit Blechen verzierte Schabe in Gestalt eines Bienenkorbes, rund umher mit Korallen und kleinen Münzen behängt, auf dem Kopfe; ein Kleid von den buntesten Seidenzeugen, die sie finden können, mit schmalen aber langen Ärmeln, auf der Brust herab bis zum Gürtel mit blechnen oder silbernen Schleifen, Knöpfen, Schellen und Ringen besetzt, und über die Schulter einen Riemen oder eine Schnur, woran ein mit Blech beschlagenes Futteral für Amulette und gemeinlich eine große Schnecke von dem Geschlechte *Cyprea* (Venus-Muschel) befestigt ist. Die (gemeinen) Weiber sind die unzierlichsten Creaturen von der Welt, und im Sommer mit einem bloß einfarbigen Oberkleide und einem weißen Tuche über den Kopf angethan, worüber sie eine gewöhnliche Pelzmütze setzen.“

Sie tragen lange Beinkleider, häufig von rother

Farbe, und Socken, auch Pantoffeln von Cassian, wenn sie etwas sorgfältiger gekleidet gehen. Ich bemerke letztere an dem so eben mit Pallas Worten beschriebenen, in seiner neuesten Reise abgebildeten Mädchen. Auch sie hat lange Beinkleider, die unter dem Knöchel festgebunden sind. Die ohnehin keineswegs schöne Gesichtsbildung wird durch die häßliche Gewohnheit sich das Nasenlappchen der rechten Seite zu durchlöchern noch mehr entstellt. Sie stecken einen Ring von Metall hindurch, der bey den Wohlhabenderen und Reichen mit Korallen, Perlen und Edelsteinen besetzt ist.

Eine seltsame Eigenheit dieser Mogair sind ihre Wohnungen, kleine weiße Fülzhütten, welche sie Jüs nennen, und, ohne sie aus einander zu schlagen, bey ihren Wanderungen mit sich fortschleppen. Zwey Männer können eine solche Hütte auf einen großen breiten zweyräderigen Karren heben, der mit einem Paar Ochsen bespannt wird, welche zum Transport des ganzen Hauses hinreichen. Man kann sich vorstellen, wie leicht eine solche Hütte gebaut seyn müsse. Das Gestelle besteht aus Stäben von Haselnuß. Die Steppen erzeugen diese Stauden nicht, wie überhaupt fast gar kein Holz: taugliche Stäbe werden daher von den Gebirgsbewohnern eingetauscht, und bestmöglichst geschont, damit der Aufwand dafür nicht öfters erneuert werden muß. Wenn sie nur noch halten, sie mögen so durchdrücker und alt seyn, als sie wollen, dieß wird kein Grund, neue anzuschaffen.

Meine Leser sehen diese seltsamen Wohnungen auf der Taf. VIII. 27. 28. auf verschiedene Art dargestellt. Eigen ist noch eine am Rauchloche angebrachte Klappe, inwendig mit einem Stiel versehen, durch welchen man jene öffnen und schließen kann, je nachdem es die Witterung nothwendig macht. Die innern Wände der Hütte erhalten eine Bedeckung von Matten, die aus Schilfrohr verfertigt sind. Bey der unstäten Lebensart der Bewohner ist es sehr natürlich, daß im Innern des Hauses wenige Geräthschaften aufgestellt werden: nur das allernothwendigste, alles andre würde, wenn die Horde ihren Lagerplatz ändert, zur Last fallen; einige Kisten zur Bewahrung der Kleider und Kostbarkeiten, Matten, um darauf zu ruhen, die Gefäße, welche die Haushaltung erfordert, die Waffen, die der Besitzer führt, dieß sind Gegenstände, welche man in der Hütte findet. Der Vornehme und Reiche nimmt dabey einen größeren Maasstab mehr in Ansehung der Menge und Kostbarkeit dieser Gegenstände, als in Ansehung der Verschiedenheit. Er hat im Grunde kein andres Haus und Wirthschafts-Geräthe, als jeder andre.

Wohlhabende Familien begnügen sich nicht mit einer Hütte: die Sitte erfordert eine besondre, worin der Herr fremde Besuche annimmt, und eine andre zum Aufenthalt der Frau. Auch stehen noch geringere Hütten umher, worin die Dienerschaft wohnt. Um den Töchtern und Frauen bey einer Wanderung etliche Bequemlichkeit auf der Reise zu verschaffen,

hält jede Familie einen oder zwey bedeckte zweyrädrige Karren, worin jene ihren Platz finden. Gewöhnlich sind zwey Ochsen daran gespannt: dieser Küßwagen, den die Leser 29 abgebildet finden, ist mit bunten Farben bemahlt, und wird, außer den Leuten im Innern, auch noch mit einigen Kissen bespacht, worunter sich gewöhnlich eine durch Bedeckung mit bunten Teppichen auszeichnet. Sie verwahrt die besten Kleidungsstücke.

Während des Zuges hält sich alles Fuhrwerk, das zur Familie gehört, zusammen, die Ordnung desselben ist bestimmt. Die auf den Wagen gestellte Hütte der Frau eröffnet den Zug. Die Männer sind größtentheils zu Pferd neben dem Zuge; diejenigen, welchen die Heerden anvertraut werden, bewaffnen sich mit langen Stöcken, oder Lanzen, oben mit einer Schlinge versehen, womit sie ein wild gewordenes Stück erhaschen und zurückbringen. Die Heerden, in besondre Haufen, nach den verschiednen Gattungen abgetheilt, werden neben dem Zuge hergetrieben. Ist der neue Lagerplatz erreicht, so stehen alle Zelten oder Wohnungen in dem Augenblick, wo man sie von den Karren abnimmt, fertig da: das wenige Gepäck ist bald in Ordnung, und alles geht den gewohnten Gang. Ueber dem Rauchloche der Hütte wird eine bunte Decke aufgerichtet, welche sich nach dem Winde drehen läßt, und so das Aufsteigen des Rauches aus der Hütte befördert.

In der Mitte der Hütte brennt das Feuer: Holz giebt es zu wenig auf den Steppen, als das

davon die nöthige Feurung besorgt werden könnte; getrockneter Dünger muß den Mangel ersetzen.

Die Nahrung dieser Tatern ist größtentheils auf das beschränkt, was ihre zahlreichen Heerden geben. Sie bauen etwas Hirse, auch etwas Weizen, aber absichtlich an Orten, die von ihren gewöhnlichen Hutungen entfernt sind. Wenn das Saatkorn der Erde anvertraut ist, dann lassen sie den Acker unberührt, sich selbst überlassen, bis die Aehre reif ist, und den Schnitter lockt. Alsdann kommen sie wieder und erndten.

Ihre Heerden bestehen aus Kühen, Ochsen, Schafen, Ziegen und Pferden. Kameele, wie die Kalmücken, haben sie nicht, auch sind ihre Ochsen und Kühe von einer kleinen Race, von der nemlichen, die in der Oekonomie der Gebirg-Tatern, und Escherleffen bekannt ist, die zwar schwach aussieht, sich aber dennoch im Ziehen der Karren kräftig erweist, und sich durch Schnelligkeit im Laufe auszeichnet. Wenn diese Ochsen eingespannt sind, so geht ihr Lauf in beständigem Trabe, so daß man weit damit kommt. Die Kalmücken bepacken ihre Ochsen, wie Saumrosse, aber den Kunduraischen Tatern ist diese Sitte fremd. Eben so rechnet der Kenner ihre Pferde durchaus nicht zu den schönen: im Gegentheil nennt er sie der äußern Gestalt nach mit Recht häßlich; aber er kann ihnen dennoch viele Vorzüge nicht absprechen. Diese Pferderace hat einen lang vorgestreckten Kopf mit einem häßlichen Schweinsbals, sieht schwach aus, und ist klein; aber im gutem Willen und in Ausdauer kommt

ihm kein andres bey. Man hat Beyspiele, die erstaunlich sind, von Duldsamkeit, und Ertragung aller Beschwerden bey so unscheinbaren Pferden. Die Edelleute unter diesem Völkerstamme reiten auch schönere Pferde, die ihnen von andern zugeführt werden, aber bessere nicht.

Die Schafe der Kunduraischen Tatarn sind von denen, woraus unsre Heerden bestehen, sehr verschieden: besonders macht sie ein langer Schwanz kenntlich, der oben mit Fett gleichsam gepolstert, unten abgerundet und mager ist. Eine in Taurien gemeine Art.

Der geringe Feldbau, den die Kunduraischen Tatarn treiben, aber mehr noch die Viehzucht beschäftigt die Männer unter diesem Volke. Für die Edelleute müssen die Diensteute oder Gemeinen alle diese Verrichtungen übernehmen: sie sind größtentheils müßig, oder doch nur mit solchen Zeitverkürzungen beschäftigt, die nicht für eigentliche Arbeit gelten. Sie sitzen fast beständig zu Pferde, und jagen, oder besuchen Nachbarn und Freunde, oder üben sich in Waffen und kriegerischen Handgriffen, und die Lust zu Schmausereyen und Trinkgelagen behält auch bey diesen Stämmen von Asiaten die alten Rechte. Den Weibern, die ohne Einschränkungen leben, und also nicht, wie bey andern Völkern, welche auf einer ähnlichen Kulturstufe stehen, in besondern Harems eingesperrt, des Umgangs mit Fremden entbehren müssen, liegt die Sorge um das Hauswesen ob: sie dürfen nicht müßig seyn, und ersetzen den Man-

gel an verschiednen Handwerkern. Jede muß vielerley Verrichtungen besorgen, wenn es im Hause gut stehen soll, und sie die Zufriedenheit des Mannes erlangen will. Es ist bey diesen Völkern Sitte, daß bey der Verheirathung eine Brautgabe, Kalim, an den Schwiegervater entrichtet wird, welche dem Vermögen gemäß sich mehrt oder mindert. Bey reichen Leuten besteht dieses Geschenk bisweilen in vierzig Mutterpferden, zwey Reitpferden, einer vollen Bewaffnung, u. d. gl.

Die Heerden geben diesen Tataren den größten Theil ihrer Nahrung. Die Speisen werden dadurch mannigfaltiger, daß sie auch die Erzeugnisse des Ackers Hirse und Weizen mit zu benutzen wissen. Nicht minder ergiebig ist für ihre Tische die Jagd, denn unter den jagdbaren Thieren, Wölfen und Bären, Füchsen, Rehen, und andern, giebt es dort auch Thiere von wohlschmeckendem Fleisch, so das wilde Schaf, dessen Haut mit Rehhaaren besetzt ist, das aber durch die ganze Gestalt und durch den Ton der Stimme seine Gattung kenntlich macht. Es lebt in großen Heerden, und ist sehr scheu und flüchtig. Hasen, Rebhühner, Haselhühner geben nicht minder gute Braten. Nach alt-mongolischer Sitte gehört auch Pferdefleisch und Stutenmilch dazu; doch sängt es an seltner zu werden, diese zu genießen. In Ansehung der Speisen selbst sind diese Tataren nicht ekel; selbst das Fleisch von solchen Thieren der Heerde, die an Krankheiten gefallen sind, wird nicht verschmäht, sondern genossen, als ob es von gesunden Thieren wäre.

Ihr gewöhnliches Getränk ist Wasser: bey Gastmahlen und zur Erleichterung wird Kumis, den meine Leser schon aus der Haushaltung der Kalmücken kennen, und anderes herauschendes Getränk dargereicht.

Der nähere Umgang mit andern Völkern, besonders mit den Russen, deren Einfluß auf alle tatarische Stämme sehr mächtig ist, entwöhnt diese nach und nach von den alten Gewohnheiten, und bringt sie aus dem Zustand der rohen Hirten dem des Landmannes näher, der seine Wohnung festbaut und neben der, freylich alsdann verminderten, Viehzucht die bisher seine ganze Sorgfalt erforderte, den Ackerbau, und auf die Erzeugnisse des Feldes sein vorzügliches Vertrauen setzt. Noch sind freylich die Versuche der Russen nicht ganz gelungen; aber bey mehreren Stämmen ist Hoffnung vorhanden, sie dem unsrigen Leben nach und nach zu entwöhnen. Jetzt ziehen sie noch der Weide nach, im Sommer den nördlichen, grasreichen Gegenden zu, gegen den Winter nach mehr südlicher liegenden Steppen zurückkehrend. In diesen wird das Gras das Jahr über geschont, auch versäumt man nicht, so viel möglich Heu zum Winterfutter dort aufzuspeichern.

Es läßt sich denken, wie wenig, nach unsern Grundsätzen, die Erziehung dieser halbproben Völkerstämme den Namen verdiene. Zwar ist hier keine Absonderung der Kinder von den Aeltern üblich, wie bey ihren Nachbarn den Tscherkessen, aber eigentliche Erziehung erhalten daher ihre Kinder nur um so we-

niger: sie wachsen in großer Freyheit auf, und Vater und Mutter haben alles gethan, wenn sie den Körper der Kleinen abhärten, und ihm frühe die Festigkeit, und Gewandtheit verschaffen, wodurch das Kind zu seiner künftigen Lebensweise geschikt wird. Umgang, frühe Theilnahme, Beyspiel belehren die Knaben und Mädchen frühzeitig von den Verrichtungen, die ihrer in der Folge in Haus und Felde warten. Der heranwachsende Jüngling muß außer der Kenntniß der Behandlungsweise der Heerden, die Waffen gut führen, welche jetzt, außer den altväterlichen, Pfeil, Bogen, Lanze und Säbel, auch in Schießgewehren bestehen. Ein geschickter Reiter, Fechter, Schütze ist der Geachtetste unter Menschen, die einen großen Theil ihrer freyen Existenz diesen Gegenständen verdanken.

Der Charakter der Kunduraischen Tataren, wie der Nogater überhaupt, wird nicht gelobt. Diese Völker sind sehr räuberisch, streitsüchtig, und daher ihren Nachbarn gefährlich. Um sie durch Schaden zu bessern, sind harte Mittel angewendet worden, ihnen das Eigenthum eines Fremden ehrwürdiger zu machen, und etwas hat sich der böse Hang bey einigen Stämmen vermindert, vielleicht nicht aus Furcht, sondern weil wirklich ihr Fortschreiten in der Ausbildung, und daher auch die Pflicht deutlicher bey ihnen wird, jedem das Seinige zu lassen. Sonst pflegten die Russen ohne Gnade jedem, den sie auf dem Raube erwishten, eine Hand, oder einen Fuß abhauen zu lassen,

Die Stammsverwandten suchten einen auf diese Art Versümmelten dadurch zu retten, daß sie mit heißer Milch und Fett das Blut stillten.

Sie halten es nicht für unrecht, Reisende zu plündern, und solche, wenn es mit Sicherheit geschehen kann, als Sklaven zu verkaufen. Es sind aber im entgegengesetzten Fall auch gastfey, oft freigebig, mild: ohne Belohnung geben sie oft an durchreisende Fremde alles hin, selbst das Liebste. Wer ihr Freund ist, wird auf das äußerste vertheidigt, auf das sorgfältigste gepflegt.

Ihre Religion ist die Muhamedanische: sie haben Priester, welche zugleich die Stelle der Aerzte versehen. Das Volk ist, wie überall, wo die Aufklärung zögert, oder durch unrechte Mittel gehindert wird, sehr abergläubisch. Von Religionsystem haben sie keinen Begriff: wenige Gebetsformeln, auswendig durch Nachsprechen gelernt, dieß ist alles: sie beobachten nicht einmal streng, wie andre Muhamedaner, die Fasten und andre heiligen Gebräuche. Auf einem eignen Platz im Dorfe oder Lager steht der Tempel, Djami, oder das Mesdgid, das aber keinen Thurm hat, und aus Steinen schlecht genug aufgeführt ist. Es sieht einem Stalle ähnlicher als einer Kirche. Ihr Aberglaube äußert sich mannigfaltig: sie legen Pferdesköpfe auf die Umzäunungen, damit kein böser Geist den Heerden schade: sie halten jedes dreyzehente Jahr für unglückbringend. Aber niemand wird der Kirch-

lichen Meinungen wegen von ihnen gehaßt oder verfolgt.

Reiche Leute, und Geistliche unter ihnen erhalten auf Anhöhen gemauerte viereckige Denkmäler über ihren Gräbern: sie sind an den Ecken höher als an den vier Seiten, und durch diese Form von andern tatarischen Gräbern zu unterscheiden. Dem Armen oder Gemeinen wird nur ein niedriger Erd- oder Steinhäufen zu Theil.

Die Haushaltung der Perser.

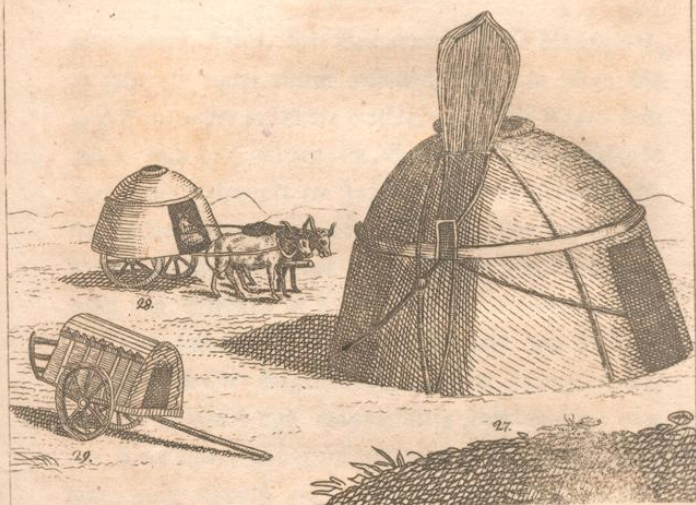
Taf. IX. 32. 33. 34. Taf. X. 35.

Wer recht schöne, fruchtbare, und durch den glücklichsten Himmelsstrich bey der reichen Ergiebigkeit des Bodens begünstigte Gegenden sehen will, muß Persien nicht unbesucht lassen. Mehrere Strecken dieses großen Landes, das gegen funfzigtausend Quadratmeilen einnimmt, und sich zwischen den fünf und zwanzigsten, bis vier und vierzigsten Grade der Breite, und zwischen dem zwey und sechzigsten und acht und achtzigsten Grade der Länge ausdehnt, gewähren ihm alle Genüße, welche die Sinne reizen und befriedigen können. Seiner natürlichen Beschaffenheit nach gehört Persien zu den merkwürdigsten Ländern Asiens und des Erdbodens überhaupt, und ich bin es meinen Lesern schuldig, ihnen einige Züge davon, wenn auch nur leicht, zu entwerfen, ehe ich sie in die Gesellschaft der Bewohner einführe.

Nicht allgemein gebührt diesem Lande das Lob der Fruchtbarkeit, im Gegentheil der größere Theil seines Flächeninhalts besteht aus salzigen sandigen Eindden, die sich gegen allen Anbau sträuben, und der Größe ungeachtet wird es kaum von achtzehn

Millionen Menschen bewohnt. Ein Gürtel von felsigen, mit Wäldern besetzten Bergen, deren Gipfel ewiger Schnee verhüllt, zieht sich um Persien her, und durchkreuzt es mannigfaltig. Die kalte Gebirgsluft verbreitet sich auch in den Ebenen und Thälern, und bewirkt in einigen Gegenden des Landes oft lange Winter, wo der Schnee so wenig als bey uns ausbleibt; und doch gleichen diese Gebirge hier, nicht so wie in andern Ländern, ihren Nachtheil durch das Gute aus, das sie gewähren. sie erzeugen keine große schiffbare Ströme, durch welche die verschiednen Theile des Landes unter einander in Verbindung gesetzt werden könnten, wie z. B. in China. Der Aras, der in das Caspische Meer seinen Ausfluß nimmt, ist der bedeutendste in der Reihe mehrerer, welche kaum mehr als Küsten-oder Steppensflüsse heißen können.

Persien aus mehreren Provinzen, durch Klima und örtliche Beschaffenheit sehr verschieden, bestehend, hat seine schönsten Gegenden um das ehemalige Persopolis, oder Isfaher her. Ein Bezirk von neun Meilen in der Länge und ohngefähr drey in der Breite macht gerechten Anspruch auf die Benennung eines irdischen Paradieses. Es ist durchaus wahr, hier herrscht ewiger Frühling, den auch der Sommer und der kostbarste Herbst unterbricht ihn nicht, schließt sich nur an ihn an, verherrlicht ihn noch mehr, und seine erneuernde Kraft hört das ganze Jahr hindurch nicht auf, als bedürfte hier die Erde der Ruhe nicht, welche sie bey uns in trügen Win-





termonaten findet. Die Bewohner athmen die gesunde, sie Luft ein unter einem Himmel, der vom May bis zum September beständig wolkenlos ist: kein Regen, kein Thau, und doch mitten im Sommer keine drückende Hitze, kein Zeitpunkt im Jahre, der nach unsern Begriffen Winter genannt werden könnte. Die herrlichsten Nächte schließen sich dort an die heitersten Tage an: selbst den Sternen ist hellerer Glanz verliehen, als sie bey uns haben. Nichts übertrifft dort den üppigen Wachsthum aller Gegenstände aus dem Pflanzenreiche, die sehr zahlreich und mannigfaltig sind. Wälder von den herrlichsten Südfrüchten reizen das Auge, und laden zum Genuß ein: größere, wohlschmeckendere Trauben giebt es nirgends, fettere Welde wird nirgends von schöneren Stieren und Pferden besucht als dort: das ganze Thal von Schiras, an dessen leiblichen sanften Anhöhen der köstliche Schiras-Wein wächst, die ganze Provinz Masanderan, und noch andre Gegenden, gleichen großen Gärten, worin der Lustwandelnde den Reichthum an Blumen, und ihre Schönheit nicht genug bewundern kann. Was wir bey uns mühsamer Kunst in unsern Gärten verdanken, ist dort Werk der Natur, die größtentheils des Gärtners nicht bedarf, um sich dem Menschen, wenn er Gefühl hat, in ihrer ganzen unnennbaren Herrlichkeit darzustellen. Ich würde ein langes Verzeichniß geben müssen, wollte ich alle die vorzüglichen edlen Früchte nennen, welche der Bewohner dieser paradiesischen Gegenden, ohne Mühe, erutet: nur obenhin berührt,

ist ihre Anzahl, so wie die der theuren Nuzzpflanzen, bedeutend. Mögen sich meine Leser von jenen die Traube, den Granat, die Olive, Citrone, Pistazie, Felsge, Dattel, Mandel, und von diesen, außer den schönsten Feld- und Gartenfrüchten und Gewächsen, Tabak, Melonen, Manna, Senne, Kaffia, Rhabarber, Safran, Süßholz, Opium, Baumwolle, Summit, Mastix, Kampher, Weihrauch, Zuckerrohr bemerken.

Ein Land wie dieses nährt viele Thiere, die sich der Bewohner nuzbar zu machen weiß. Zwar in den Gebirgen und waldigen Einöden hauset der Lieger und die Hyäne, der Bär, der Schakal; aber sie sind auch der Aufenthalt mehrerer Arten aus dem Hirschgeschlechte, Gazellen, Rehe, welche der Mensch sich durch List und Muth zueignet; in dem höchsten Felsengebirge lebt die Bezoar-Ziege, die den Bezoarstein, den der Arzt gegen Krankheiten anzuwenden versteht, in Magen und Gedärmen verschluckt, und die Ebenen sind der Aufenthalt großer Viehheerden von außerordentlicher Schönheit: es gedeiht die Schafzucht, und den Persischen Pferden gebührt in jeder Hinsicht vorzüglicher Ruhm. Auch sind Kameele und Maulthiere allgemein dort gebräuchlich, den Bewohnern zur Erleichterung. Es ist Ueberfluß an Seide, auf deren Anbau die Einwohner Sorge wenden; Honig giebt es reichlich, und Salz (die vielen Quellen ungerechnet) liegt meilenweit auf ebenen Strecken, die wie mit Schnee belegt aussehen.

Im Innern der Gebirge findet der Forscher Eisen, Kupfer, Bley: ersteres von vorzüglicher Güte, so

daß der beste Stahl daraus verfertigt wird: man findet edle Steine, Marmorarten, Erdharze, Naphta. Im Zusammenhang mit den Lagern und Quellen dieser theils festen, theils flüssigen Harze stehen vielleicht die Merkwürdigkeiten der Gegend von Atoschah, Feuerort, die ich meinen Lesern mitzutheilen nicht unterlassen darf. Ein Bezirk von ungefähr einer Viertelstunde im Durchmesser ist von unterirdischen Flammen erfüllt: bey trockner Witterung zeigen sie sich in gelbbrauner Farbe. Diese Stelle wird von den Nachkommen der alten Parsen, Suebern, Feueranbetern, für ein Heiligthum gehalten: mehrere haben sich dort angesiedelt, und verschaffen andern Glaubensbrüdern, die selbst aus dem tiefften Indien der heilige Eifer dorthin führt, um den Gott ihrer Väter anzubeten, wo er sich ohne Menschenhülfe rein offenbart, Obdach und Unterhalt. Die Wohnungen dieser Suebern haben gewisse Vorzüge vor allen andern: sie brauchen im Winter nicht geheizt zu werden, und wer auf seinem Fußboden, der die Stelle des Herdes vertritt, Feuer haben will, um zu kochen, steckt an der großen Uslamme, die an dem heiligen Orte brennt, ein Papier an, und hält es über eine Oeffnung, die er im Fußboden seiner Hütte gegraben hat. Es entzündet sich soaleich die Dhaße, eine Flamme erhebt sich, und lodert fort, bis er die Oeffnung wieder bedeckt: alsdann erst verschwindet sie. Wer dort bey Nacht sehen will, braucht kein künstliches Licht anzuzünden, ein kleines Loch im Boden, worein er ein Schilfrohr steckt, versteht

diesen Dienst: denn er darf nur die Dünste oben an dem Rohr anzünden, so brennt eine Flamme, welche die Hütte so gut erleuchtet, daß man dabey arbeiten kann.

Um Baku, einer Stadt am kaspischen Meere im Rosen-Paradiese, (so nennt der Perser die Gegend) erregt eine andre Erscheinung, Wirkung der Elektrizität, die Aufmerksamkeit des Beobachters. Er sieht in warmen Herbstabenden und nach warmem Regen große Flammen sich auf den Feldern und an den Bergen erheben, und in Massen blitzschnell sich von den Höhen in die Ebene herabwälzen, und diese gleichsam mit Gluth überströmen; allein dieses Feuer wärmt und zündet nicht.

Das Urvolk von Persien ist in neuern Zeiten entweder gänzlich erloschen, oder seine wenigen Ueberreste bestehen noch in den sogenannten Guebern, welche, den Künsten und Wissenschaften abhold, Handarbeit, Ackerbau und Viehzucht treibend, unansehnlich, schwarzbraun, mit Unrecht verachtet von den Neu-Persern, denen sie dienen, unter Stammes-Ältesten in tiefer Armuth und Bedrückung leben, und von Weichlichkeit und üppi- gen Lüssen noch nicht bethört, friedlich, genügsam, stark und gesund bleiben. Arbeit ist ihre Erholung, denn ein tiefer Ernst, der bis an Düsternheit grenzt, verbietet ihnen alle belustigende Zeitverkürzungen. Sie sprechen die alt-persische Sprache.

Ein Gemische von alten Parsen und mehreren neueren Völkerschaften, welche zu verschiednen Zei-

ten in Persien eingedrungen sind, hat die jetzigen Herrn des Landes, die neuen Perser, hervorgebracht, deren Schilderung meine Leser hier finden. Die Körpergestalt derselben ist gut, stark, ihre Bildung angenehm; sie gehören in Ansehung ihres Wuchses in die Reihe der schönen Menschen, und unter dem weiblichen Theile dieses Volkes giebt es mehrere, welche den Forderungen des Kenners der Schönheit volle Genüge leisten. Große schwarze feurige Augen, mit starken hochgewölbten Augbraunen und schwarzes Haar gelten in Persien für vorzügliche Schönheiten: die bräunliche Farbe des Leibes, bey Männern, welche viel im Freyen sind, tiefer — bey Mädchen und Frauen, welche Haus und Schleyer schützt, ins Weiße übertretend, wird durch Bestreichen mit rothgelber Salbe ersetzt, das den Zweck hat, die Haut geschmeidig zu erhalten.

Der Perser schneidet den Bart ab, nur über der Oberlippe läßt er den Knebelbart wachsen; Priester und Andächtige suchen aber einen Vorzug in einem recht langen Bart, den sie sorgfältig bägen. Das Haupthaar wird kurz abgeschoren. Frauen und Mädchen flechten es in lange Zöpfe, die im Nacken frey herabhängen. Der Perser liebt Kleiderpracht, und verwendet viel darauf, um den Wunsch, sich geschmückt zu sehen, zu erreichen. Vorzüglich theuer ist der Turban: seidne, reiche Stoffe, Stickereyen, Perlen, Edelgesteine werden zu dessen Verschönerung angewendet, und mancher Turban kostet mehr als tausend Thaler. Die Kleidung hat in Persien bey

Männern und Frauen fast einerley Schult. Sie besteht in einem kurzen Hemde ohne Kragen, so daß der ganze Hals frey bleibt: darüber wird gewöhnlich eine Weste, die bis an die Knie reicht, angezogen; die Bein-
kleider weit, und, um ausgefüllt zu scheinen, inwendig ausgestopft, reichen bis an den Knöchel, und schließen dort an. Ueber alles wird noch ein weiter, über die Kniee gehender Rock mit langen Ärmeln gezogen, vorn offen, aber durch einen Gürtel zugehalten. Es sind zur Bedeckung der Beine und Füße bey den Persern rothe tuchne Strümpfe und gelbe sassianene Pantoffeln gebräuchlich. In den Stoffen zu diesen einfachen Kleidungsstücken, in ihrer Ausschmückung, Besetzung, zeigt der Perser große Verschwendung. Schwere seidne, mit Gold und Silber durchwirkte Zeuge, theure Verbrämungen mit Pelzwerk und Stickereyen, wobey oft Perlen und edle Steine angebracht werden — diesen Gegenständen widmet er große Aufmerksamkeit, und verschwendet darin leichtsinnig einen Theil seines Vermögens.

Bey den Frauen und Mädchen ist der Schleyer unentbehrlich, der aus feinen, bunten Zeugen verfertigt wird, bis auf die Füße in großen Falten herabfällt, und das Gesicht, so bald die Besizerinn will, durchaus verdeckt. Doch wird unter ihm der Fuß nicht vernachlässigt, und um, den Grundsätzen des Volkes gemäß, der Schönheit den Sieg um so gewisser zu verschaffen, bleibt auch bey den Perserinnen kein Mittel unversucht. Vorzüglich muß der Kopf durch ein kostbares Geschmeide, das

in dreyeckiger Form die Stirne deckt: geziert seyn. Es ist bisweilen von Gold, mit Perlen und Steinen besetzt, gestickt, etwas Aehnliches wie die Diademe, welche die neuere Mode unsern Damen zum Schmuck erfand, nur nicht auf dieselbe Weise getragen, und geformt. In Ansehung der Kleidung selbst ist beynahe kein Unterschied zwischen der männlichen und weiblichen: auch der weibliche Theil der Nation trägt Beinkleider, die bis auf die Knöchel reichen: nur die rothen Strümpfe fallen bey den Frauen und Mädchen weg: die sassianenen Pantoffeln sind theils mit Absätzen versehen, theils ohne solche. Kostbar, bunt, voll Blumen und Bizerathen sind die Stoffe, welche die Perserinnen zu ihrer Kleidung wählen: sie verwenden auch noch goldne Ketten, Ringe, Perlen und Edelsteine zur Verschönerung, und glauben ihre Vorzüge noch dadurch zu erhöhen, daß sie Haare, Hände und Füße roth färben.

Die persischen Fürstentöchter und Gattinnen haben, gleich den Hofbeamten und Soldaten, ausschließlich das Recht, Degen und Dolche zu tragen.

Der Perser ist nicht ungeschickt in Erbauung fester und für sein Klima passender Wohnungen. Die Form der Häuser ist abweichend von andern, aber keineswegs unangenehm. Meistentheils werden sie von Ziegelsteinen, einen oder auch zwey Stockwerke hoch, errichtet: sie sind oben flach, und haben gewölbte Decken. Die innern Kammerabtheilungen haben häufig Wasserbehältnisse zum Baden, und die

Fensteröffnungen werden im Winter mit geblühten Papierscheiben, im Sommer mit buntem hölzernem Gitterwerke geschlossen. Ganze Säle mit buntem Glas und Spiegeln belegt, sind in Persien hochgeachtet: in jedem Hause eines Vornehmen muß ein solcher Saal sich befinden.

Die Palläste der Sultane, Fürsten und Reichen zeichnen sich durch Ausdehnung, äußere und innere Verzierungen, und durch die üppige Pracht des Hausgeräthes aus. Wer, wenn er in den Pallast geht, mit den Füßen die Schwelle berührt, ist strafbar: der Eingang ist heilig. Erreicht ein Verbrecher den Pallast, so kann nur der Sultan selbst Hand an ihn legen.

Nicht weniger berühmt sind die dem Gottesdienst geweihten Gebäude, Moscheen, worin auch prächtige Badezimmer und dergl. angebracht werden. Gleichen Fleiß verwenden die Perser auf Anlegung von sogenannten Caravanseralen, vom Staat errichteten und unterhaltenen Wohnungen für durchreisende Fremde, die, bey dem Mangel an Privat-Wirthshäusern, sonst ohne Obdach bleiben würden. Eine Einrichtung, die den Persern Ehre bringt. Bisweilen sind schöne Sentenzen über dem Eingang eingegraben: so steht über der großen Caravanserai in der Stadt Caschan (ein Denkmal der Menschenliebe des Königs Abbas des Großen, und vielleicht die schönste in ganz Asien) der Sittenspruch: eine Caravanserai ist die Erde, und wir sind die Caravane: se-

he doch niemand jene als seine bleibende Wohnung an!

Gemeine Häuser, selten zwey Stock hoch, erhalten einen weißlichgrauen Anstrich, die der Vornehmen machen durch die Zierathen, an den äußern Wänden angebracht, welche im Marmor und Porzellan bestehen, auf die viel größern, die an dem innern Raum ihre Stelle finden, aufmerksam, Sie entsprechen den Erwartungen, welche schon das Aeußere erregt. Um die Wohnungen her stehen Lusthaine und Gärten, denn die Perser sind Garten- und Blumenfreunde. Oft sind diese kühlen Erquickungsorter von Bächen durchströmt, die an des Haines dunkelster Stelle Zeiche bilden, worin der Eigenthümer ungestört baden kann.

Von verschiedenen Arten persischer Gebäude geben Taf. IX. 32, und Taf. X. 35, meinen Lesern einen anschaulichen Begriff. Ersteres ist eine Caravanseraï; das zweyte ein mehr dem Vergnügen gewidmetes Haus in einem Garten, dessen zwey obere Stockwerke bestimmt sind, Tauben und andre Vögel zu beherbergen.

Gerdüschasten von Holz, wie wir sie in unsern Wohnungen sehen, sind in Persien nicht üblich. Der gemeine Mann lebt viel im Freyen, und begnügt sich auf der Erde zu sitzen, und auf einer einfachen Matte zu schlafen. Der Vornehme bedient sich zwar ebenfalls weder der Sophas noch Stühle, aber statt der letztern sind weiche Polster an den Wänden des Zimmers auf die Erde hingelegt, um ihn, wenn er sitzen will,

aufzunehmen. Der Fußboden ist mit Teppichen, oft mit kostbaren, belegt, und auch die Wände sind mannigfaltig und kostbar geschmückt. Auf weichen, elastischen Matrazen wird des Nachts geschlafen: wer sich bedecken will, bedient sich einer leichten Decke von Baumwolle, mehr bedarf es in Persien nicht. Niedrige Tische dienen beym Essen, und bey der Arbeit. In Gegenden, wo Erwärmung der Zimmer im Winter nothwendig ist, wird dieser Zweck durch eine sehr einfache Vorrichtung erreicht. Man gräbt im Zimmer eine Grube, worein glühende Kohlen gelegt werden. Darüber stellt man ein niedriges Tischchen, behängt es mit einer großen wollenen Decke, und sitzt nun umher, sich in die Decke bis an den Gürtel einhüllend.

Ist die Hütte und das Haus erbaut, und zur Wohnung eingerichtet, dann wird bey den Bewohnern von Speise und Trank, von Arbeit und Erholung, von Vergnügungen und Festen, von Sorgen und Freuden die Rede. Der Perser ist in Speisen und Getränken ein mäßiger Mensch; er zeigt in diesen Genüssen Achtung für seine Gesundheit. Fleisch genießt er nicht häufig: Erzeugnisse seines Gartens und Feldes, edle Früchte sind seine gewöhnlichsten Speisen: sein Lieblings-Gericht eine Art festen Brey, Pilau genannt, und statt unsers Brodes wird dünner ungesäuerter Kuchen, mit Mohn bestreut, wie ihn die Juden bey uns essen, genossen.

Unter den Gartenfrüchten sind Melonen, der trefflichsten Art, die zahlreichsten, und beliebtesten.

Einige Monate lang nähren sich viele Menschen fast ganz allein mit Melonen. Datteln geben ebenfalls reichlichen Genuß; wenn in den weitläufigen Dattelnwäldern, welche einige Gegenden des Landes bedecken, die Zeit der Frucht reife eintritt, so strömen überall her Menschen herzu, hier zu ernten, und gewöhnlich ist die Ausbeute groß: frisch ist der Genuß angenehm und gesund, und getrocknet wird die Dattel ein Gegenstand des Handels in andre Weltgegenden. Man bringt Kameele und Maulthiere mit, um die Ausbeute mit sich hinwegzuschleppen.

In Ansehung des Getränkes schweifen die Perser gewöhnlich eben so wenig aus: das gemeinste Getränk ist Wasser, auch Kaffee wird getrunken: aus Honig und Fruchtsäften, mit Zusatz von Gewürzen, wird ein Trank bereitet, der bey den Asiaten unter dem Namen Sorbet berühmt ist. Die Perser machen auch berauschte Getränke, indem sie Opium mit andern Säften mischen: aber das sind, so wie der Wein, verbotne Genüsse, denn der Muhamedaner muß sich, so fordert es die Religion, aller starken Getränke enthalten. Wo aber die Lust überwiegend wird, da schleicht sich der Lüßling auf die Seite, oder verschließt sich in der einsamen Kammer, um jene zu befriedigen. So irrt der Mensch, dem ächte Aufklärung mangelt; er verfehlt die Mittelstraße und schweift in Genuß und Entbehrung aus.

In Persien wird übermäßig Tabak geraucht: die Tabakspfeife ist das erste, was man dem Gaste an-

bietet, und selbst in der Moschee, und in der Schule bleibt sie im Munde.

Im persischen Hauswesen herrscht der Mann: die Frau ist seine Skavin: er herrscht im eigentlichen Sinne des Wortes, mit einer Eifersucht auf seine Rechte, die nicht zu beschreiben ist. Die Geseze verstaten ihm, mit mehreren Frauen zugleich zu leben: er heirathet entweder förmlich durch priesterliche Einsegnung, nach früherer Bestimmung der beyderseitigen Aeltern, die oft in dem ersten Jugendalter ihre Kinder einander verloben, und den Tag der Hochzeit bestimmen, ohne daß sich Braut und Bräutigam jemals gesehen haben; oder er kauft seine Frauen für Geld. Die Gekauften sind Sklavinnen und werden als solche behandelt: sie müssen blindlings dem Manne gehorchen, der sie einsperret, nach acht morgenländischer Sitte, ihnen den Umgang selbst mit Verwandten versagt, und schon böse wird, wenn ein Dritter sich nur untersteht, den Namen der Frau zu nennen, und nach ihrem und ihrer Kinder Wohlsseyn zu fragen. Nicht besser ist das Loos der eigentlichen Frauen, die das eheliche Band an die Männer knüpft: sie sind gleicher Willkühr unterworfen, müssen die Verbindung des Mannes mit andern, und zwar mit so vielen, als er nähren zu können glaubt, einräumen, und, im Innern des Hauses verwahrt, ihre Tagesmühe darauf wenden, diesen gestrengen Herrn Vergnügungen zu gewähren.

Jedem ehelichen Bündniß liegt in Persien ein Grifflicher Vertrag zum Grunde, und nicht Will-

führ, sondern richterliche Entscheidung allein kann eine Ehe wieder aufheben. Die Hochzeit wird durch große Feste verherrlicht, welche kostbar sind, und oft mehrere Tage, mehr als eine Woche ausfüllen. Dabey unterbleibt nichts, was das Vergnügen der zahlreichen Gäste vergrößern kann. Ueppige Tänze und Gaukelspiele werden dabey aufgeführt, und erreichen desto gewisser ihren Zweck bey einem Volke, das sinnlichen Vergnügungen äußerst willig nachhängt, und den Lüsten fröhnet.

Den Kindern eines Persers sind gleiche Rechte eingeräumt, sie seyen von einer durch Heirath verbundenen Frau, oder von einer erkaufen: die Gesetze dieses Landes lassen keinen Unterschied hierin gelten. Wird ein Kind geboren, so giebt dieß auch in Persien zu mancherley Feyerlichkeiten in der Familie Veranlassung: besonders wenn ihm die Mutter den Namen giebt, welches schon am dritten Tage geschieht. Unter gleichen Festlichkeiten werden die Knaben oft schon im vierzigsten Tage ihres Alters, oft auch erst im achten Jahre durch die Beschneidung in die Zahl der Anhänger Muhameds aufgenommen.

Den Charakter der Perser hat man im Allgemeinen oft eben so sehr getadelt, als gelobt. Man mag auf beyden Seiten bisweilen zu weit gegangen seyn: vielleicht gehören diese Asiaten zu denen, deren Inneres schwer oder nie zu ergründen ist, denn auffallend bleibt bey ihnen die Mischung von Gutem und Bösem. Man kann nicht leugnen, sie verrathen

Muth und äußere Liebe zur Gerechtigkeit, sind dem Gastfreunde treu ergeben, höflich, nachsichtig, oft wohlthätig und mild, aber eben so oft erscheinen sie falsch, geübt in Verstellungskünsten, slavisch, schmeichlerisch und kriechend. Wenn es der Eigennuz erfordert, dienen sie den Fürsten und Großen auf die niederträchtigste Weise, und kitzeln im nächsten Augenblicke ihren Stolz, indem sie Geringere hart behandeln, und solche ihr Uebergewicht fühlen lassen. Um schwelgen, verschwenden, müßig leben zu können, dulden sie Manches, Vieles: aber eben so leicht und furchtbar brausen sie auch auf, wenn sie sich für beleidigt halten, und dann ist ihre Rache blutig. Eine falsche Ehrliebe macht sie außerordentlich empfindlich, und doch kennen sie wahre Ehre so wenig, daß sie sich nicht scheuen, die größten Unwahrheiten frech zu sagen, und, wenn man sie Lügen straft, die Sache als Scherz zu behandeln. Leichtsinm ist den Persern eigen; er faßt gewöhnlich festen Fuß in Menschen, denen ein üppiges, an sinnlichen Genüssen reiches, Leben die Hauptbestimmung des Daseyns zu seyn scheint.

Die Natur hat die Perser mit reichem Verstande begabt: ihre Anlage zu allem Schönen und Guten ist entschieden, ein vortreffliches Gedächtniß erleichtert ihre Fortschritte in Künsten und Wissenschaften, etne glühende Phantasie erhöht bey ihnen alle Lebensansichten; sie würden bey minderem Hang zum Müßiggehen, bey genauerer Aufsicht auf sich, bey größerer Strenge gegen die Reizungen der Sin-

ne, in Verbindung mit einer minder despotischen Staatsverfassung, und geläuterteren Religionsgrundsätzen, unter einem Himmel, wie der ihrige ist, sehr ausgezeichnete Menschen werden können. Dichtkunst hat für sie großen Reiz: ihre früheren Dichter leben noch in gutem Andenken des Volkes, und sind allgemein gelesen. Hafiz, der 1412 n. Chr. Geb. starb, ist noch jetzt einer der beliebtesten. Nicht fern von der Stadt Schiras steht sein Grabmal, ein weißer Marmor, einem einfachen Altare ähnlich, und statt alles Lobes liegt eine Abschrift seiner Gedichte oben auf, für jeden zum Gebrauche, der diese Stelle besucht, welche durch die herrlichsten Pflanzungen verschönert ist. Schon vor mehr als fünfhundert Jahren ist Schich Sadi gestorben, und dennoch wird noch jetzt sein Felsengrab häufig besucht, es werden seiner Asche Rosen gestreut. Es wird in Persien Sorgfalt auf den Jugendunterricht gewendet: in den zu dieser Absicht eingerichteten niedern und höhern Schulen wird die arabische und persische Sprache gelehrt; Philosophie, vorzüglich Mathematik, Moraf: es werden Werke alt-persischer, arabischer, und altgriechischer Gelehrten, letztere in Uebersetzungen, mit den Unterrichtsuchenden gelesen. Man beschäftigt sie mit Astronomie, aber der Mißbrauch dieser herrlichen Wissenschaft, Sterndeuterey, wird an jene angeknüpft. und findet in Persien zahlreiche Liebhaber. Im hohen Grade abergläubisch, fragen sie bey jeder Begebenheit die Gestirne um Rath, und verrichten nur alsdann etwas mit Zuversicht, wenn sie in den

Weissagungen zustimmende Sätze für ihr Vorhaben aufgeschlagen haben. Noch behelfen sich die Perser nur mit geschriebenen Büchern, Buchdruckerey ist zwar bekannt, wird aber nicht nachgeahmt, obgleich dieervielfältigung der Bücher durch Abschreiber Beschwerde verursacht. Dieser Mangel erschwert die Ausbildung.

Unter den Künsten steht Dichtkunst in Persien oben an, und mehrere auch in Europa bekannt gewordene poetische Arbeiten der Perser verrathen Sinn für das Erhabene und Schöne: oft durchweht sie der leise Hauch des regen, reinen Naturgefühls, und die Wahrheit in einfacher Zierde ergreift den Leser: oft bemerkt man darin die kindlichfrohen Spiele des sorglosen Jugendalters, dem alle Blumen blühen, und alle Lebensfreuden doppelt schön sich darstellen. Weit weniger können ihre Maler auf Beyfall Anspruch machen: zwar ihre Farben sind sehr schön und rein, und manche Gegenstände der leblosen Natur wissen sie täuschend nachzuahmen. So sieht man Blumen und Fruchtstücke von vieler Wahrheit durch den Pinsel persischer Maler entstehen. Aber was eigentllich die Kunst und den Künstler verewigt, Darstellung der veredelten Natur in ihrem größten Meisterstücke, dem Menschen; Versinnlichung erhabner historischer Scenen — das sucht der Kunstfreund in den Arbeitszimmern persischer Maler vergebens. Ihm, so wie dem Bildhauer, verbietet die Lehre Muhameds, menschliche Nachbildungen zu verfertigen, und so fällt freylich der vorzüglichste von den Gegenständen hinweg, an

welchen die Kunst sich versucht. Die Musik ist in Persien geliebt, und sehr allgemein: man behauptet, diejenigen, welche sie als Geschäft treiben, seyen nicht sehr geachtet; ich habe die Meinungen darüber getheilt gefunden. Die musikalischen Instrumente der Perser, ziemlich den unsrigen ähnlich, bleiben immer in der nämlichen Bauart, wie seit ihrer Erfindung: niemand sucht sie zu vervollkommen: sie sind daher in Vergleichung mit den Instrumenten der Europäer äußerst mangelhaft.

Um daher den Persern gebührendes Lob ertheilen zu können, muß man in ihre Werkstätten gehen, ihre Webereyen und Fabriken besuchen, ihre Farbe-, Metall-, besonders Stahlarbeiter, Lederbereiter kennen lernen, um zu sehen, daß sie in diesen Verrichtungen eine hohe Culturstufe erreicht haben. In manchen von diesen Fertigkeiten steht ihnen selbst der geübteste Europäer nach. Ihre Seidenwaaren, ihre Sammte, Brocade, wie fein und schön sind sie nicht! Welche Feinheit im Stoff und welche Treue in den Farben; berühmt sind persische Tapeten und Fußbodendeckungen: die dortigen Manufakturen liefern kostbare Gold- und Silberstoffe, Cattune, Kamelotte; man sieht sie nicht feiner und schöner in Europa: durchwirkt, gestickt mit bunten Verzierungen, erscheinen ihre Shawls, Schleyer u. d. gl. vorzüglich schön. Die besten Degenklingen sind aus persischen Fabriken. Die Perser gelten auch sonst in Verfertigung von allerley Metallwaaren; man hält sie für gute Edpfer, Drechsler, Gärber, Matten- und Korb-

stechter, aber als Papiersfabrikanten, Uhrmacher und Goldarbeiter stehen sie den unsrigen nach. Mehrere von den Hindernissen, welche sich dem Weiterschreiten der Perser in Künsten und Manufakturen in den Weg stellen, würden von ihrer Landesregierung gehoben werden müssen, wenn dieses Volk die Höhe erreichen sollte, die es zu erlangen fähig ist: diese müßte die Unterthanen aufmuntern, anstatt sie durch Zwang und Drang niederzudrücken: müßte das Verkehr mit dem Auslande begünstigen, ihre guten Köpfe nach Europa auf Reisen senden, um dort zu lernen, und, bereichert mit Kenntniß der Hülfsmittel und leichterer Handgriffe, welche in europäischen Fabriken gebräuchlich sind, heimzukehren. Erwachen müßte der Perser selbst aus seinem Schlafe, in welchen ihn der Sinnenrausch eingewiegt hat: nicht zu frühe schon ruhen wollen, und den Vorurtheilen entsagen lernen, womit ihn seine Religion und seine Priester belasten; alsdann würde selbst der Europäer über die innere Kraft dieses schönen Landes staunen müssen, und die Vortheile des Handels würden größtentheils auf dasselbe zurückfließen, da sich jetzt Armenier, indische Kaufleute, Juden, und europäische Christen solcher bemächtigt haben.

Auf verschiednen Wegen führt man den Persern fremde Luxus- und Bedürfnis- Gegenstände zu, und auf denselben werden die dort entbehrlichen Dinge wieder abgeholt. Es kommen aus der Turkey, aus Indien, aus China Handels- Caravanen aus Persien, und gehen davon aus in jene Länder: auf dem Ka-

spischen Meere treiben die Russen ihren Handel dahin, den persischen Meerbusen wählen die westlichen Europäer, um Produkte ein- und auszuführen. Der Transport zu Lande geschieht durch Hülfe von Kameelen, starken, schön gestalteten Eseln und Maulthierern, und wird durch ziemliche Sicherheit im Lande, und durch die den Perser ehrende Einrichtung, überall in gehörigen Entfernungen, an der Landstraße, und besonders in Städten und Dörfern öffentliche Herbergen, Caravanseraien, zu unterhalten, begünstigt.

Frühe schon beginnt in Persien die Erziehung, besonders der Knaben, mit der Abhärtung und Geschmeidigmachung des Körpers: durch Bewegung im Freyen sucht man die Kleinen gesund zu erhalten, und durch Uebung ihrer Kräfte solche zu vermehren. Daher ist es auch kein Wunder, die Perser in allen Theilen der Gymnastik so wohl geübt zu sehen. Sie tragen Lasten mit Leichtigkeit, spannen ohne große Mühe die schwerste Bogensehne, treffen äußerst scharf, werfen den Wurffspieß unglaublich weit mit ungeschwächter Wirkung, fechten und ringen sehr geschickt. Sie zwingen das wildeste Pferd zum Gehorsam, tanzen mit Inversicht auf dem Seile, und verstehen mancherley Spiele und Künste, wozu vorzügliche Körpergewandtheit gehört.

Der gemeine Perser spielt in seinen Zusammenkunftsorten Ball, auch Würfel- und Kartenspiele sind im Gange, nur werden keine Karten, wie bey uns, sondern hölzerne gebraucht. Angesehene Leute spielen in den Kaffeehäusern, die man in allen persischen

Städten von einiger Bedeutung findet, im Bretspiel und Schachspiel: in diesem letztern, das besonders Nachdenken erfordert, sind sie Meister. Die Perser sind große Freunde von Bädern, und verschwenderisch in deren Einrichtung. Es giebt viele öffentliche Bäder, die sehr besucht sind. Im Frühling schmückt man diese mit Blumen und kostbaren Tapeten und Malereyen, und belustigt die Besuchenden auf alle mögliche Weise. Musik und Tanz hören acht Tage lang nicht auf: man trinkt Kaffee und Sorbet, und die Freude über die Wiederkehr des Lenzes ist allgemein. Die Perser nennen diese öffentliche Freyer das *Rosenstreuen*. Auch sind, in den größeren Städten wenigstens, Gymnasien angelegt, wo man sich im Ringen, Fechten, und andern anstrengenden, die Muskeln ausbildenden Fertigkeiten üben, und mit Tänzen belustigen kann. Dadurch behält der Körper auch bey Erwachsenen die jugendliche Gewandtheit und Kraft.

In den Gesellschaften zeigen sich die Perser sehr artig, unterhaltend, oft witzig: jeder sucht seine Belesenheit der besten Dichter ohne Zwang anzubringen. Frauen und Mädchen nehmen an den Gesellschaften der Männer keinen Antheil: im Innern des Hauses verschlossen, vertheideln Vornehme ihre Zeit mit niedlichen Handarbeiten, die sie mehr aus Scherz als Ernst betreiben, und mit Poffen und Märchen, zu deren Auffindung ihre Sklavinnen behülflich seyn müssen. Letzteren liegt, so wie den Sklaven, die härtere Arbeit ob. Die Weiber der gemeinen Perser

müssen an den Beschwerden des Lebens thätigen Theil nehmen, und gewöhnlich bürdet der Mann auch hier so viel als möglich dem Weibe auf, um selbst desto weniger schleppen zu müssen.

Die Religion der Perser ist die muhamedanische, aber von der Sekte der Abgefallenen (Schitten), deren Stifter ein gewisser Ali war. Die Sekte des Omar, wozu sich die Türken bekennen, nennt sich die rechtgläubige. Zwischen beyden herrscht schon seit langer Zeit die bitterste Feindschaft. Nur geringe Kleinigkeiten hindern ihre Wiedervereinigung. Der Sekte des Ali ist die Wallfahrt nach Mekka verboten. Anmaßlich sind die Anhänger dieser Sekte nicht; sie hasen und verfolgen niemand seines Glaubens halber, und beobachten die Vorschriften ihres Religionsstifters genauer als der Anhänger Omars, welche sich durch den stolzen Beynahmen der Sumiten (Rechtgläubigen) auszeichnen.

Die Uebung der Religion besteht in Gebeten, welche unter Mitwirkung der Priester in den Moscheen gehalten werden, und in Beobachtung einer großen Anzahl von Fasttagen, welche die Perser streng zu halten pflegen.

Die Zahl der Geistlichen und Priester ist in Persien groß. Sie händeln einen strengen Lebenswandel, und sind in verschiedne Classen getheilt. Die stolzesten darunter sind die Weisen (Soufys); denn sie glauben, mit höherer Einsicht begabt, der Gottheit näher zu seyn, die geheimen Kräfte der Natur lenken, und dadurch den Gang des Schicksals ändern

zu können. Der eingewurzelte Aberglaube, den sie absichtlich hängen und schütten, unterstützt und erleichtert ihre Kunstgriffe, und so elend und dem vorurtheilfreyen Beobachter leicht ergründbar ihre Gaukler- und Taschenspielerkünste sind, so wirken sie doch durch solche auf ihre Anhänger mit vieler Zuversicht, schleichen sich in die Geheimnisse der Familien ein, und leiten alle bedeutende Ereignisse in denselben. Zu den schamlosesten gehören die Derwische, oder religiösen Bettler, die eine Art von Orden ausmachen, halb nackt umher laufen, scheinbarschwere Bußübungen übernehmen, und das Volk, vom Schein bethört, betrügen. Dergleichen träge, in Verbrechen aller Art versunkne Menschen, durch welche die Volksmeinung größtentheils geleitet wird, sind in Persien geduldet und geschützt, und in desto größerer Anzahl vorhanden, je leichter sie das Volk geneigt sehen, sie reichlich zu nähren.

Einige religiöse Feste zeichnen sich bey den Persern aus. In den ersten zehn Tagen des ersten Monats im Jahre wird Hassseins Tod gefeyert. Er war der jüngere Sohn des Ali, zu dessen Sekte sich die Perser bekennen, und opferte sich, nach der Sage, für das Wohl des Volkes, und zur Tilgung der Sünden aller derer, die der Lehre seines Vaters beystreten, auf. An diesem Tage werden feyerliche Umzüge gehalten, und auf öffentlichen Bühnen Hassseins Helden- und Edelthaten vorgestellt. Das Volk strömt herzu, und erfreut sich über diese Feyer des Andenkens an einen von ihm hochgeachteten Mann. Ein

zweytes Volksfest wird am 23. Sept. gefeyert. Es soll zur Erinnerung an Isaaks kindlichen Gehorsam gegen seinen Vater eingesetzt seyn. Es wird ein mit Teppichen, Blumen und Geschmeide aufgeschmücktes Kameel durch die Stadt geführt; alsdann muß die höchste Obrigkeits-Person der Stadt, im Pompe auf einen dazu bestimmten freyen Platz vor der Stadt, begleitet von den untergeordneten Beamten und den Vornehmsten, hinziehen, und unter dem Jubel des Volkes und unter dem Schall lärmender Musik das Kameel schlachten, und es dem Volke preis geben. In jeder Familie des ganzen Reiches, die der Sekte Alis anhängt, und die Kosten aufreiben kann, wird ein wohlgenährtes, tadelloses Schaf geschlachtet; den Freunden werden Stücke davon überschickt; das Uebrige erhalten die Armen. Öffentliche Feste, Beleuchtungen, Feuerwerke beschließen den Tag. Man nennt ihn das Opfersfest.

Nicht leicht beherrscht irgend ein König sein Volk unabhängiger, als der König (Sultan, Schah) von Persien. Sein Wink und Wille ist Gesetz: was er spricht, wird so angesehen, als käme es von der Gottheit unmittelbar. Alle Unterthanen sind Sklaven, mit Hab und Gut, Leib und Leben ihm dienstpflichtig; er erhebt und erniedrigt sie nach seiner Laune; heute ist eine Familie geehrt und reich, im Besiz der höchsten Würden und Güter; und morgen ihres Hauptes beraubt, in Nichts versunken, durch ein einziges Wort des Despoten. Es gilt keine Einrede; blindlings muß jeder dem Befehle gehorchen. Wird ein

schrifilicher Befehl von dem Sultan ausgegeben, so steht er auf farbiges Papier mit goldnen Schriftzügen geschrieben, und wenn er versendet wird, steckt man in ihn einen Beutel, von reichen, gestickten Stoffen, und ein Eilbote zu Pferd muß ihn weiter bringen. Es ist nicht gut, diesem unterwegs zu begegnen; nicht nur ausweichen muß ihm jeder, sondern sobald der Eilbote es verlangt, muß der andre das Pferd mit ihm wechseln, er mag bey diesem Tausche verlieren oder nicht.

Der Titel des Sultans ist voll von Prahlereyen und eitlen Schall. Er nennt sich den Herrn aller Könige und Fürsten, des Allmächtigen Schatten, den Ausfluß der Gnade Gottes, den Born aller Macht und Herrlichkeit, aller menschlichen Wünsche Inbegriff, den Geber aller Gaben. Verhältnißmäßig stolz klingen auch die Titulaturen, welche sich seine Frauen, Söhne und Töchter geben: Sonne, Mond, Sterne werden in solchen nicht gesont, und müssen diesen Zierden der sultanischen Familie Platz machen. Bey allen diesen Lobpreisungen des Sultans von Persien, die er sich selbst macht, bekümmert er sich wenig oder nichts um sein Land und um das Wohl seiner Unterthanen. In seinem Harem bewachen ihn gleichsam seine obersten Staatsbeamten, und ohne ihren Willen vermag er nichts. Um unter seinem Namen herrschen, drücken, plündern und sich bereichern zu können, stören ihn diese aus dem Zaumel sinnlicher Vergnügungen nicht auf, und halten ihn so an der Kette der Ueppigkeit und der Lüste gefesselt, durch

welche die Kraft im Menschen, Gutes zu wirken, und endlich der Wille selbst erstickt. Ein solcher Sultan ist eine Puppe, und nur scheinbar mit Leben begabt, er sieht und hört nur, was ihn andre hören und sehen lassen.

Den Aufwand, welchen er macht, und machen muß, bestreitet der General - Aufseher über die Einkünfte aus den Kron Gütern, Zöllen, Zehnten, Bergwerken; aus dem Kopfgelde der Einwohner, die nicht Muhameds Lehre anhängen, und aus den Geschenken, welche ihm die Vornehmsten am Geburts- und Neujahrsfeste machen müssen. Durch Einziehung des Vermögens von Großen des Reichs, welche in Ungnade gefallen sind, wird die Kasse gleichfalls bereichert. Man läßt die Befehlshaber der Provinzen rauben, plündern, ungerechtes Gut häufen; erwürgt sodann die reichsten auf Befehl des Sultans, und zieht nun mit gleichem Unrecht, wie jene sammelten, das Gesammelte ein. Für die verschiednen Theile der Staatsverwaltung sind fünf oberste Beamte angeordnet. Streitsachen schlichtet der Richter in jedem Orte, dem mehrere Beyfiger zugegeben sind. Die Entscheidung zögert nicht, und das gefällte Urtheil wird sogleich vollzogen. In wichtigen Fällen findet eine Berufung an den obersten Richter des Reichs statt. Eblich ist in der That diese schnelle Gerechtigkeitspflege, wenn nicht Willkühr dabey zum Grunde liegt, sondern Gesetze gelten: auch soll, den Nachrichten der Reisenden zu Folge, die öffentliche Sicherheit in Persien durch eine gut eingerichtete Poli-

zeyverfassung geschützt seyn, und selten das Eigenthum eines andern durch Diebstahl und räuberische Anfälle auf der Straße gefährdet werden.

Die Perser sind zum Kriegesdienste sehr brauchbar, und gewöhnt, die Beschwerden weiter Märsche durch bahnlose Wüsten gelassen zu ertragen. Stark in Führung der Waffen, sehr gute Reiter, würden sie für die besten Asiatischen Krieger gelten können, wenn nicht durch Mangel an Zusammenhang und Ueberlegung, durch Ungehorsam der Gemeinen, und Unerfahrenheit der Befehlshaber die Wirkung ihrer Kräfte gestört würde. Auch sind sie nicht sehr geschickt in der Anwendung der Schießgewehre, und ihre Kanonen, die sie nicht gehörig zu gebrauchen wissen, sind ihnen mehr zur Last als zum Nutzen. Der erste Angriff persischer Reiterey ist gefährlich, aber fester Widerstand entkräftet ihn.

Dem Alter erzeigen die Perser Hochachtung. Sie begraben ihre Todten feyerlich, und errichten ihrem Andenken Hallen und steinerne Denkmale, welche sie mit Blumen und Bäumen umpflanzen. Den Fürsten werden nach dem Tode große Denkmale mit vielem Kostenaufwand errichtet, Begräbniß, Moscheen, zu denen das Volk anzubeten kommt. Es ist Sitte in Persien, wie in China, alljährlich die Gräber der Freunde zu besuchen.

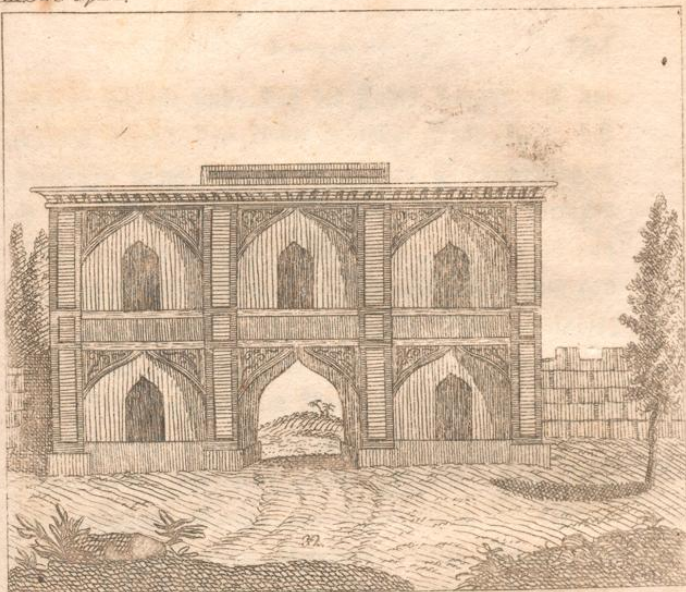
Die Waddahs, auf der Insel Ceylon.

Taf. X. 36.

Die Insel Ceylon ist, wenigstens dem Namen nach, allgemein bekannt und geschätzt: sie bringt vor allen Gegenden der Erde den meisten Zimmt hervor, der als Gewürze und Heilmittel in Europa große Achtung erlangt hat. Von dem fünften bis neunten Grade fünfzig Minuten nördlicher Breite erstreckt sie sich gegen dreißig deutsche Meilen breit und wohl sechzig Meilen lang, und nimmt einen Flächenraum von fast 1800 Quadratmeilen ein, nur durch eine leichte Meerenge, Palkstraße genannt, von Vorderindien abgesondert. Diese Insel, worauf Ebenen und schöne Thäler mit hohen Gebirgen abwechseln, hat verschiedene Temperaturen, welche eine große Verschiedenheit in Güte der Lagen hervorbringen. Glühend- heiß ist die Luft, vorzüglich in den vom Meerufer entfernten Gegenden, angenehmer, gesünder für den Menschen an den Ufern des Meeres: dort im Innern erheben sich furchtbar hohe felsige waldige Gebirge, verwachsen, kaum zugänglich, und mit Tigern, Bären, Elephanten, wilden Büffeln, wilden Schwei-

nen, Affen, Gazellen, Bisamthieren, von der Größe unserer Hasen, besetzt, von gefährlichen Schlangen bewohnt, und von Dornen, Gebüschen, die sich zwischen die alten Waldungen hineindrängen, und sie schließen, durchkreuzt; hier an den Küsten verschafft der Seewind Kühlung: die sanften Anhänge und Ebenen sind wohl angebaut, und gewähren einen desto reizenderen Anblick, wenn das Auge den Contrast, der zwischen diesen Lagen und den gebirgigen Thälern findet, bemerkt. In der Gebirgskette, welche die Mitte der Insel von Norden nach Süden durchläuft, und diesseits und jenseits völlig verschiedene Witterung hervorbringt, macht sich durch Höhe und steile Gestalt der Adamsberg besonders kenntlich: er ist der Gegenstand der Verehrung der heidnischen Einwohner: ihr Buddha, Stifter ihrer Religion, soll von seiner Spitze sich lebendig gen Himmel erhoben haben. Es gehört zu den verdienstlichen Werken, eine Reise auf des Berges Spitze zu unternehmen, welche mit Gefahr verknüpft ist. Oben steht ein Gebäude mit einer Glocke, und wer diese Glocke anschlägt — so verkünden die Priester — dem sind alle Vergehungen erlassen. Am Neujahr wird der Berg am häufigsten besucht: aber die Mühe, ihn zu ersteigen, ist groß: hier und da unterstützen den Pilger Stufen, die in den Fels gehauen sind, an andern Stellen helfen ihm eiserne Ketten empor, an denen er sich höher hinauf schwingen muß.

Auf dem Gebirge entstehen einige Flüsse, die aber so reißend und so voll Klippen von der felt,





saumsten Gestalt sind, daß die Fahrt darauf fast unmöglich wird: das kleine indische Boot kann sich bisweilen kaum zwischen den Felsen hindurchdrängen, so nahe rücken diese zusammen, und in wenigen Stunden vollbringt es, ohne Ruder, einen Lauf von zwanzig deutschen Meilen, welcher den Zeitraum von zehn Tagen, und unaussprechliche Mühe erfordert, wenn man das nämliche Boot aufwärts führen will.

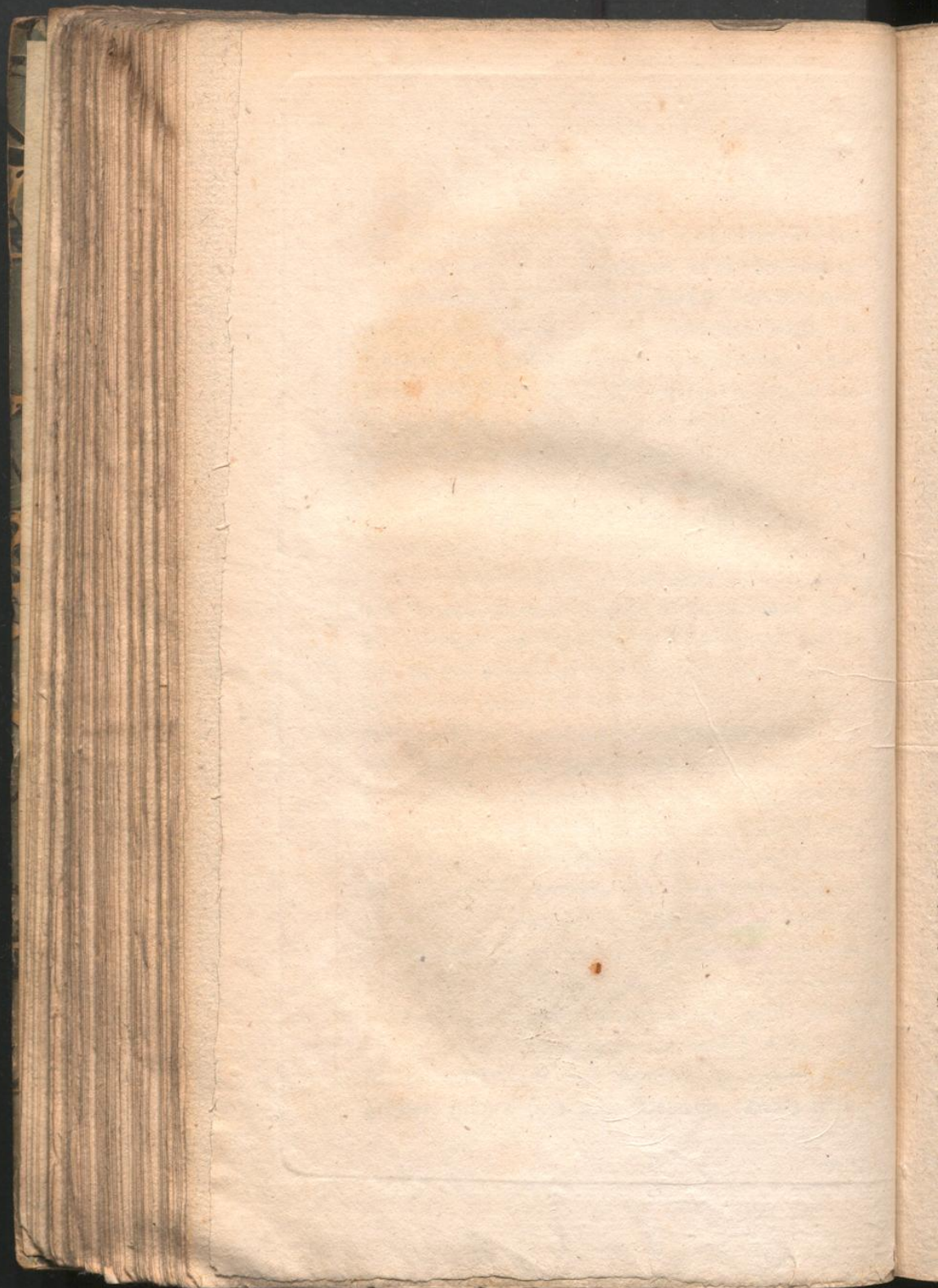
Die Gegenden am Meere hat, ihrer natürlichen Fruchtbarkeit ungeachtet, der Fleiß von mancherley Bewohnern noch fruchtbarer gemacht. Hier blüht und grünt ein Garten, mit Erzeugnissen der kostbarsten Art. Die alten Bewohner dieser schönen Gegenden der Insel hat europäische Habsucht verdrängt; Holländer, Engländer, Portugiesen haben hier ihre Wohnsitze aufgeschlagen: die Nachkommen der Ureinwohner, Cingalesen, gebieten jetzt nur über die innern Regionen, und mehrere Stämme haben sich von allen angebauten, anbaufähigen Landesstrichen gänzlich weggezogen, und bewohnen die waldigsten Felseneinöden, sich mit der Unabhängigkeit begnügend, alle Vortheile der Ausbildung verschmähend. Dieses sind die Waddahs, die ich meinen Lesern noch näher bekannt machen will, ob gleich, eben dieser Absonderung wegen, keine ausführliche Berichte von Reisenden vorhanden sind, welche mich in den Stand setzen könnten, die ganze Haushaltung dieses Einsiedlervolkes zu erschöpfen.

Die Pflanzenwelt zeigt sich nirgends prachtvoller

als in Ceylon, und selbst jene fruchtbaren Wälder enthalten einen großen Reichthum an den herrlichsten, fruchtbarsten Bäumen, deren Früchte den Menschen nähren. Da kein Winter hier verderblich wirkt, so gedeihen alle herrlichen Arten von Gewächsen Indiens, der Brodfruchtbaum, die Kokos-Palme, Wein-Palme, Schirm-Palme, der Muskatbaum der Zimmtbaum, der zu den Lorbeerbäumen gerechnet wird, Zuckerrohr, Pfeffer, u. d. gl. Reis und alle Getreidearten gerathen herrlich: für fleißigere Menschen, als die jetzigen Bewohner sind, würde sich ein Ueberfluß von Bedeutung in den Produkten des Landes darthun. Nach der Rinde des Zimmtbaums sind die Europäer am begierigsten; sie senden alljährlich viele Ballen von diesem Gewürze nach ihrem Mutterlande, und pressen aus dem Abfall und den Spänen ein sehr starkes, wohlriechendes und kostbares Del, wovon selbst auf der Insel, wo es zubereitet wird, die Unze an vier Thaler und drüber kostet. Der Baum erreicht eine Höhe von zwanzig Fuß, trägt weiße, lieblich düftende Blüthen, und eine dunkle, der Olive ähnliche Frucht, genießbar für Vögel, und nützlich durch den Saft, aus dem man Wachs kocht, das sehr wohlriechende, aber kostbare Lichte giebt.

Außer den oben schon genannten wilden Thieren befinden sich auch gezähmte auf der Insel, Pferde, arabischer Abstammung, zum Reiten, und Büffel zum Ackerbaue und zum Lasttragen. An den größeren Flüssen sieht man Krokodille. Honig wird





in Ueberfluß von den Waldbienen bereitet; den Auf-
enthalt des Menschen erschweren viele böse, blutsau-
gende Insekten, und vor allem, in den innern Ge-
genden der Insel, die unerträgliche Hitze, welche oft
schon im März bis auf 102 Grade steigt, und mit
nächtlicher Kühle so schnell abwechselt, daß die Ge-
sundheit dadurch sehr gefährdet ist. Fast kein Tag
ohne Gewitter von solcher Heftigkeit, wie man in
Europa sie gar nicht kennt.

Die Gebirge sind reich an Gold, Silber, an
allen geringeren Metallen, und an kostbaren Edelsteinen.

Ich werde, nach dieser kurzen Uebersicht der Be-
schaffenheit des Landes, nun die Einwohner schil-
dern müssen. Sowohl die Waddahs, Taf. X. 36,
als auch die Eingalesen, sind Nachkommen der Hin-
dus. Die Waddahs macht eine brannrothe dem Kus-
pfer ähnliche Farbe kenntlich. Starke, wohlgebildete,
kühne Menschen, Sonderlinge in hohem Grade, Be-
wohner der nördlichen Felsen und Wälder. Ihre
Kleidung verdient kaum diesen Namen: am Tage ist
es eine Schürze von Federn; kunstlos verfertigt;
wenn kühle Tage kommen, wird das Fell eines Bär-
ren, oder einer andern Jagdbeute als Mantel über-
geworfen. Der Körper ist also gewöhnlich fast ganz
entblößt: der Haarwachs behält alle Freyheit: Män-
ner lassen den Bart ungestört wachsen; er wird dicht
und lang: die Hinterhaare des Kopfes werden auf
dem Scheitel in einem starken Knoten zusammen ge-
halten. Von Schmuck ist nicht die Rede: eben so

wenig von häuslicher Bequemlichkeit. Nicht einmal einer Hütte bedarf der rohe Waddah: er begnügt sich mit dem dichten Laubdach der fast undurchdringlichen Wälder, oder sein Haus ist eine Felsenhöhle, die er in dem Gebirge überall offen findet, und bisweilen mit Bären theilen müßte, wenn ihn nicht seine Waffen zum Meister über die Bestien machten.

Die Waddahs sind ganz rohe Jäger, nicht ohne guten natürlichen Verstand, und in ihrem Waidwerke wohl geübt und erfahren. Eine Matte, ein Haufen Heu und Gras vertreten in der Höhle, die sie mit Weibern und Kindern bewohnen, die Stelle der Betten und Stühle, der harte Erdboden ist ihr Tisch. Mehrere Familien bewohnen einen Felsen, und leben in der friedlichsten Eintracht: die waffenfähigen Männer durchstreifen den Tag über die Wälder, das Wild aufzusuchen, und mit Lanze, Pfeil und Bogen zu erlegen; indeß die Frauen mit der sehr einfachen Besorgung der häuslichen Geschäfte sich beschäftigen, Körbe und Matten flechten, die nothwendigsten Gefäße anschaffen, wozu die Natur Kokosnüsse, Kalebassen, und Kürbisse groß und klein spendet, die geringe Kleidung verfertigen, in den Gegenden, die ihrem Aufenthalte nahe liegen, Früchte, und Honig einsammeln, und wenn die Männer mit Jagdbeute beladen heimkehren, die Küche besorgen, die sich freylich nicht durch Reinlichkeit empfiehlt. Am Feuer wird das Fleisch des Wildes gebraten, werden Wurzeln geröstet: die ganze Gesellschaft sitzt umher, und jeder hat Theil an allem, keiner maßt sich mehr an,

als der andre; es herrscht völlige Gleichheit und Freyheit. Auf diese sind die Waddahs so eifersüchtig, daß, obgleich mit den Bequemlichkeiten eines gesitteteren Lebens durch die Nachbarschaft mehr cultivirter Menschen nicht unbekannt, sie alle Anreizungen dazu verachten, und stets bereit sind, ihr Leben selbst dafür aufzuopfern. Dahin geht ihr ganzes Trachten, darauf richten sie alle ihre Sorge, und wer ihnen ihre Freyheit entreißen wollte, würde in ihrem Muth, in ihrer Entschlossenheit und Verachtung aller Gefahren einen harten Gegner finden: augenblicklich würden alle Horden zusammen treten, und die Gefahr des Kampfs theilen: auch wäre die genaue Kenntniß der innersten Landeslagen, und der geheimsten Schlupfwinkel ein Umstand, der einem solchen Versuche wenige Sicherheit verspräche.

Die Waddahs haben bey vielen schon genannten guten Eigenschaften, zu denen sich ein anständiges Betragen gegen Fremde, und Gastfreyheit gesellen, auch alle Fehler ungebildeter Menschen im Zustande der Natur. Sie sind leicht zum Zorn gereizt, und diese Leidenschaft ergreift sie gewaltig: alsdann verstummen alle andre Gefühle, und der Durst nach Rache wird auf das stärkste rege. Räuber sind sie nicht, wie andre rohe Völker, auch erhebt sich nur alsdann der kriegerische Muth bey ihnen, wenn ihre Unabhängigkeit angetastet wird. Wer sie ruhig in ihren Wäldern dem Waidwerke nachgehen läßt, hat, so lang er keinen aus ihrer Mitte beleidigt, nichts zu befürchten.

Der beste Jäger eines Stammes oder einer Horde hat den gütigsten Anspruch auf ihre Achtung, und erhält durch die Wahl der übrigen Stammesglieder die Würde eines Oberhauptes, welche aber mehr im Kriege, als im Frieden sichtbar wird. Alsdann ist das freywillig erwählte Oberhaupt Anführer der Horde, und kann sich des treuesten Gehorsams aller versichert halten. Wer heirathen will, muß sich den Aeltern des Mädchens eben so als einen geschickten, gelübten Jäger darstellen können, als es von dem Heirathslustigen bey uns erfordert wird, zu beweisen, er könne eine Frau ernähren. Er muß seinen Beweis mit Geschenken an erlegtem Wilde führen, dann ist er ein willkommener Bewerber, und wenn er eine bedeutende Anzahl von abgerichteten Jagdhunden als Eigenthum besitzt, dann gilt er für einen reichen Mann, und der Braut Aeltern halten solche für wohl versorgt. Die Hochzeit wird durch Schmausereyen, und Tänze gefeyert, und das Heirathsgut besteht ebenfalls in einer Anzahl gelübter Jagdhunde.

Auf Behauptung der Unabhängigkeit, und auf Jägerkünste zielt die ganze Erziehung, welche den Knaben bey diesen Menschen zu Theil wird; ertragen, dulden, entbehren lernen, den Körper abhärten, geschmeidig machen, stählen, verbunden mit fertiger Uebung der Waffen — bey einer Lebensart, wie die Waddabs führen, hat ein Vater alles gethan, wenn er seinen Sohn die Kunst lehrt, darin Meister zu werden.

So roh dieses Volk in Vergleichung gegen den gebildeten Europäer erscheint, so hat es dennoch Begriffe von einem höchsten Gott, Schöpfer, Erhalter, Belehrer der Menschen. Vor unzählbaren Jahren soll er vom Himmel, seinem Wohnsitz, herabgekommen seyn, und den Menschen die Mittel zu einem glücklichen Leben kund gemacht haben. Die Waddas opfern ihm das Beste ihres Jagderwerbs, auf einem aus Bambusrohr errichteten Altare, im Schatten eines ehrwürdigen Baums. Von einigen Stämmen wird ihm ein Tempel erbaut, kunstlos, wie sie selbst sind: es werden ihm zur Ehre festliche Gastmähler und Tänze angeordnet, Lieder gesungen, einfach und roh, wie die Wälder, worin sie ertönen. Ihre Gebete sind an ihn gerichtet: sie erwarten Schutz und Versorgung im Leben, und nach dem Tode ununterbrochne Glückseligkeit, und scheuen sich, ihn zu beleidigen, denn sie fürchten jenseits ewig dafür bestraft zu werden.

Sie begraben die Todten, und suchen ihr Andenken unter sich zu erhalten. Ich muß, ehe ich die Insel verlasse, auch von dem zweyten Hauptstamm der Bewohner, den Eingalesen, einige Züge angeben, da ich sie weiter oben genannt habe.

Die Männer zeichnen sich durch hohen Wuchs, und schönes Verhältniß in allen Theilen des Körpers aus: man kann sie mit Recht, unter den Hindus, für die schönsten gelten lassen: sie sind gewandt, sink, allein ihr Betragen drückt dennoch keinen Reichtum

aus; sie vergeben einer gewissen Würde, die sich auf ihrem Gesichte, und in der ganzen Körperhaltung äußert, nie etwas: ihr artiges Benehmen ist zu loben, nur ermüden ihre ewigen Complimente. Viele von den vornehmen Cingalesen, die dem Throne näher stehen, erwerben sich durch Scharfsinn und Wiß, durch eine geschmeidige Umgangs-Sprache und durch Höflichkeit Achtung und Zuneigung: ihre Wißbegierde ist mit Bescheidenheit gepaart: ihre Einbildungskraft jugendlich feurig, und wahrscheinlich haben die Europäer selbst die pedantische Zurückhaltung und Steifheit durch ihr empörendes Betragen gegen diese sonst friedlichen Menschen veranlaßt. Im Herzen lebt ein tödlicher Haß dieser Insulaner gegen die Söhne von Europa; sie mißtrauen ihnen aufs höchste. Ihre Kleidung ist leicht: aber doch schon ein Gemische von europäischer und alter Nationaltracht: an der rechten Seite des Gürtels darf der lange Degen, und, im Gürtel selbst, oder im Busen versteckt, der Dolch nie fehlen. Niemand als der König darf die Füße beschuh'n. In der Bekleidung, männlichen und weiblichen, wählt der Cingalese bunt beblünte Catune, feine Muffeline, und die Landesgesetze bestimmen den Grad von Feinheit, welchen eine Weste oder ein Tuch haben darf, die man tragen will. Das dunkle Haar wird, mit dem Del der Kokosnuß gerieben, aufgeschlagen, und dann mit einer seidnen Binde umwickelt.

Geschmeide ist eine Hauptauszeichnung der Vornehmen; es besteht in goldnen, mit Edelfsteinen aus-

geschmückten Ohrgehängen, Hals-, Arm- und Fußbändern, wozu noch bey Vornehmen des Hofes goldne Halsketten kommen.

Der Frau, deren im allgemeinen hier der Mann nur eine hat, begegnet er gut, und hält sich nicht für berechtigt, sie zur Sklavinn zu erniedrigen. Auch bindet Eingalesische Eheleute kein Gesetz auf längere Zeit an einander, als sie sich mit wechselseitiger Liebe zugethan sind: willkürlich trennen sie sich, und jedem Theile steht eben so willkürlich eine neue Verbindung mit einem andern bey. Man rühmt die Eingalesischen Frauen als vorzügliche Haushaltungs-, Kunstverständige; sie sollen, sagt man, Liberalität mit Sparsamkeit gut zu vereinen wissen, und überhaupt treffliche Gesellschafterinnen seyn, ausgezeichnet durch Herz und Geist, und dem Mann und seinen Gästen angenehm durch gute und sehr reinlich zubereitete Speisen. Diese sind einfach; Reis, Hammel- und Ziegenfleisch, Fische, Geflügel-Arten. Wasser und Milch dienen als Getränke: Rum und Arrak, von den Priestern verboten, werden nicht genossen.

Länge lieben diese sonderbar ernsten Menschen nicht; der Vornehme tanzt nie selbst; aber sie finden Freude an allerley Gaukelspielen, und besonders an Kämpfen zwischen Elephanten und Büffelochsen, die der König dem Volke bisweilen giebt. Ihre Musik ist schlecht.

Die Eingalesen beten einen höchsten Gott an,

den Schöpfer und Erhalter des Weltalls. Er leitet die Schicksale durch Einwirkung von Unter, Gottheiten. Budda, einer von diesen, liebt vorzüglich das Menschengeschlecht; um es wieder zu erheben, nachdem es tief gefallen war, kam er vom Wohnsitz der Gottheit auf die Erde, und befreite die Menschen vom Druck der Sünde. Er stiftete die Religion, und steht als Mittler zwischen Gott und den Menschen. Diesem Budda weihen sie Tempel und Altäre, und das Volk legt willig mancherley Gaben vor ihn hin, die von den Priestern aufgenommen werden, und den Orden bereichern. Diese Gaben sind so ansehnlich, daß der König mit den Priestern theilen kann, ohne dadurch ihr reichliches Auskommen zu schmälern. Sie glauben, die Seele wandre nach dem Tode des Menschen in andre Körper.

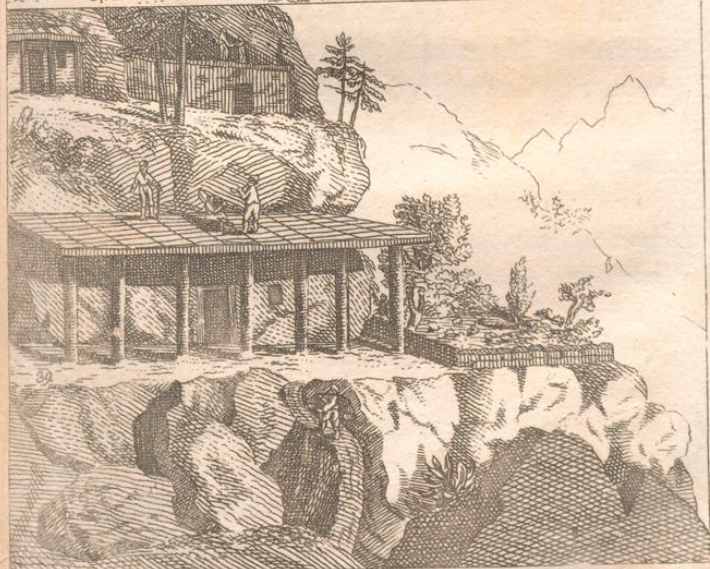
Der König ist Despot; er hat den Adel an der Seite, aus welchem er die Staatsbeamten wählt, kleine Despoten unter dem Schutze des größern. Mindere Vorzüge genießen die übrigen Stände, Künstler Handwerker, Tagelöhner: Sklaven und wandernde Bettler sind gleichsam außer dem Schutze der Gesetze, und machen die letzte, verachtete Classe des Volkes aus; Gaukler und niedrige Possenreißer gehören mit dazu. Der König übt seine unumschränkte Gewalt auf das drückendste, und wird auf eine Art verehrt, die der Würde des Menschen nicht angemessen ist. Selbst die vornehmsten von Adel können sich ihm nur auf der Erde kriechend nähern; wenn er ausreitet,

oder geht, muß kein Mensch sich höher stehend, als er, blicken lassen: ihm allein gebührt es, in der Hauptstadt reitend zu erscheinen: nur stehend darf sein Name ausgesprochen, oder von ihm geredet werden. Der Fleiß seines Volkes im Landbau und Manufakturen bereichert ihn; denn wenigstens zweymal im Jahr muß jeder von den Produkten seines Fleißes in Fabrikaten und Feldfrüchten eine ansehnliche Parthie vor den Thron bringen, wenn er es vermeiden will, daß ihm diese, und mehr dazu gewaltsam abgepreßt werden.

Zu den höchst unvernünftigen Mitteln, in Streitsachen eine schnelle Entscheidung zu bewirken, gehören bey den Eingalesen sogenannte Gottes-Urtheile. Kläger und Beklagter müssen ihr Recht beschwören, und zum Beweis der Gewissenhaftigkeit ihres Eides die rechte Hand in ein Gefäß voll siedenden Oels eintauchen. An der Hand dessen, der falsch geschworen hat, soll sich die Haut ablösen, die aber an der Hand des schuldlosen Theiles unverletzt bleibt. Der auf diese Art Ueberführte muß den Gegner entschädigen, und noch außerdem den größten Theil seines Vermögens dem Könige darbringen. Etwas Gutes kann diese thörichte Behandlungsart der Streitigkeiten über Mein und Dein, die häufig auch in Europa ganze Familien zerrütten, dennoch bewirken, nemlich Seltenheit der Prozesse, und in der That, sie sind unter den Eingalesen nicht so gemein, wie anderwärts. Alle Strafen erfolgen so.

gleich. Die Priester sind auch hier die Aerzte, und leiten und misleiten das Volk, das ihnen blindlings folgt.

Vornehme werden nach dem Tode verbrannt, Leichname aus den niedrigeren Klassen erhalten einen Ruheplatz in der Erde.





Die Taurischen Gebirgstatarn.

Taf. XI. 37. 38. 39.

Der südliche gebirgige Theil der Halbinsel Taurien am schwarzen Meere, welche zwischen dem 51sten Gr. 9 M., und 54sten Gr. 44 M. östlicher Länge, und zwischen 44 Gr. 44 Min. und 45 Gr. 65 M. nördlicher Breite ist, zeichnet sich durch viele Merkwürdigkeiten aus: ungeheure Felsen erheben sich schroff, und bilden enge Thäler, an denen der Beobachter nicht verkennen kann, daß hier vor undenklichen Jahrhunderten große Naturbegebenheiten erfolgt seyn müssen, wodurch ganze Strecken zerbrochen, verschoben, gewaltsam zertrümmert worden sind. Halbmondförmig dehnt sich dieses hohe, steile Gebirge vom Meere landeinwärts fünf Meilen weit aus; es besteht größtentheils aus Kalkschiefer voll versteinelter Muscheln, und hat im Süden, wo es dem Meere angrenzt, seine höchsten Höhen, nördlich sich mehr und mehr senkend, wo sich alsdann große, Wasser- und Baum- arme Ebenen an dasselbe anschließen.

„Diese Gebirgsmasse, sagt Pallas, macht längst der Seeküste eine wenig unterbrochene Kette von ungeheuer hohen Felsen- Absätzen, die sich von oben

landwärts mit hohen, kalten, und noch spät im May mit Schnee bedeckten Alpfläcken, welche die Latarn Jaila nennen, und, wegen der fetten Weide, mit ihrem Viehe im heißen Sommer vorzüglich suchen, nordwärts gegen das steil abgesetzte Kalkgebirge senken. Es entstehen auf dieses Gebirges höchsten Rücken viele größere und kleinere Bäche, sie sind mehrreißend als beträchtlich, und stürzen in Cascaden unmittelbar in das Meer: andre aber, die nördlicheren, winden sich sanfter durch Thäler hindurch, verstärken sich und bilden die nicht unbedeutenden Flüsse Tauriens, welche theils in das schwarze, theils in das Asossche Meer sich ergießen. In der trocknen Jahrzeit wenig wasserreich, in felsige Ufen eingeengt, wachsen sie nach starken Regen und Schneefluthen im Gebirge, wodurch ihnen aus allen Schluchten und Seitenthälern Wasser zukömmt, plötzlich an, und verwandeln sich in reißende Bergströme.

Diese schroffen Felsenwände haben an mehreren Orten eine Höhe von mehr als tausend Fuß über der Meeresfläche, welche sie bespült, und eben so steil sollen sie sich, nach den Beobachtungen der Seefahrer, auch unter dem Meere fortsetzen, so daß es oft mit der längsten Peine unmöglich ist, Grund zu finden. An den Seiten des Gebirges bemerkt man häufig die Eingänge von Höhlen, welche da und dort durch Menschenfleiß erweitert, und bewohnt worden sind. An einigen haben, vielleicht fromme Einsiedler, viel gethan, mehrere durch Gänge und in Stein gehauene Treppen unter einander verbunden, Längs-

nungen in andern angebracht, und sie dadurch zur Bewohnung tauglicher eingerichtet. Viele von diesen Grotten finden noch jetzt ihre Bewohner, wie meine Leser auf der Taf. XI. sehen, wo ich ihnen Latarn mit ihren Häusern vorstelle, die größtentheils den bewohnbaren Raum in dem Innern der Felsenberge haben. Die Zugänge zu dergleichen Wohnungen sind oft so steil, daß es den Ueübten kaum möglich wird, hinauf zu klettern: aber Uebung macht auch hier den Meister, und nicht nur der Mensch trozt den Gefahren solcher Wege am Rande der unabsehbaren Abgründe, sondern auch belastete Pferde ersteigen sie mit Sicherheit.

Der hohen felsigen Lage ungeachtet, gehören diese Gebirge und Felsen-Thäler zu den herrlichsten und fruchtbarsten Erdgegenden. Der Mensch hat sich schon von den ältesten Zeiten her den schönen milden Himmel, der hier herrscht, zu Nutzen gemacht: es scheint ein Dorf, ein Garten, voll kühner, romantischer Ansichten, wie sie der reichste Monarch nicht durch Kunst hervorbringen kann. Es herrscht Ueberfluß an Produkten: der Wein gedeiht vortreflich, die herrlichsten Obstgattungen reifen hier, es giebt Lagen, wo Granaten, Feigen, Delbäume wild wachsen, und alle Gewächse des Orients sich fortpflanzen würden; Getreide aller Art bringt wucherlichen Ertrag, der Maulbeerbaum kommt gut fort, und nährt die nützlichen Seidenwürmer, wodurch die Industrie des Landes befördert wird. In den tiefen, wasser-

reichen Lagen wird Reis gebaut, und hat guten Fortgang.

Laurien hat Kameele mit zwey Höckern; Pferde, die meistens nur klein, und, den Wünschen des Schönheitskundigen Pferdeliebhabers nicht entsprechend, aber kraftvoll und ausdauernd sind; es nährt Büffel, Kühe, Schafe in großen Heerden, Ziegen. Die höchsten Gebirgshöhen sind der Aufenthalt von Gamsen; sonst lebten Bären und Wölfe in den waldigen abgelegenen Thälern und Schlünden: jetzt hat sie aber die Sorgfalt der Bewohner sehr vermindert. Die schönen Waldungen ernähren Hirsche, wilde Schweine, wilde Schafe, Hasen, Füchse, Hermeline, Marder, und andere jagdbare Thiere, die dem Jäger theils durch schmackhaftes Fleisch, theils durch den Pelz nützlich sind. Unter den wilden Geflügel-Arten sind Fasanen, Rebhühner, Haselhühner, Schnepfen die schmackhaftesten. Wilder Honig ist ebenfalls eine Ausbeute dieser Waldungen. Bäche und Seegestade sind an Fischen reich.

Die Bewohner dieser Gebirge sind Latarn, mit den Nachkommen anderer Völker, welche zu verschiedenen Zeiten hier herrschten, vermischt. Sonst nach Schilderung früherer Beobachter sehr rohe, feindlich gesinnte, räuberische Menschen, der Schrecken aller derer, die ohne das Uebergewicht der Waffen mit ihnen in Verkehr kamen; jetzt milde, menschlich gesinnt, gutherzig, lenksam, zu Diensten bereit, ehrlich, fast in zu hohem Grade unterthänig; Landbauer, die den Frieden lieben, Winzer, Gärtner, von gutem natürlichem

Verstande, fähig, bey sorgfältigerer Erziehung, eine höhere Stufe der Ausbildung zu erreichen.

Von allen Bewohnern Lauriens unterscheiden sich die des schönen Thales Alupka durch Gestalt, Gesichtsbildung, Kleidung, Wohnung und Lebensart. Das Thal, an und in dessen steilen Felsenabhängen sie hausen, ist eines der heißesten in ganz Laurien, nur gegen Süden offen, dem schwarzen Meere zu, durch die Gebirge gegen das Andrängen der Nordwinde geschützt, und den Strahlen der erwärmenden Sonne gänzlich preisgegeben. Zwischen ungeheuern Felsentrümmern liegt das Dorf Alupka mit Wohnungen, Gärten und Feldern, und hier vorzüglich bezeugt jeder Fußbreit Landes die alten Zerrüttungen des Erdbodens. „Ich habe (um den ehrwürdigen Pallas wieder wörtlich einzuführen, dem wir genaue Untersuchungen über Laurien verdanken), sagt dieser achtbare Greis, als ich im Sommer in Alupka war, besonders in den Schluchten des schwarzen Schiefer, die von der Sonne erhitzten Steine nicht drey Sekunden in der Hand halten können, und die Hitze des Bodens durch die Schuhsohlen stark empfunden.“ Dieses Thal ist wohl der allerfruchtbarste Theil der ganzen Halbinsel: hier ist es, wo die Pflanzenwelt des Orients vorzüglich gut einschlagen würde, wo zwischen Felsenriffen sogar, ohne Pflege des Menschen, Feigen, Granatbäume, Delbäume grünen, blühen, und Früchte zur Reife bringen. Die Natur prangt dort in der üppigsten Vegetation, Wallnußbäume von drey bis vier Klafter im Umfang, Wein-Reben

von ganz unglaublicher Dicke überraschen den Wanderer.

Die Bergbewohner von Alupfa haben außerordentlich lange Gesichter, hohe, seitwärts zusammengedrückte Köpfe, und verhältnißwidrig lange, krumm gebogene Nasen. Diese sonderbaren Gesichtszüge geben das Ansehen von Caricaturen, wie der Engländer Gilray mehrere geliefert hat, und selbst, wo das Spiel der Natur nicht ganz ausartet, bleiben immer wahre Satyrzüge übrig. (S. Taf. XI. 37.) Ihr Körper ist unterseht, kräftig. Die Haare haben gegen alle gewöhnliche, an den Tataren gemachte Beobachtungen eine lichtbraune, oft röthliche, oder blonde Farbe. Man hat geglaubt, diese auffallende Verschiedenheit habe ihren Grund in der Vermischung mit fremden Völkern, die sonst Herrn des Küstenlandes waren, man hat den Genuesern, sonst Herrn dieser Gegend, bey denen vor Alters die Gewohnheit geherrscht haben soll, den neugebohrnen Kindern die Köpfe breit zu drücken, diese seltsame Erscheinungen beygemessen: es läßt sich aber nichts genau darüber festsetzen. Daß diese National-Bildung sich nun hier so unverfälscht erhalten konnte, daran ist die Abgeschlossenheit der Bewohner von andern Stämmen schuld, die, durch ungeheure Felsenberge von denselben getrennt, früher noch weniger zugänglich waren, als jetzt. Nur gegen das Meer zu öffnet sich ja ihr Wohnsitz.

Des stämmigen Baues ungeachtet sind diese Tataren sehr behende, leicht, gewandt von einem Steine zum andern zu springen: ihr Gang gleicht einem

hüpfenden Tanze, Sie sind froh gemuthet, und verachten Gefahren. Ihre Bekleidung ist einfach, und besteht in weiten Hosen und kurzer Jacke mit Ärmeln. Darüber ziehen mehrere eine buntgestreifte Weste, mit Verzierungen auf der Brust, sie bleibt gewöhnlich vorn offen, und läßt die ganze Brust bloß. An einem schmalen Gürtel hängt ein großes Messer und der Tabaksbeutel; denn die Tabakspfeife kommt selten aus der Hand. Der Kopf ist entweder mit einer hohen weißen Mütze bedeckt, oder mit einer niedrigeren abgerundeten, die sich oben zuspitzt; ein buntes Tuch, das seitwärts herabhängt, wird gewöhnlich um sie her gewunden. Die Beine sind mit Strümpfen, oder auch wohl mit Zeuglappen, die durch Umwicklung mit Riemen festgehalten werden, bedeckt; die Füße mit Socken, die vorn zugeschnürt sind.

Die Hütten dieser Tataren sind einfach genug: sie stehen gemeiniglich an dem Abfalle eines Felsen, bey welchem, wenn er eine Oeffnung hat, wie es dort häufig der Fall ist, diese mit zur Wohnung benutzt, und das übrige nur angebaut wird. Gewöhnlich sind alsdann nur zwey schmale Seitenwände und eine Vorderwand nöthig. Das Dach ist platt, und stützt sich, da es vorragt, auf Balken, die dem Ganzen die Gestalt einer Kolonade geben. Es wird mit Erde belegt, und ist gewöhnlich gleichlaufend mit dem obern Felsenabfalle, man kann daher von diesem gerade auf das Dach gehen. Die Fläche des Daches dient häufig zum Aufenthalt der Hausbewohner: Nachbarn versammeln sich daselbst, und wechseln trauliche Ge-

sprache. Im Innern der Wohnung ist wenig Anlockendes: der Raum ist groß, wenig Licht, aber im Sommer kühl; in den kühleren Monaten, die oft auch wirklich, aber nicht anhaltende, Kälte empfinden lassen, ist es hier warm. Ein Kamin mit Schornstein befindet sich in jeder Wohnung, ihm gegen über liegen an der Wand auf der Erde Polster zum Sitzen und Schlafen.

Diese Gebirgsbewohner führen ein einfaches Leben, nicht ohne Freude. Sie bearbeiten ihr Thal, säen Weizen, pflanzen Reben, und pflegen die Rinder-, Schaf- und Ziegenherde; sie sind arbeitsam, aber nicht so, wie sie könnten; vergnügt und beruhigt; wenn die nicht sehr beträchtlichen Bedürfnisse befriedigt werden können; ohne ängstliche Sorge auf Morgen. Die Lage ihres Wohnplatzes erfordert, möchte man sagen, von seinen Bewohnern eine gewisse Sorglosigkeit, da sie ohne diese ihr Leben in steter Angst hinbringen müßten, weil die ganze Umgebung, und selbst die neueste Zeit Beweise geben, daß häufige Erdsälle geräumige Landstriche dieser Gegend zernichtet, die Wohnungen gänzlich zerstört, alles urbargemachte Feld verschlungen haben. Minder sorglos würden sie den Pflug nicht in die Erde setzen, die in ihrer steinigten Beschaffenheit dergleichen Unglücksfälle bezeuget, nicht den Felsenschlünden sich und ihre Habe, und Weib und Kinder anvertrauen, von welchen sie stets mit der Gefahr des Einsturzes bedroht werden. Pallas beschreibt in seiner neuesten Reise in die südlichen Statthalterschaften des russischen Reichs einen solchen Erds-

fall, der am 10ten Februar 1786 großen Schaden in jener Gegend verursachte. Das Erdreich löste sich von den im Rücken stehenden Felsengebirgen ab; die Lazzaren fanden noch Zeit, wenigstens ihre bewegliche Habe und ihr Vieh zu retten, aber um Mitternacht stürzte die ganze Gegend in einer Länge von mehr als fünftausend Fuß, und gewiß drehtausend Fuß in der Breite mit fürchterlichem Krachen ein, und versank in grauser Zertrümmerung in eine dadurch verursachte tiefe Schlucht. Der Strand des Meeres wurde um mehr als vierhundert Fuß weiter hinausgeschoben. Zwey Mühlen, acht Häuser mit Gehöften und Gärten, und von dreizehn Angrenzern die Kornfelder und Gärten wurden mit ein Haub der Zerstörung: da und dort ragt noch ein alter Baumstamm aus dem Schutt hervor, und wo sich noch etwas urbarer Boden oben auf erhalten hat, wird nun wieder gepflügt, gesät und geerntet. Pallas setzt seiner umständlicheren Beschreibung, die ich nur im Auszüge benützt habe, noch die sehr treffende Bemerkung hinzu: daß in dem ersten Alter der Welt, da alle Gebirge noch weit steiler und höher waren, und das Meer über die Ebenen bis an den Fuß dieser Gebirge stand, sowohl durch die Fluthen, als durch die von den steilen Höhen herabstürzenden Bergströme und wilden Wasser noch weit mächtigere, kaum zu berechnende Zerrüttungen und Einstürze ganzer Bergmassen verursacht worden seyn müssen, ehe die Oberfläche der Erdkugel eingeebnet wurde.

Die Gebirgswohner von Alupla wissen sich in

allen ihren Erfindungen der Lage ihres Landes anzuschmiegen, und verrathen darin guten Verstand. Ihr Pflug ist dem steinigten Boden, und der Beschränktheit der einzelnen Ackerstücke sehr angemessen; ganz verschieden von dem großen Tatarischen Pfluge mit zwey Rädern, besteht dieser nur in einem Haken von Eschenholz, der mit einer lanzenförmigen Pflugschar versehen ist. Er wird durch einen drey Ellen langen Hebel regiert. Daran sind zwey schmale Streichhölzer angebracht, auch sieht damit eine etwa sechs Fuß lange Deichsel in Verbindung, welche durch ein Paar Ochsen gezogen wird. Nicht minder seinem Endzweck, das in dem steilen Gebirge gefällte Holz in ihre Wohnungen zu bringen, entsprechend, ist der einfache Holzschlitten dieser Tatar: er kann nicht zu schnell fortrücken, und wird von Stieren gezogen. Diese sind von einer kleinen Art, nicht schön, aber geübt, an den Felsenpfaden so gut wie Maulthiere auf- und abzuklettern: sie laufen mit großer Leichtigkeit mehr im Trabe als im Schritt. Der Geschmeidigkeit, und des übrigen Nutzens wegen, den das Rindvieh für den Haushalt hat, halten diese Tatarn wenige Pferde: auch ist die Race klein, unscheinbar, aber ebenfalls sehr dauerhaft, und leicht. Es scheint überhaupt, als sey bey dem Bau der Thiere, die hier wohnen, ein geringerer Maßstab als anderwärts genommen, denn auch die Edasse, die hier nur geringe Fettschwänze haben, sind klein: desto feiner ist ihre Wolle, sie übertrifft die der Steppenschafe weit. An kleinen Ziegen sind

ebenfalls ihre Heerden am reichsten; für diese Kleiterer ist ein Land wie das gebirgige Taurien eigentlich bestimmt; man sieht dort viele schwarze Ziegen mit brandgelbem Bauche, andre sind ganz brandgelb, oder braunroth.

Gleiche Beschaffenheit der Menschen, Thiere, Wohnungsplätze und des Bodens findet man auch noch in den hohen Felsenlagen von Kikeneis, Limena, und Simäus, welche der Lage des Thales von Alupka in allem ähnlich sind.

Die hier wohnenden Tataren sind Muhamedaner. Ob ihre häuslichen Gewohnheiten, Feste, Spiele, u. d. gl. von denen der übrigen Tataren abweichen, habe ich nicht bemerkt gefunden.

Die Neger der Goldküste.

Taf. XII. 40. 41.

Ich fand schon im ersten Bande dieses Werks Gelegenheit, meinen Lesern von der Beschaffenheit der Küstengegenden in Afrika Nachricht zu geben, da ich dort die Neger am Gambia beschrieb. An Fruchtbarkeit, die sich in Hervorbringung der mannigfaltigsten und nützlichsten Pflanzen äußert, jenen gleich von den nehmlichen Thierarten, die am Senegal und Gambia leben, heimgesucht oder bewohnt, theilt die Goldküste, die sich in West-Afrika vom Flusse Suro bis zum Volta-Flusse erstreckt, mit jenen Landstrichen auch den hohen Grad von Hitze, die für den Europäer bisweilen ganz unerträglich, und selbst für den Eingebornen höchst drückend ist, und die Gefahren einer ungesunden Lage. Recht verschwenderisch hat die Natur hier ihre Gaben verbreitet: ihr Reichthum zeigt sich überall: der Grashalm schießt dreyzehn Fuß hoch auf, und Palmbäume aller Art streben in die Luft hoch empor, die wohlthätigsten Pflanzen eines heißen Erdgürtels, bestimmt, den Menschen, den dort die Hitze niederdrückt, einen Theil seiner Bedürfnisse auf einer Stelle, ohne langes





Suchen finden zu lassen. Ihre Säfte bieten ihm kühlendes Getränke, ihre Früchte nahrhafte Speise, er bereitet Del aus den ihn umgebenden Palmbäumen, womit er schmelzt, seine Hütte beleuchtet, und franke Körpertheile heilt: der Stamm wird zur Feuerung benützt, die Zweige nimmt er zum Bau seines Daches, aus den Blättern macht er Stricke.

Fast ohne Pflege bringt der Boden Getreidearten und Früchte hervor; die Rebe wächst wild, eben so das Zuckerrohr, und wo der Landeseinwohner dieser Ueppigkeit in dem Pflanzenwachsthum noch durch Kunst zu Hülfe kommt, da wird ihm die geringste Mühe, die in Europa kaum dafür gelten könnte, reichlich belohnt. Der Schwarze unter jenem Himmelsstriche hat genug gethan, wenn er den Boden mit einer kleinen spitzen hölzernen Hacke aufrisht; größere Vorbereitung bedarf es nicht, um der Erde den Samen getrost anvertrauen zu können, und an mehr denkt auch dort der Feldbauer nicht, jeder Anstrengung feind.

Afrika's wilde Thiere sind auch hier dem Menschen gefahrvoll: in den fischreichen Flüssen leben Krokodille, Hayfische im Küsten-Meere, ungeheure Schlangen in den Wäldern und Sümpfen, die oft in die Hütten einbrechen und alles Lebendige vergiften und tödten. Unzählige Insekten sind den Einwohnern zur Plage, und unter den Würmern bringt der Fadenvurm manchem Gefahr und große Leiden. Nicht dicker als ein Strohhalme, oft zwey Ellen und darüber lang, gräbt er sich zwischen den Muskeln in die

fleischigen Theile des Körpers ein oder wächst darin, (denn noch ist seine Entstehungsart nicht hinlänglich bekannt) und verräth sich durch heftige Schmerzen und Fieberschauer. Ein kleiner schwarzer Punkt in der Haut zeigt die Stelle seines Aufenthaltes an. Um den Armen zu retten, den dieser schreckliche Wurm peinigt, sucht man den äußersten Theil des Thieres zu packen, und durch einen Stift das aufgefaßte Stück fest zu halten, damit es sich nicht wieder zurückziehe; ein auf die Stelle gelegtes erweichendes Pflaster muß den Ausgang des Thieres durch die entstandne Oeffnung erleichtern. Täglich wird davon so viel, als sich ohne Anstrengung hervorziehen läßt, ausgezogen, und um den Stift gewickelt, und, damit das übrige nicht abreiße, sogleich mit Ziehen nachgelassen; denn bliebe etwas von dem Wurme zurück, so würde der Brand unfehlbar das Franke Glied ergreifen, und entweder dessen Ablösung vom Körper erfordern, oder den Tod nach sich ziehen. Gelingt es aber den Wurm ganz hervorzuziehen, so ist auch sogleich die Wunde selbst geheilt.

Das Land besitzt außer den Erzeugnissen des Pflanzen und Thierreichs noch großen Reichthum an dem Mineral, das die Europäer vor allem andern schätzen, an gediegnem Golde. Schon in der geringen Tiefe von 2 Fuß führt der Boden Gold bey sich: bey 30 Fuß Tiefe müssen sich bedeutende Vorräthe zeigen, sonst nimmt sich niemand die Mühe weiter zu graben. Es sind Goldklumpen von zwey bis drey Unzen Gewicht gefunden worden. Allein der

unersättliche Durst der Europäer nach diesem Metall hat selbst die Quelle auf der, sonst mit recht sogenannten, Goldflüsse versiegen machen. Die früheren Bewohner, Akimer, am kundigsten im Graben nach Gold, müde der Bedrückungen des Geizes und der Habsucht, sind schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ausgewandert, ein minder qualvolles Leben fern von ihren weißfarbigen Peinigern zu suchen. Jetzt ist daher die Ausbeute gering. Tiefer im Innern des Landes wird, besonders von den Unterthanen des Fürsten der Affianten, jährlich eine Menge Goldes aus den Bergen zu Tage gefördert. Man behauptet, jeder von den Sklaven dieses Fürsten, die er in den Minen arbeiten läßt, müsse täglich eine Unze Goldes liefern.

Das Klima dieses an sich so kostbaren Erdstrichs ist ungesund, und was nicht Lage und glühende Hitze Widriges auf die Gesundheit der Menschen wirken, das bringt die ausschweifende Lebensweise der Eingeborenen zuwege: sie gehören zu den Unordentlichsten auf dem Erdboden.

Da die Goldflüsse in verschiedne Königreiche und Freystaaten getheilt ist, so findet der Beobachter Verschiedenheit in den Sitten und Gewohnheiten der Einwohner: im Ganzen ist die Bemerkung bestätigt, daß die Neger der Goldflüsse den Bewohnern am Senegal und Gambia an Größe nicht gleichkommen, solche aber i. Wohlgestalt des Körpers erreichen, oft übertreffen. Ihre Farbe ist tief schwarz, glänzend, ihr Auge lebhaft; vorzüglich weiß sind ihre Zähne: man

kann sie nicht schöner sehen. Jünglinge und junge Männer suchen das Wachsen der Barthaare zu hemmen, aber, der Neger Sitte ganz zuwider, lassen andre sie nicht nur stehen, sondern pflegen sie sauberlich als eine Zierde: lassen solche durch ihre Weiber in Ordnung bringen, und sind stolz auf den Besitz eines langen schon gekräuselten Barts. In jüngern Jahren haben ihre Haupt- und Barthaare eine schwarze Farbe; diese verwandelt sich aber im Alter in Eisgrau, eine Farbe, die auch der Neger für ehrwürdig hält. Die Kopfsaare werden größtentheils abgeschoren, nur oben auf dem Scheitel bleibt ein Schopf stehen: die Mode verordnet dabey Aenderungen nach Willkühr, und mancher Neger stellt sich dem Anblick des Europäers äußerst possierlich dar, indem er seinem Haar durch Schneiden verschiedene Gestalten zu geben sucht. Die Negerfrauen bleiben in dieser schönen Mode nicht zurück, im Gegentheil die lebhaftere weibliche Phantasie erweitert solche, und macht sie noch auffallender: es werden in den hohen Schopf, der wie eine Geniusflamme auf dem Scheitel emporsteigt, Papageysfedern gesteckt, auch goldne Nadeln eingeschoben. Die Toilette nimmt der schwarzen Dame viel Zeit hinweg, denn, wenn der Kopfschmuck geordnet ist, wendet sie gleiche Sorgfalt auf die Schminke, wodurch der ganze Körper, nachdem er mit wohlriechendem Oele eingesalbt worden ist, seine vorzüglichste Schönheit erhalten soll. Gemeinlich ist diese Schminke weiß, und wird in allerley kleinen Thiergestalten durch Hülfe von hölzernen Stempeln aufgetragen: auf dem

Gefichte aber ist blaue oder grüne Farbe am beliebtesten. Kleidung achten diese Neger nicht sehr, wenigstens bleibt der größte Theil des Körpers ganz ohne Bekleidung. Mehrere zeichnen sich durch metallene Ringe aus, womit sie Lenden, Beine, Arme und Füße umgeben: statt zu schmücken, dienen sie dazu, den Körper zu entstellen, denn da die Ringe fest anschließen, so strebt das Fleisch auf beyden Seiten hervor, und stört die Ebenmaße. Der Anblick eines solchen Schwarzen, wie ihn meine Leser auf Taf. XII. 41. sehen, muß sehr auffallen. Noch ist er hier nicht mit der ganzen Waffenlast beladen, aber sein Vorrath an Spießen, Bogen, Pfeilen ist schon beträchtlich: wenn er in den Kampf zieht, um sich Helden-Ehre zu erwerben, dann stecken gewöhnlich einige Messer in Scheiden im Gürtel, vor dem Bauche ist die Patronentasche, mit Kugeln, gehacktem Blei, Pulver und Bast, den er statt des Papiers oder Hanfs beym Laden braucht, gefüllt, auf der Schulter die Flinte, der Säbel mit hölzernem Griff in lederner Scheide ist an der linken Seite befestigt. Auch wird ein Schild, der aus Baumzweigen verfertigt ist, nicht vergessen. Außerdem behängt er sich noch mit einem Topfe zum Proviant, und mit einer Kalebassen-Schale zum Trinken, auch wird ein starkes Bastseil mit geschleppt, um Gefangne damit fesseln zu können. Um den furchtbaren Anblick des Ganzen noch zu verstärken, zieht ein so stattlich ausgerüsteter Neger die getrocknete Kopfhaut eines auf der Jagd erlegten Thieres, die er mit Blut beschmiert, über sein Gesicht, und

rollt fürchtbare Blicke aus den Augenhöhlen des Thieres hervor; oder er bedeckt sich mit einer Mütze, die aus Thierhaut verfertigt, und nicht minder als jene Maske mit Blut gesalbt ist. Ein so gewaffneter Neger muß fürchterlich aussehen.

Es ist Sitte bey vielen Negerstämmen, allerley Schnörkel und Figuren in das Gesicht und in den ganzen Körper einzuschneiden: doch verliert sie sich nach und nach an den Küsten, wo Europäische Anpflanzungen sind. Auch halten es die Schwarzen für ehrenvoll, europäische Kleidertracht nachzuahmen, und gehen recht nach dem Besiz eines dreyspizigen Hutes mit falschem Treffen, oder eines rothen Mantels, der von falschem Gold starrt. Rechtcs Gold suchen die Europäer in so großer Menge als möglich von jenen Völkern zu erbeuten, sie selbst geben nur falsches dafür, und richten überhaupt alle Tauschgegenstände so schlecht ein, daß sie durch den Gebrauch bald wieder zerstört werden.

In den häuslichen Gebräuchen weichen die Bewohner der Goldküste wenig von den Negern am Senegal und Gambia, von Congo und Loango ab. Auch sind ihre Wohnungen eben so beschaffen, nur wenig verschieden in den Materialien, etwas fester, als dort. Sie bestehen aus Flechtwerk von Bambusrohr in runder Gestalt, mit Lehm überzogen, mit einem Dach von Palmzweigen versehen. Oben am Dache ragt ein Büschel Schilf, wie ein Federbusch, empor. Jedes Haus besteht nur aus einem Gemach: gewöhnlich hat daher ein Hausvater mehrere Häus-

fer nöthig, für die Frau oder Frauen, (denn er nimmt so viele Weiber als er bekommen kann; mancher schwarze König hat einige tausend) für Gäste und Besuchende; für die Küche, Vorrathskammern, Sklavenwohnungen; alle zusammen umschließt er mit einem Zaun von Bambusrohr. Der reiche und vornehme Neger begnügt sich jetzt nicht mehr mit der Einfachheit der Zimmer und ihrer geringen Ausschmückung wie sonst; entartet durch die Kenntniß europäischer Sitten, muß er eine Reihe von Sälen und Zimmern mit kostbarem Hausgeräthe besetzen, worin er seinen Lehrmeistern gleich schwelgt, und seine Tage verträumt. Auf seinem Tische stehen die schönsten, kostbarsten Gefäße, in England und Frankreich verfertigt. Der gemeine Mann ist mit dem, was sein eigener, mangelhafter Kunstfleiß hervorbringt, zufrieden; er ruht auf selbstgewebten oder gestochnen Matten, kleidet sich in schlechte selbstverfertigte Lappen, deren oft zerlumpfter Zustand ihm bey seinen Stammesverwandten, bey denen Faulheit keine Schande ist, auch keine Schande bringt, kocht seinen Mais, seine Hirse, seinen Reis, und alle den mannigfaltigen Reichthum an Wurzeln und Kräutern, den er seinem Lande fast ohne Mühe verdankt, in Töpfen, die er selbst macht, sammelt den Trunk in Schalen seiner eignen Fabrication, ist Tischler, Maurer, Zimmermann, Schiffbauer, Weber, Färber, Schmid, Schneider, Korbflechter, Drahtzieher, Seifensieder, Seiler, kurz er ist alles selbst, was die Noth erfordert, und die Laune von ihm heischt. Und in mehreren von diesen Ge-

genständen zeigt er in der That Verstand und Nachdenken, ohne bedeutende Hülfsmittel vollbringt er sie. Wäre er weniger mit dem Nothwendigsten zufrieden, und weniger bequem und träge, um auch noch etwas mehr als jenes zu fordern, so würde er leicht einen Grad von Fertigkeit erhalten, der die Hervorbringungen seines Fleißes auszeichnen müßte.

Der Boden ist so fruchtbar, das er zwey Getreide-Erndten giebt, er bedarf keiner Bearbeitung mit dem Pfluge: die Hacke schon macht die Furche tief genug. Niemand sorgt auch für Vorrath an Getreide; Mißwachs ist dort eine unerhörte Sache. Wie wollte bey solchen Verhältnissen der träge Neger an eigentlichen Ackerbau, an Viehzucht u. d. gl. denken? Selbst Fischerey und Jagd wird nur obenhin von ihm betrieben: eine Arbeit von zwey Stunden mit dem schlechtesten Netz von der Welt giebt so viel Ausbeute, daß dreyßig Familien davon leben können. Er wird satt, wenn er auch kaum in jedem Monat einen Tag auf dergleichen Beschäftigungen verwendet. Wie schnell ist sein Kahn fertig; ein sehr starker Baumstamm von zwanzig bis dreyßig Fuß Länge wird durch Feuer bis zu der gehörigen Tiefe und Weite ausgehöhlt, so daß er für mehrere Ruderer Raum erhält. Zwar zu großen Seereisen hat der Neger keine Lust, aber kühn ist er, des elenden Fahrzeugs unerschrocken, auf dem Meere. Auch im Stürme wagt er sich weit hinaus, des Fischens wegen, und durchschneidet hohe Brandungen furchtlos. In der Schwimmkunst Meister trägt er, schwim-

mend, was ihm auf den Schiffen der Europäer anderthalb Meilen vom Lande gegeben wird, unverfehrt durch die hohen Wogen hindurch.

Die Neger der Goldküste find als Schmiede nicht ungeschickt: alte Arten von Waffen und selbst schon, wie etliche behaupten, Flinten, verfertigen sie auf einfachem Ambos mit Hammer und Zange: ein Blasebalg von eben so einfacher Art ist dabey. Wozu wir in Europa gewaltige Hülfe von Mülhlädern, und andern Erfindungen der Mechanik brauchen, z. B. zum Drahtziehen, dazu reichen diesen Negern jene wenigen Werkzeuge hin: die Masse wird durch ein Eisen, worin sich mehrere Löcher von verschiednem Durchmesser befinden, hindurch gezwängt, und nach und nach so verdünnt, daß der Golddraht nur noch so stark wie starke Seide ist, und zu zierlichem Flechtwerk, zu Ringen, Ketten, Armbändern u. d. gl. verarbeitet werden kann. Mühsam bringen sie auch andre Gegenstände, deren Besiz entweder die Noth, oder ihr Luxus erfordert, zu Stande: aus einem Stück Holz wird ein fertiger Stuhl gebauen und geschnitz: aus einem Elephanten-Zahn eine Trompete: auch Ringe, welche zum oben erwähnten Schmuck der Arme, Beine, Füße gereichen sollen, werden kunstvoll genug aus Elfenbein verfertigt: sie find sehr zierlich geschnitten, abgerundet, und rein. Schlechtes Stroh selbst, und Baumbast werden nicht übersehen; die Neger reinigen, bleichen, färben dergleichen Materialien, und benuzen sie zu niedlichen Körben, Matten, und Sonnenschirmen. In der Kochkunst find

sie überhaupt nicht weit gekommen: alles Genießbare macht Anspruch auf die Ehre, ihre Speiselisten zu vergrößern, und je weniger die Zubereitung Mühe kostet, desto besser für die angebohrne Trägheit dieser Schwarzen. Gekochtes genießen auch die Bedeutlichsten des Tages nur einmal, man behauptet, in mancher Familie werde kaum viermal im Jahre warmes Essen bereitet. Eben so wenig wird auf die Beschaffenheit des zum Kochen bestimmten Gegenstandes viele Rücksicht genommen: es seyen Eidegen, Schlangen, Heuschrecken, Ratten, große Würmer, Schnecken, faules Fleisch von Thieren des Waldes, angegangnes, stark und widerlich riechendes Krokodillfleisch — alles gleichviel, wenn es sich essen läßt, wird es gekocht, und aufgezehrt: Früchte, Wurzeln, Knollen, Gewächse und Beeren ersetzen den Mangel an Fleischspeisen, und sind dem Negergeraumen, der nach allem lüstern, und auch mit allem zufrieden ist, nicht minder angenehm. Man kann keinen gefräßigeren, aber auch keine genügsameren Menschen sehen, als diese schwarzen Halbwilden. Was aufgetragen wird in den Kreis, den die Familie, oder die Gäste (bey Gastmahlen) auf der Erde mit gekreuzten Beinen gebildet haben, muß hinunter, und ein Wirth läßt nicht wenig auftragen, wenn er Lob erhalten will. In großen Schüsseln stehen die Speisen in des Kreises Mitte auf dem Boden. Jeder greift mit den Fingern zu, nur wenige, durch Umuang mit Europäern etwas gesitteter, legen ein großes Blatt als Teller vor sich. Um Finger und Hände zu reinigen,

was bedarf es bey diesen Menschen mehr, als solche an dem Leibe, oder an dem kleinen Lappen, der als Kleid dient, abzuwischen? Bald starret dann ein solcher Greffer von Fett und Wust, und hat nicht Ruhe, so lang noch ein Bissen in der Schüssel liegt; dann nimmt er die Brantweinflasche zur Hand, wie er sagt, um die Verdauung zu befördern, und auch damit versähet er mit gleicher Unmäßigkeit, bis er taumelnd zur Erde fällt, und das Wenige, was noch Menschliches an ihm war, dem Thiere vollends Platz gemacht hat. Nie fehlt es dort an Gästen, wenn sich irgendwo in der sogenannten Stadt ein Gastmahl eröffnet: jeder läuft zu, und thut sein Möglichstes, dem Wirth Ehre zu machen; das heißt, sich zur Ungebühr mit Speise und Trank vollzuladen. Ein solches Gastgebot kostet den Gastgeber bisweilen mehr, als er in vielen Moraten für sich und seine Familie brauchen würde. Es kann nicht fehlen, von solchen Gelagen muß in Worten und Gehehrden die Sittlichkeit entweichen, die ohnehin bey afrikanischen Negern nicht auf dem festesten Boden wohnt. Ist der König, der es überhaupt nicht verschmäht, mit seinen Unterthanen zu schmausen und zu zechen, dabei, so hat die Frechheit nur noch leichteren Eingang; denn er sucht ein Vorrecht seines Standes in dem höhern Grade von Schwelgerey, der er sich ergiebt. Es gilt für recht königlich, übersatt vom Palmwein, solchen an dem Barte hinabtriefen zu lassen.

Den Europäern ist der Charakter der Neger immer ein Räthsel gewesen, dessen Lösung sie nicht leicht

fanden: er ist im Ganzen bey allen Negervölkern der Küste gleich, und behält diese Gleichheit auch noch landwärts bey denen, die in genauem Verkehr mit Weißen stehen. Wohl ist auch hier, durch den Umgang mit diesen Gold- und Menschenlüsternen Fremdlingen der ursprüngliche Charakter verändert verschoben worden. Jetzt besteht er in der seltsamsten Mischung von Gutem und Schlechtem. Der Küstenneger ist sanft, theilnehmend, gastfrey, aber im hohen Grade Sklave seiner Sinne, und opfert alles für ihre Befriedigung. Flatterhaft, nach Wechsel dürstend, lüstern für einige Augenblicke nach allem; er ist stolz, drückt, wo er herrschen kann, und ist noch unversöhnlicher als Feind, als er dem Freunde ergeben bleibt. Durst nach Rache macht den Neger zu einem Ausbund von Bösewicht: er heuchelt Jahre lang, zähmt seine Blicke, seine Rede, kurz, er wird Meister in der Verstellungskunst, um den Zeitpunkt der fürchterlichsten Rache oft für geringe Verleidigungen zu erlauern. Der Menschenhandel härtet ihn ab: durch die Begierde nach dem flüssigen Feuer, dem Brantwein der Europäer, wird er um die schönsten, zartesten Gefühle betrogen. Und doch liebt er seine Kinder! Sein Weib wird ihm doppelt werth, wenn sie ihm Vaterfreunden bereitet, und jede Negerin findet einen Stolz darin, Mutter zu seyn. Sie trägt mit unbeschreiblicher Standhaftigkeit die Leiden der Geburt, und nichts geht über die Sorgfalt, welche sie dem Kinde widmet.

Der Mann betreibt, nicht eben mit Eile, sein La-

gewerkt: für den Reichen und Vornehmen müssen Sklaven alles, was Arbeit heißt, übernehmen: er setzt in träge Ruhe sein höchstes Glück. Auch der Min- derbegüterte schwälert seine Arbeitsstunden, so viel er kann, und überträgt von dem Lästigen derselben so viel als möglich seiner Frau. Gewöhnlich ist diese treuer in der Besorgung der ihr übertragnen Geschäfte: sie nimmt an Bau des Feldes Antheil, und bestellt das Haus- wesen: sie hat viel zu thun, indes der Mann entweder mit Freunden schmauset und zecht, oder mit gekreuzten Beinen müßig sitzt, und Tabak raucht, und lieber al- les andere verrichtet, nur nicht Arbeit. Beschäftigung im Hause soll, so sagen Kenner, den Negerinnen die meiste Freude gewähren: dann sind sie recht heiter. Wann die Tageshitze nachgelassen hat, dann sammeln sich die weiblichen Hausgenossen im Hause der ersten Frau; es wird Baumwolle gesponnen, es werden Zeu- ge gewoben, Kleider verfertigt. Sie selbst ordnet diese Arbeiten, umlagert von den Uebrigen. Es herrscht die kindlichste Eintracht; im Scherz, spielend wird alles abgehandelt. Eine aus der Gesellschaft verkürzt und ver- schönert die Arbeit durch Märchen und kleine Geschich- ten. Das Amt der Erzählerin geht der Reihe nach um, und so kömmt Mannigfaltigkeit in das Spiel: die Matrone spricht von Zauberern und Gespenstern, das junge Mädchen oder Weib von Blumen und von Liebe. Es waltet ein frommer kindlicher Sinn in diesen häuslichen Rirkeln. Die Neger der Goldküste sind sehr eifersüchtig: sie halten die geringste Veran-

lassung, welche die Frau mit einem andern Manne in einige Verbindung bringt, für sträflich. Desto größer aber ist die Freyheit, welche sie den Mädchen einräumen.

Alle Neger lieben den Tanz leidenschaftlich: wenn die Sonne zur Ruhe ist, versammeln sie sich auf einem freyen Plage, und beginnen diese Lieblingsunterhaltung bey'm Lärm von Trommeln, Flöten, Triangeln, Becken: auch wird diese an sich geräuschvolle, aber für die Gehörorgane des Europäers widerliche, Musik durch Einmischung harmonielloser Gesänge noch verschlechtert, und nimmt einen wilden Charakter an. Wenn der volle Mond aus dem silberreinen Himmel auf eine solche Gruppe von Tanzenden niederblickt, die noch um Mitternacht ihrer possierlichen Sprünge nicht müde sind, so gewährt es für den Fremden eine ganz eigene Ansicht, er kann nicht läugnen, daß diese schwarzen Menschen im Ausdruck der zügellosesten Freude viele Körpergewandtheit zeigen. Oft werden zur Belustigung größere, nicht ohne Phantasie, und selbst nicht ohne Geschmack erfundene pantomimische Darstellungen gegeben, wobey der Beobachter durch die Genauigkeit, Deutlichkeit, und Festigkeit der Ausführung, die bisweilen unsre Ballet-Corps beschämen würde, froh überrascht wird: man liefert eine Schlacht, man erklimmt eine Schanze: es bleibt dem Zuschauer nichts zu wünschen übrig.

Glücksspiele füllen auch bey den Negern der Goldküste einen Theil der müßigen Zeit, bey vielen einen gro-

ßen Theil, und mancher wagt seine ganze Habe, und endlich seine Freyheit daran, und wandert am Ende, in der Gewalt der Sklavenhändler, zu lebenslänglicher Knechtschaft nach Amerika.

In den Gebräuchen bey der Verlobung, Heirathen u. d. häuslichen Ereignissen sind die Neger der Goldküste wenig, in manchen gar nicht von ihren Stammesverwandten am Senegal und Gambia deren ich im ersten Theile dieses Werkes erwähnt habe, verschieden. Wenige Ceremonien werden beobachtet: freudige Genüsse aller Art verherrlichen dergleichen Feste: Musik, und vorzüglich Braantwein dürfen nicht fehlen.

Fast jedes Negerdorf, das bey einigem Umfang die Benennung einer Stadt erhält, hat einen König.

Nur wenn er selbst reich ist, steht er in einigem Ansehen, aber dieses ist sehr schwankend. Gewöhnlich trägt er kein Unterscheidungszeichen von andern Negern, hat keine Leibgarde, keine Bedienten, auch ist seine Bekleidung nicht besser, als der andern, wenn er nicht durch nähern Umgang mit Europäern veranlaßt wird, sich europäischer Kleidungsstücke zu bedienen. Darunter zeichnet sich dann ein großer Dressehut mit Quasten vorzüglich aus. Geht der König aus, so folgen ihm höchstens zwey Knaben, wovon der eine einen Stuhl, der andre einen Säbel trägt: auch bleiben hier alle äußere Ehrenbezeugungen weg, und niemand, der ihn begegnet, scheint sich um die Gegenwart der Majestät zu kümmern. Ganz anders zeigt er sich, groß und herrlich, wenn Geschäfte ihn in eine andre Residenz eines Königes, die oft nur

eine Stunde Weges von der seinigen entfernt liegt, führen, oder wenn er Staatsbesuche annimmt. Es umgeben ihn Soldaten in furchtbarer Bewaffnung: Sklaven wehren durch Schirme die Sonnenstrahlen, durch Fächer die Hitze von ihm ab, reiche Kleider decken ihn: er benimmt sich recht königlich, thut ernsthaft, und sucht sich Gewicht zu verschaffen. Wenn Besuch bey ihm ist, stehen auch seine Frauen um ihn her in ihrem schönsten Puz, als Theile des königlichen Reichthums.

Des gewöhnlich sehr vertrauten Umgangs eines solchen Königes mit seinen Unterthanen ungeachtet, herrscht er dennoch streng und gewaltig; er straft an Geld und Gut, an Freyheit und Leben, läßt sich aber die höchste Strafe durch Gabe und Geschenk abkaufen. Gerechtigkeitspflege beschäftigt ihn wenig, und da keine bestimmte Gesetze vorhanden sind, so ist auch von gerichtlicher Hülfe wenig zu erwarten. Der Gläubiger, dem die Heimzahlung einer Schuld verweigert wird, ergreift und verkauft so viel von der Familie des Schuldners, als zur Berichtigung seiner Forderung Noth thut, und wenn der Schuldner aus einem fremden Gebiete ist, so fängt er Leute aus diesem Gebiete auf, ohne Frage, ob sie dem Schuldner als Theile seiner Familie angehören, oder nicht. So ist der drückendsten Unrechtigkeit der Weg gebahnt, und da aus dergleichen ungebührlicher Selbsthülfe oft Krieg zwischen zwey Völkerschaften entsteht, so sind die Folgen davon meistens für viele höchst verderblich.

Das harte Schicksal der zur Sklaverey verkauf-
ten Neger habe ich in dem zweyten Theile meines
Tempels der Natur und Kunst geschildert, ich glaube,
meinen Lesern werde es nicht unangenehm seyn, diese
Schilderung nachzulesen, und das, was sie dort nicht
nur von dem Sklavenhandel, sondern auch von eini-
gen häuslichen Gebräuchen der Neger, deren ich
hier des Raumes wegen nicht erwähne, Bemerkens-
werthes finden, hierher überzutragen, da die Neger
der Küsten sich in den meisten Dingen ähnlich find.
Die Religion der meisten (einige sind laue Muhame-
daner) von diesen kleinen Völkerschaften ist heidnisch:
es sind Fetischdiener: keine weicht der andern in dem
tiefften abgeschmacktesten Aberglauben: bey allen gilt
Priesteransehn, herrscht Priesterlist, und drängt und
drückt den unwissenden Armen. Durch sogenannte Got-
tesurtheile wird oft Rachsücht befriedigt, dem Geiz
Genüge geleistet, und der Schuldlose unterdrückt.
Bey allen steht das Alter in Achtung, und das An-
denken an theure Verstorbene ist heilig.

Die Haushaltung der Spanier.

Taf. XIII. XIV. 42 — 47

Spanien, gegen Norden von dem Atlantischen (hier Biscayischen) Meer, gegen Westen theils von Portugal, theils von dem westlichen Weltmeer, gegen Süden von demselben und dem mittelländischen Meer, gegen Osten durch die Pyrenäen von Frankreich begrenzt, begreift einen Flächenraum von achttausend fünfhundert Quadratmeilen.

Die Größe und Verschiedenheit des Landes läßt nicht überall eine gleiche Temperatur der Luft zu, doch stimmen die neuesten Beobachter darin überein, daß sie sich hier durchaus ziemlich gleich sey. Langle, dessen genialisches Werk über Spanien Herr von Bilderbeck dem deutschen Vaterlande, das ihn als einen der gebildetsten Schriftsteller kennt und verehrt in deutschem Gewande trefflich dargestellt hat *), nennt die Luft-Temperatur dieses großen Königreichs sanft,

*) Dieses schöne Buch ist unter dem Titel: Spanien nach Langle von L. F. Freyherrn von Bilderbeck, in der Gössischen Buchhandlung zu Manheim erschienen. Der Verleger hat durch das sehr gefällige Aeußere seine Achtung gegen das Publikum bezeugt.





und minder helf, als man gewöhnlich glaubt. Es sey mir vergönnt, diese Stelle die Bilderbecks Bearbeitung auszuheben, die so vorzüglich ist, daß eine eigne Uebersetzung aus dem Originale zu den ganz überflüssigen Dingen gehören würde: sie ist hinreichend für die Skizze, die ich, und mehr nicht zu geben im Stande bin.

„Der Himmel, sagt er, ist bey weitem beständiger, reiner, als in Frankreich; die Witterung jeder Jahreszeit angemessen. Man sieht nicht, wie bey uns, solche bizarre Frühlinge und Sommer, die der gewöhnlichen Ordnung der Dinge, den Zusammensetzungen der Elemente, und den ewigen Gesetzen der Natur so schaurig entzogen sind. Nur zwey Monate dauert der Winter. Schon im Aequinoctio des Frühjahrs, im März, bekommen die Rosenstauden Blätter, die Wälder Laub, und der bunte Schmetterling flattert von Blumen zu Blumen. Nur in den Königreichen Granada und Valencia ist die Hitze in den Hundstagen unleidlich; man muß unbeweglich sitzen, oder im Bade liegen — die Luft ist Feuer. Dann giebt es häufig bestige Stürme, die zuweilen drey Tage lang in einem fort wüthen. Es leuchtet kein Stern; der Himmel ist mit schweren schwarzen Wolken überzogen; in einer schreckenvollen Finsterniß fließen Tag und Nacht zusammen. Noch ist mir ein solcher Sturm gegenwärtig. Von Abend her erhob sich plötzlich der Wind, Staubsäulen vor sich her wirbelnd; die vorbeysiehenden Wolken zerstoßen: Regen und Hagel stürzten herab. Unter meinem raschen Schritte erbebte die Erde; sie

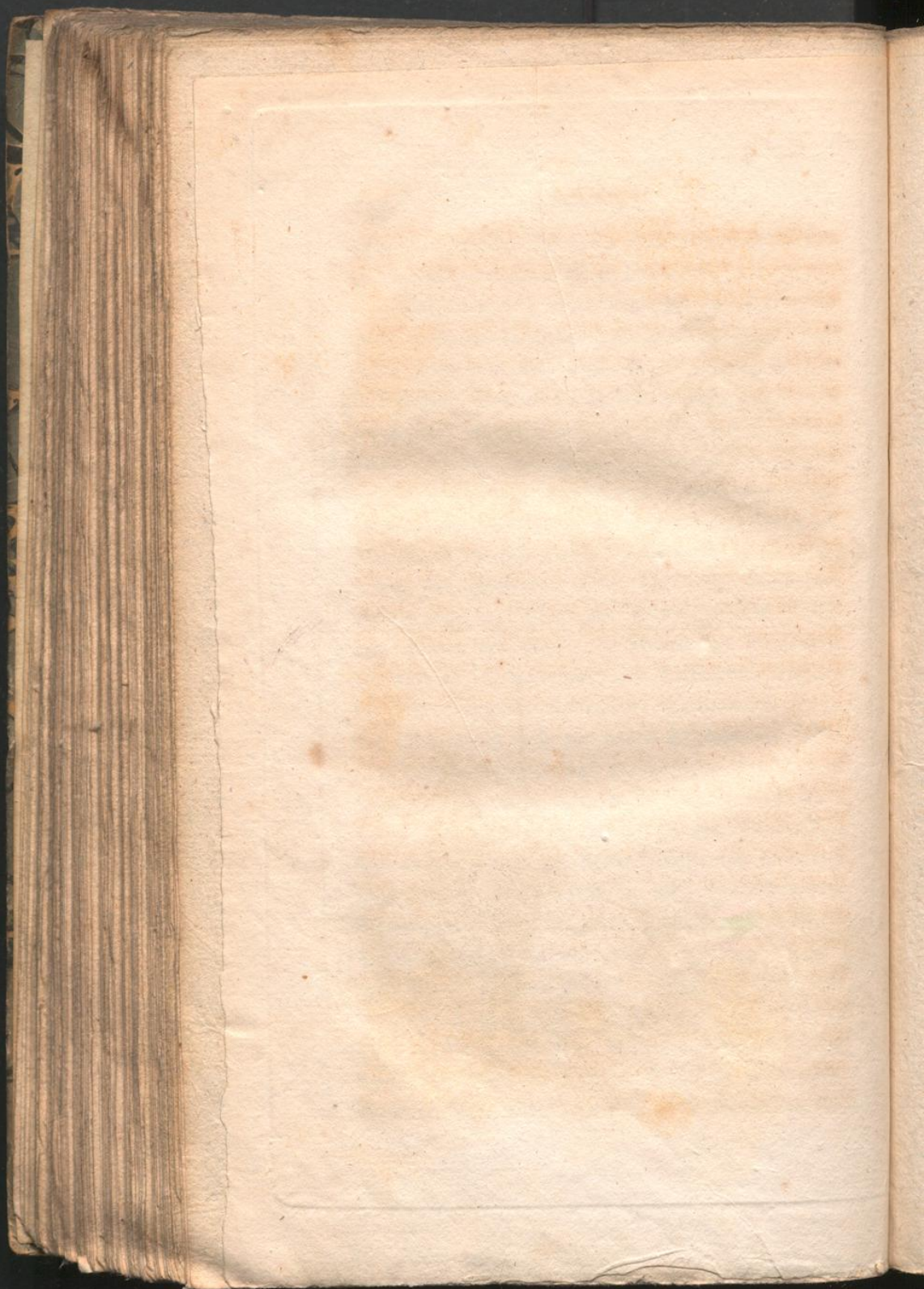
drohete zu bersten. Die ganze Natur schien ihre Kräfte zu sammeln, um sich selbst zu zernichten."

Vor allen wird von Langle der schöne Himmel, unter welchem die Hauptstadt liegt, erhoben. Das ganze Jahr hindurch, heißt es in der angeführten Bearbeitung, kann man Erdbeeren essen, im Schatten sitzen, und Rosen pflücken. Zuweilen dennoch herrscht ein rauher Nordwind, der die Luft erkaltet, die Bäume entblättert, die mit Blüten und Früchten behangenen Zweige herunterreißt; aber eben dieser Nordwind zerstreut, verzehrt zugleich die Wolken, erweitert den Horizont, erhellt den Tag, verdoppelt, verdreifacht den Glanz der Sonne. Nichts ist mit dem Zauber der Nächte in Madrid zu vergleichen. Pomeranzen, Bisamrosen, und Nelkendüfte erfüllen die Luft; die ganze Atmosphäre ist balsamisch.

Ueberhaupt sind alle neuere Reisende des Lobes eines schönen Himmels und paradiesischer Gegenden in Spanien voll. Dem kälteren Beobachter muß sogar manche Schilderung märchenhaft klingen, die der Reisende in einer Art von poetischer Begeisterung entworfen zu haben scheint. Da erscheint alles „in ätherischem Glanze des reinsten Sonnenlichtes, das von dem klaren Himmel auf die magische Landschaft fließt."

Ein im Ganzen so glücklicher Himmelsstrich läßt auf hohe Fruchtbarkeit des Landes schließen, und, wenn auch nicht in allen Gegenden, so gehört Spanien doch gewiß zu den fruchtbarsten Erdstrichen. Doch scheinen auch in dieser Hinsicht einige von den





neuesten Schilderungen mit allzu glühenden Farben entworfen zu seyn, und den Charakter reizender Poesien an sich zu tragen.

Das Land bringt Getreide aller Art, Gartengewächse, Früchte in großer Mannigfaltigkeit, herrlichen Wein, Del, Safran, Zuckerrohr. Von der zerstörenden Gewalt des Winters nicht gefährdet, wachsen in mehreren Gegenden Citronen, Pomeranzen, Granatäpfel, Datteln, Feigen, Mandeln, Castanien, Oliven, Rosinen und andre Südfrüchte im Freyen, den Pflanze nicht (wie es bey uns häufig der Fall selbst schon bey dem Weinbau ist) durch allzu oft getäuschte Hoffnungen ermüdend.

Es wird viele Seide gewonnen: auch geräth Baumwolle in der Gegend von Alcabachola: an Honig und Wachs ist Ueberfluß. In beträchtlicher Anzahl werden in Spanien sehr schöne Pferde, Maulthiere, Ochsen gezogen, und Schafe genähret, deren Wolle mit Recht außerordentlich gerühmt ist: in Europa wenigstens giebt es keine feinere, seidenartigere. Man schlägt die Zahl der Schafe in Spanien auf viele Millionen an; zehntausend machen eine Heerde aus, die wieder in zehn Haufen abgetheilt wird. Der ganzen Heerde sind, unter Aufsicht eines Oberhirten, fünfzig Hirten und eben so viele Hunde beygegeben. Diese führen sie bey der Annäherung des Sommers aus den Ebenen in gebirgige Gegenden, und mit der Wiederkehr des Winters in die geschützteren Ebenen zurück. Die Zahl dieser wandernden Schafe beträgt, sagt man, fünf Millionen, denen natürlich große

Strecken zur Weide eingeräumt werden müssen. Auch bleibt eine große Menge bey den Eigenthümern zurück. Außer der fetten Weide für die Heerden, dem Holze für Feurung, Gebäude und Schiffbau, geben die spanischen Gebirge Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Bley und Zinn; sie liefern Edelsteine u. d. g. ihr Schoos dient zur Erzeugung von Quellen, die sich in Bächen und Strömen ergießen. Einige Gegenden haben auch heiße Quellen, die zu Heilbädern angewendet werden. Salzquellen fehlen auch nicht, und das fehlende zu dem im Lande nöthigen Verbrauch an Salz giebt das Meer. Dieses sowohl, als die Flüsse sind reich an genießbaren Seethieren, sie werden aber von den Einwohnern Spaniens nicht hinlänglich benützt: alljährlich wandern Millionen Pfaster fremden fleißigeren Fischen zu.

Man rechnet die Bevölkerung Spaniens auf eilf Millionen Menschen: das schöne Land könnte dreyßig Millionen nähren; es fehlen fleißige Hände, um es ganz anzubauen. Vangle sagt in seinen oben erwähnten Nachrichten über Spanien: drey Vierteltheile des urbaren Landes sind noch unbebaut: der Spanier ehrt den Ackerbau nicht. Daher diese Heiden, die kein Ende nehmen, und die traurige Nothwendigkeit, aus fremden Ländern alljährlich eine große Menge Getreides für theures Geld kommen zu lassen; daher auch die Mordäste, deren Pest-Ausdünstungen alljährlich verheerende, ansteckende Krankheiten veranlassen.

Die Spanier sind sehr wohl gestaltet, kräftig, schlank, bräunlich; schwarzes Haar ist allgemein, ihre Gesichtszüge sind sprechend; voll Ausdruck ihre Augen; schwarz, feurig: ihre ganze Gestalt verräth den feurigen Südländer. Alle Reisebeschreiber wetteifern, die Reize der Spanierinnen besonders hoch zu erheben. „Was für liebliche, reizende Weibergestalten, (sagt Fischer in den Reise-Abentheuern,) voll zauberischer Gewandtheit, selbst unter den Bauermädchen!“ Er, und andere scheinen an mehreren Stellen ihrer Beschreibungen in Entzücken zu gerathen, wenn sie den Pinsel ergreifen, um spanische Frauen und Mädchen zu schildern. Alles ist Leben an diesen Geschöpfen, selbst ihre Sprache klingt höchst angenehm: es ist, sagt Langle, alles Musik, was sie sprechen.

Die spanische Sprache ist schön: Carl der fünfte nannte sie die Sprache der Götter! Sie ist sanft, voll Wohlklang, voll harmonischer Wendungen. Aber nicht der Spanier entwickelt eigentlich die Schönheit seiner Muttersprache: man muß, um solche ganz empfinden zu können, sie von dem gebildeten weiblichen Theile des Volkes reden hören. Der männliche Theil spricht rau, jedes Wort scheint aus dem Halse zu kommen; der Spanier müßte stets heiser seyn, wenn dieser Mißton nicht Ziererey wäre.

Ueber den Charakter der Spanier sind die Urtheile der Beobachter sehr verschieden. Wer nicht Gelegenheit hat, sich mit der Denkungsart eines Volkes durch eignen Umgang bekannt zu machen,

dem wird es schwer hier Wahrheit von Uebertreibung zu unterscheiden. Der Tadler geht gewöhnlich eben so zu weit, als der Lobredner. Auch erschwert die Verschiedenheit, welche in den verschiedenen Königreichen, und Provinzen, woraus Spanien besteht, in Ansehung des Clima, der Verfassung, Sitten, Lebensart, welche auf den Charakter mächtig einwirken, herrscht, dieses Volk unter einen Gesichtspunkt zu bringen, und über die ganze Masse ein allgemeines Urtheil zu fällen. Allgemein wird den einfachen Gebirgsbewohnern auch hier ein besserer Charakter zugeschrieben, als denen in der Ebne, und vor allen stehen die Einwohner von Valencia in dem Rufe der Rechtschaffenheit und edler Gesinnungen. Fischer sagt in seinen Gemälden von Valencia, um mit wenigen Worten eine ganze Charakteristik zu geben: nichts von dem ernsten Castilianer mit seiner Kälte, und dem falschen Andalusier mit seiner Zudringlichkeit. Nichts von dem schlauen Biscayer, dem groben Galizier und dem steifen Catalan. Aber wollt ihr die gutmüthigsten, fröhlichsten Einwohner von Spanien kennen lernen, so geht nach Valencia.

Die Charakter-Schilderung, die ein Ungenannter im deutschen Museum vom Jahr 1780 von den Spaniern entwirft, scheint als Belege mit hieher zu gehören; ein großer Theil der Nation zeigt sich darin eben nicht in dem vortheilhaftesten Lichte. „Die Spanier, vorzüglich die Andalusier, sind so sehr von sich eingenommen, daß ihr Umgang den Fremden

mehr belästigen muß, als ihm angenehm seyn kann, und sie haben dabey so viele besondere Gewohnheiten, daß man ohne Zwang nicht mit ihnen umgehen kann. Faulheit ist der herrschende Fehler der Nation und an Unverschämtheit fehlt es auch nicht. Wenigstens habe ich so viel wahrgenommen, daß ein Spanier da kaum erörthet, wo ein Deutscher oder Franzose nicht das Herz hätte, die Augen aufzuheben. Dabey sind sie abergläubisch, jähzornig, stolz, falsch, und über die Masken eitel. Ein Spanier hält sich vor allen Nationen allein für einen guten Christen und Katholiken, aber das kann ihm kein vernünftiger Mensch zugeben, der einige Begriffe von dem hat, was Religion heißt. Die Religion der Spanier besteht bloß in der Beobachtung äußerlicher Ceremonien, und klebt an der Schale. Das Kleine, Bethe, Schwesterliche ist ihnen wichtiger, als die Besserung des Herzens welche der Zweck einer vernünftigen Religion ist. Wenn der Spanier am Sonntag eine Messe angehört hat, dann geht er wie in der Woche an seine Geschäfte; und wenn die abscheulichsten Vergehungen sein Gewissen rege machen, so zahlt er ein paar Messen, und glaubt damit alles abgethan zu haben. Man sieht selten einen Spanier, der nicht einen Rosenkranz oder sonst etwas Geweihtes am Halse trüge, auch wenn er nicht zur gemeinen Volksklasse gehört. Ganz geringe Leute brennen sich allerhand Figuren als ein Zeichen des Religionseifers mit Pulver auf die Arme. Ich habe einen gesehen, der Christum am Kreuz, mit den zwey Schächern auf den Armen eingebrannt

hatte, und einen andern, der mit allen Instrumenten, die bey der Kreuzigung Christi gebraucht worden, gezeichnet war. Die Geistlichen machen sich die hohe Verehrung, welche das gemeine Volk Marien erweist, sehr zu Nutze. Denn wenn sie ihre Brüder zum Betteln ausschicken, so haben diese immer eine Art von Sparbüchse, an der Maria entweder gemahlt, oder in erhobener Arbeit zu sehen ist; sie halten sie dem gemeinen Mann zum Küssen hin, der nie ermangelt, solches mit Ehrfurcht und Darreichung eines Almosen zu thun.

Spanische Höflichkeitsbezeugungen, fährt er an einer andern Stelle fort, sind nur übliche Formeln; aber sehr wohl ausgesucht. Wo wir uns bedanken, wünscht der Spanier tausendjähriges Alter, welches auch sogar auf den Aufschriften der Briefe beobachtet wird. Niemand schreibt dem andern ohne die Ehrenbenennung *Vuestra Merced* (Ew. Gnaden) beyzu setzen. Daher ist es wohl gekommen, daß viele behaupten, man müsse in Spanien sogar Bettler Ew. Gnaden nennen. Es ist wahr, man muß ihn höflich von sich weisen, wenn man Grobheiten vermeiden will. Man sagt: verzeihe mir, Herr Bruder (*Pardonam urted sennor Hermano*) dann geht er ohne Wiederholung seiner Bitte gewiß hinweg.

Ich will, um dieses Gemälde in etwas zu mildern, meinen Lesern die Bemerkungen im Auszuge mittheilen, die der Franzose Bourgoing in seiner Reise durch Spanien niedergeschrieben hat. „Der Spanier, sagt er, giebt den erhabenen Begriff, den er von seiner Na-

tion und von sich selbst hat, ohne Schönung, und auf eine ungeschickte Art zu erkennen. Aber der Stolz der Spanier, der bey mehrerer Mäßigung sogar edel wäre, und ihre oft zurückstoßende Ernsthaftigkeit, werden von andern schätzbaren Eigenschaften vergütet, oder sind vielmehr ihre Quellen. Der persönliche und der Nationalstolz schützt sie vor Niederträchtigkeiten. In Spanien, wie in andern Ländern, findet man Lasterhafte: aber im Allgemeinen zeigen sie jenen hervorstechenden National-Charakterzug, der sich selbst in den niedrigsten Ständen, in den schlechtesten Hütten und im durchlöchernten Kleide der Armuth unverkennbar darstellt. Sogar auf ihre Sprache hat ihr Stolz Einfluß: sie drücken sich kurz aus, und verlieren wenige Zeit mit weitläufigen Auseinandersetzungen. Bourgoing führt ein artiges Beyspiel an; ich komme zu einem Spanier vom niedrigsten Stande, und finde ihn in seiner Wohnung, sein kleines Kind gravitätisch liebkosend. Ich frage ihn: Sind Sie des Kindes Vater? Ein Franzose aus dem nehmlichen Stande würde mir antworten: ja, mein Herr: oder: ich muß es wenigstens glauben — und dann würde er noch lächelnd mehr hinzusetzen, als ich wissen wollte. Der Castilianer antwortet mir kalt: es ist in meinem Hause geboren, und spricht von etwas anderem.

Die spanische Gravität, die gleichsam zum Sprichworte geworden ist, hat dennoch das Läßige nicht, was man ihr gewöhnlich Schuld giebt. Zwar schließt sie Gesprächigkeit, zuvorkommendes Betragen, aus. Der Spanier geht niemanden entgegen, sondern er erwartet den

ändern; allein seine rauhe finstere Außenseite verbirgt oft ein gutes, wohlwollendes Gemüthe, das dem, der es zu suchen versteht, lichtvoll entgegen strahlt. Mit bloßen Höflichkeitsgeberden nicht bekannt, ist er in seinen Freundschaftsbezeugungen sparsam. Wie oft geschah es mir, daß ich einen Spanier, von dieser harten Außenseite zurückgeschreckt, lange nicht anzureden wagte, und, da ich endlich die vorgefaßte Meinung überwand, an ihm keine Stiererey, sondern wahrhaft gefälliges Betragen fand, das sich nicht in Versprechungen erschöpft, aber in Thaten sich äußert. Vielleicht fehlt den Spaniern das einnehmende Betragen, welches eine Wirkung der sogenannten feinern Erziehung ist; aber sie ersetzen diesen Mangel durch Geradsinn und Gutmüthigkeit.

Der Gravität im Außern ungeachtet ist in allen Ständen der Einwohner Spaniens der Hang zur Freude unverkennbar: er wartet nur auf Gelegenheit, um sich zu zeigen. Alsdann bricht er gewaltsam hervor, und kennt nicht Maas noch Ziel.

Bourgoing fährt fort: man nennt die Spanier träge, allein dieser Vorwurf ist viel zu unbestimmt, und trifft nicht die ganze Nation. Betrachtet man die Thätigkeit, die an den catalonischen Küsten im ganzen Königsreiche Valencia, in den biscayischen Gebirgen, kurz überall da herrscht wo ihr keine Hindernisse in den Weg gelegt werden, und ihr Zweck deutlich ist; sieht man ferner auf die beschwerliche Lebensart der spanischen Maulthiertreiber und Fuhrleute, die sich auf den steilsten Wegen muthig hin und her

treiben; bemerkt man die Bauern von La Mancha und Andalusien, denen der Feldbau durch die örtliche Beschaffenheit des Bodens, durch die Entfernung von ihren Wohnungen, und durch die ungeheure Sommerhitze sauer genug wird; sieht man ferner auf die Menge von Galiziern und Asturiern, die in der Ferne mühevollen Erwerbsmitteln nachgehen; so muß der Beobachter den Schluß machen, Trägheit sey kein eigenthümlicher National-Charakterzug der Spanier. Aber in den beyden Castilien ist sie herrschend; diese sind gerade die Theile von Spanien, welche die wenigsten Straßen, Kanäle, und schiffbare Flüsse haben.

Langsam kann man die Spanier im allgemeinen nennen. Man muß gestehen, sagt der nehmliche Beobachter, daß sie in Einsichten und Kenntnissen nur langsam fortschreiten. Nicht nur bey den Geschäften der Politik, im Kriege, bey andern Staatsunternehmungen, selbst im gemeinen Leben berathschlagen sie noch, wenn andre schon handeln. Mißtrauen und Vorsichtigkeit machen, daß sie durch Langsamkeit eben so viel als andre durch Ueberreilung verlieren. — Aber wenn Stolz, Rachsucht oder eine andre Leidenschaft entweder mit Gewalt, oder durch Widerstreben aufgereizt werden, alsdenn braust der Spanier, der von Natur frostig ist, und, wenn ihn nichts Außerordentliches aufregt, mit Bedacht handelt, furchtbar auf, und läßt der in Blut gesetzten Einbildungskraft den Zügel. In ältern Zeiten sah man oft schreckliche Wirkungen von dieser Hestigkeit.

Auch in Spanien haben sich die Sitten durch den Fortgang der Wissenschaften und Kenntniſſe nach und nach gemildert, unvermerkt verschwinden die Spuren der alten Rohheit. Sonst waren Mordmorde in Spanien ganz alltäglich: jeder angesehenere Mann mußte Banditen in seinem Solde haben: man erkaufte sich solche vorzüglich in Valencia. Damals trug jeder Spanier unter einem kürzern oder längern Mantel einen dreyschneidigen Dolch, den er, sobald die Rachsucht oder eine andre Leidenschaft rege wurde, ungestraft gegen den Feind zückte. Da diese sehr gefährlichen Waffen noch nicht gänzlich abgeschafft sind, so kann auch jetzt noch jener Vorwurf nicht ganz entkräftet werden, daß dieser Dolch oft der Rachsucht zur Erreichung ihrer Endzwecke behülfflich sey. Es ist merkwürdig, daß im Sommer in den mittäglichen Provinzen sich häufigerer Mißbrauch desselben zeige; in jener heißen Zeit, besonders bey einfallendem Ostwinde, gerathen die Andalusier bisweilen in eine Art von Wahnsinn.

Die Wahrheitsliebe der Spanier wird allgemein gelobt; im Handel sind sie aufrichtig, treu in ihren Zusagen; das Sprichwort: ein Spanier redet keine Unwahrheit, findet höchst selten Ausnahme. Mehrere Reisebeschreiber sprechen den Spaniern Großmuth nicht ab, nur halten sie dafür, sie entspringt nicht aus reiner Quelle, sondern sey eine Tochter der Eitelkeit und Frömmelery. Ueber Unreinlichkeit der Einwohner Spaniens klagen viele, ob sie gleich sich auch vermindert.

Dem weiblichen Theil dieser Nation wird viel Sinnlichkeit, Eigensinn, Laune vorgeworfen. Sie sind, sagen die neuesten Beobachter, verführerisch, dreist, wollen immer geschmeichelt seyn: man rühmt ihre Lebhaftigkeit, ihren Witz, ihren Frohsinn und ihre Kunst, gut zu unterhalten. Pussüchtig, verwenden sie viele Zeit auf Befriedigung des Wunsches zu gefallen: arbeitsam sind wenigstens die Stadtbewohnerinnen nicht: Gesang, und Tanz und Märchen sind es, womit sie den größten Theil ihrer Zeit verbringen.

Die Wohnungen der Spanier sind nach den verschiedenen Provinzen verschieden: in den südlichen macht das milde Clima die festen Wohnungen, wie sie der Nordländer braucht, unnöthig: der größte Theil des Jahres wird da im Freyen zugebracht. Jeder sucht um seine einfache Hütte her so viel als möglich Schatten zu pflanzen, und selbst aus dem flachen Dache wird ein Garten; die wohlriechenden Blumen finden dort oben in Löpfen eine Stelle, und machen den Aufenthalt auf der Zinne angenehmer.

Von Prachtgebäuden, sagt Langle, weiß der Spanier nichts. Obgleich die Zimmer in den Wohnungen meistens geräumig sind, so wird doch der Aufenthalt darin unangenehm, denn die Fenster sind übel angebracht, die Jalousien stets zu, die Vorhänge zugezogen: kaum wird mehr als Abenddämmerung darin gestattet. Die Spanier, sagt er hinzu, scheuen das Licht, sie wissen nicht, daß nichts ein Zimmer so edel ziert, so reich meublirt, als Helle. Auf den Ges-

gesellschaftsaal im Hause, das Besuchzimmer, wird in spanischen Wohnungen noch einige Sorgfalt gewendet: gewöhnlich ist auch er nur mit sehr niedrigen Tischen und Stühlen meublirt, mit Heiligenbildern und Spiegeln behangen, und vorzüglich bey Adelsleuten ist der Stammbaum nicht vergessen, der ein wichtiges Stück des Familienschmucks ausmacht. Die meisten übrigen Zimmer im Hause haben zerrissene Vorhänge, und schlechte Tapeten-Lappen.

„Ein Spanier mag noch so reich seyn, fährt er fort, so hat er doch nur ein Bette, eine Art Parade-Bette, worein sich niemand legt. Der Herr vom Hause schläft auf einer Britsche, die Dame auf einer andern, oder beyde liegen zusammen auf dem nehmlichen elenden Lager: die Kinder schlafen auf Matten, die Bedienten auf der Erde, zur Sommerzeit im Hof, zur Winterszeit im Pferdestall. Den weiblichen Bedienten wird eine Kammer eingeräumt, worin sie Stroh oder Laub nach Belieben finden. Uebrigens sind die Häuser vornehmer Spanier von so ungeheurem Umfang, und die Zimmer so groß und traurig, daß, um sie aufzuheitern und vollzubringen, es nöthig wäre, den ganzen Tag über Ball und Concert darin zu geben.“

Die Wohnungen des Pöbels sind armselige Hütten, oft nur von Roth aufgeführt. Ein erbärmliches Loch heißt das Wohnzimmer, worin oft mehrere Familien wie Fische zusammen gepackt leben; statt des Fensters ist eine kleine Oeffnung in der Wand angebracht, wodurch die Hütte beleuchtet wird. Diese

Öffnung kann durch einen Laden geschlossen werden. Ein elender Tisch, und einige alte, schon zerbrochne Stühle machen das übrige Hausgeräthe aus. Hat der Vornehme keine Betten, wie viel weniger der Gemeine: dieser schläft auf Stroh, oder auf Matragen, die geräumig genug sind, um Jung und Alt aufzunehmen; sie liegen auf blanker Gottes Erde: Bettstellen haben die allerwenigsten. Manchen wird nicht einmal ein Strohpolster zu Theil: sie legen ihre Kleider unter, in welchen sie des Tages gegangen sind, und decken sich mit Kleidern zu.

Die Vornehmen und Reichen in Spanien suchen sich durch kostbares Silbergeschirr auszuzeichnen: der gemeine Mann hat gar wenig, und geringes Küchengeräthe, das in einigen Töpfen zum Kochen, und zum Aufbewahren des Wassers besteht. Bey Tische werden die Speisen in irdenen Schüsseln und Schalen aufgetragen, man ißt mit hölzernen Löffeln, und hält, statt Messer und Gabel, die Finger für hinreichend. Immer müssen meine Leser den reichen, vornehmen Spanier von dem gemeinen Volke unterscheiden; denn jener erkennt auch hier die Gesetze des Anstandes, und verlegt sie wenigstens nicht so plump, wenn er sich gleich auch hierin manches erlaubt, was wir nicht gut heißen würden. Der Herd ist bey gewöhnlichen spanischen Haushaltungen ein einfaches irdenes Kohlenbecken (Brassero), worauf man die Speisen bereitet, und womit in kalten Tagen die Wohnstube erwärmt wird, welche also vielfache Bestimmung hat.

Der gemeine Mann hat nach dieser Vorausse-
zung in Spanien kein gutes Leben, aber dennoch
trägt er sein kargliches Loos mit Gleichmuth.

Die tägliche Kost dieser Armen ist Delsuppe mit
Zwiebeln, Erbsen, oder Kartoffeln; diese wechselt mit
Kohlarten, oder Knoblauch, ohne Fleisch gekocht, ab.
Del ersetzt alles Schmalz oder Fett, und ist auch
nicht Del genug da, so werden die Gemüse mit ro-
hem Pfeffer abgerieben, und in Wasser gekocht, ge-
nossen. Selten kommt Fleisch auf den Tisch gemei-
ner Leute. Sie genießen trocknes Brod zum Frühstück,
oder die Delsuppe. Wenig besser lebt der Handwerker,
Bürger und Unterbeamte. Er hat früh Morgens Choco-
lade, in Wasser abgekocht, sodann am Mittage seine
Nationalspeise, Puchero genannt, welche gut nährt und
auch gut schmeckt. Dieses Gericht besteht aus Fleisch,
Speck, Erbsen, Kartoffeln, Kohl, Möhren, Zwiebeln,
Schalotten, Knoblauch, wozu auch Reis kömmt; soll
es ganz köstlich werden, so werden Chonios, spani-
sche Würste, und Tauben mit zugefügt. Das ganze Ge-
mengsel läßt man in Wasser kochen, schneidet, wenn es
hald gar ist, noch Sellerie darein, wirft Pfeffer zu,
und gießt hierauf die Suppe über geschnittnes Brod.
Sind die Eier noch harte Eyer beygemischt, so heißt sie
Gazpacho. Erst wird diese Suppe aufgetragen, als-
dann kömmt das Püde nach, welches auch selbst Aus-
länder, wenn es reinlich behandelt worden ist, nicht
schlecht finden. Der gemeine Mann begnügt sich auch
bloß Del, statt Fleisch und Speck, hinzuzufügen.

Langle ist nicht gut auf die spanische Kochkunst zu sprechen. „Ein Spanier, sagt er, der zweytausend Gulden jährliche Einkünfte hat, nährt sich dennoch nur mit Pilzen, Honig, Schnecken, Eiern. Ein anderer genießt nichts als Suppe, und was für eine Suppe? Wassersuppe mit Del. — mein Hund möchte sie nicht. Es sey ferne von mir, die Mäßigkeit der Spanier zu tadeln! wohl ihnen! Mäßigkeit ist eine schöne Tugend. Auch ich bin mäßig, schlafe besser, bin gesund, werde länger leben. Nichts gewöhnlicher als ein Geiziger, der alt wird — er fastet.“

Au Fasttagen, deren es in Spanien sehr viele giebt, kommen Eier und Eyerluchen auf den Tisch, sie sind in Del gebacken, oder auch Zwiebelsuppen mit Del und Stockfisch. Butter ist zu theuer zum Schmelzen. Schon Fische sind für Leute von mittelmäßigem Einkommen in der Hauptstadt zu theuer; weniger an den Küsten. Wer noch Braten, oder Eingemachtes auf dem Mittagstische haben kann, gehört zu den reichen Leuten, und macht schon Aufwand. Der Spanier ist kein starker Esser, und überhaupt mäßig und genügsam. Daher ist es zum Sprichwort geworden, daß einige Oliven, Sallat, und Radieschen Speisen für Edelleute seyen. Der Bauer ist auch viele Zwiebeln, Kettige und Knoblauch roh, ein Stück Brod dazu, dann ist er den ganzen Tag über gesättigt.

Das spanische Mehl ist sehr weiß, das Brod wird aber spröde und nach einigen Tagen schon

so trocken, daß man es kaum genießen kann. Das Mehl aus Andalusien und Valencia ist das schwerste und fetteste, daher ist man in diesen Provinzen sehr gutes Brod, das schmackhaft bleibt, wenn es auch noch so hart ist, und sich leicht verdaut. Zu Driquerla in Valencia, sagt Langle, habe ich das beste Brod gegessen: es ist Kuchen, man sollte schwören, es sey Rahm, Eyer und Pomeranzenblüthe zugethan.

Vornehme Spanier haben noch eine Nationalspeise: *Olla potrida*, eine Art Pastete, aus verschiedenen Fleischsorten, die klein geschnitten, und, mit Wurzeln und Kräutern vermischt, gekocht werden. *Guisado* ist ferner auf den Tischen der reicheren Leute bekannt: ein Eingemachtes von Geflügel, oder Wildpret, mit Zwiebeln, Knoblauch, Liebesäpfeln, u. d. gl. zusammen gekocht.

Zu allen Speisen wird in Spanien Genüß, Pfeffer und Safran vorzüglich, gethan. Es ist hier, wie in allen europäischen Staaten, der Reiche und Vornehmen weicht von der Volksgewohnheit ab: sein genauerer Umgang mit Ausländern lehrt ihn fremde Sitten, und von diesen trägt er manches auf die heimischen über. So in der Zubereitung der Speisen: er läßt sich solche auf französische Art, häufig von französischen Köchen bereiten, nur muß, wenn er ein Gastmahl giebt, auch das Nationalgericht nicht auf seiner Tafel fehlen.

Gewöhnlich wird in Spanien Wasser getrunken, um den Durst zu stillen. Je kühler, desto bes-

fer: frisches, kühles Wasser ist unter heißen Himmelsstrichen wahre Wohlthat. Leckere Gaumen erheben dessen Genuß durch darein getauchtes Zuckerbrod. Zweymal im Tage wird Chokolade getrunken, einmal sucht es auch der Handwerker möglich zu machen; dieses Getränk wird in Spanien für gesund gehalten, und selbst den gefährlichsten Kranken dargereicht. Obgleich in diesem Lande viel Wein wächst, der nicht theuer ist, so ist doch der Genuß des Weines gar nicht häufig, in Vergleichung mit der Consumption dieses Getränkes in andern Weinländern. Ueber Tisch z. B. pflegen die meisten Spanier keinen, oder nur ein Glas voll Wein zu trinken. Noch seltner genießen ihn die spanischen Damen. Ein betrunkenen Spanier gehört daher zu den Seltenheiten, und wo ein vom Weingenuß Taumelnder auf der Straße zu sehen ist, darf man fast darauf wetten, er sey ein Ausländer.

Von der ehemaligen spanischen Nationaltracht sind nur noch Ueberbleibsel, (wenigstens unter den vornehmen Ständen) vorhanden: die meisten Glieder derselben kleiden sich nach französischem Schnitt. Es sieht aber häufig so aus, als paßte dieser leichte Kleiderschnitt nicht recht zu der spanischen Gravität, die überall durchschimmert. Meistens werden dunkle Farben gewählt: bey Vornehmen und Seringen ist, wenn sie ausgehen, ein langer weiter Mantel üblich, den der Luxus mit goldnen Tressen verbrämt. Auf dem Lande ist er nicht so gewöhnlich, wie in den Städten: in einer Provinz mehr als in der andern.

Eine Weste mit Aermeln ist allgemein ein Hauptstück der spanischen Kleidung: drunter ist, nicht überall, eine kurze Unterweste üblich: weite kurze Beinkleider sind ebenfalls allgemein im Gebrauche. In den Städten bekleidet man die Beine mit seidnen Strümpfen, und schwarzen lebernen Schuhen: auf dem Lande gehen viele mit bloßen Füßen, auf Sohlen, die über dem Knöchel mit Riemen festgeschnürt sind, oder in Schuhen von Flechtwerk. Ueberhaupt läßt sich durchaus nichts Allgemeines von der spanischen Tracht angeben, denn die, bey Personen von Ansehen und bey dem Bürgerstande, sonst üblich gewesene Kleidung, welche in breitem niedergeschlagenem Hute, einer großen, auf den Schultern ruhenden Halskrause, einer sehr kurzen Weste mit Aermeln, und einem kurzen Mäntelchen bestand, ist jetzt größtentheils verdrängt, und auf dem Lande sind die Abweichungen von einer scheinbar allgemeinen Tracht in jedem Bezirke von einigen Meilen so beträchtlich, daß sich immer wieder ganz neue Trachten zu bilden scheinen.

Hemden tragen auch nicht alle Spanier. Breite Gürtel sind fast allgemein, und viele haben noch den Degen, viele den Dolch an der Seite. Es würde mich zu weit führen, wollte ich die Tracht der Bewohner in den verschiedenen spanischen Provinzen schildern, und Worte würden zur deutlichen Bezeichnung nicht zureichen. Was im Allgemeinen davon gesagt ist, mag zureichen.

Der, auch hier, einfach gekleidete Landmann bedeckt den Kopf mit einer Mütze von Filz oder braun-

nem Tuche, drunter sind die Haare in einen Knoten gewunden, verborgen. Aber die bürgerliche Mittelklasse bedient sich zur Kopfbedeckung des Haarnetzes, welches die Haare zusammenfaßt und hinten herabhängt. Der Reiter auf Taf. XIV. 46. hat diesen Haarpuz: es sind Kötschen und Schleifen von bunten seidnen Bändern daran zu sehen. Auch der weibliche Theil dieser Volksklasse trägt das Haarnetz: nur der männliche einen Hut darüber. Man sagt, diese an sich bequeme Tracht sey dem Aufkommen lästigen Ungeziefers förderlich, welches hier unreinliche Menschen sehr zu plagen pflegt. Auf den Hut werden gewöhnlich Federn gesteckt. Der Bürger in den Städten trägt am Sonntage eine Perücke, drüber eine weiße wollene Mütze, und über dieser den Hut. Das ganze königliche Haus kleidet sich nach französischer Mode.

Die Spanierinnen haben und behaupten eine eigenthümliche Tracht, die nicht im Wesentlichen von der Mode abhängt, und nur in Ansehung der besondern Ausschmückung und der dazu gewählten Stoffe Aenderungen leidet. Eine Haube, Coffla, von buntem Seidenstoff, mit Spitzen, und goldnen oder silbernen Franzen besetzt; gewöhnlich ein Schnürleib, worüber ein Korset oder eng anschließende seidne Jacke mit sehr kleinen Schößchen getragen wird; ein schwarzer Oberrock, der kaum bis über die Wade reicht, und ein sehr wenig unter ihm vorstehender weißer Unterrock sind, nebst der Mantilla, einer Art Schleier, die Haupttheile der spanischen Frauenklei-

dung. Die Mantilla ist eigentlich ein langes, weißes Musselintuch, und wird von hinten über den Kopf geschlagen, so daß es den Oberleib deckt, und in zwey Spitzen bis auf den Unterleib reicht. Es gehört mit zu den Reizmitteln der Damen, die in der abwechselnden Haltung desselben eine besondre Kunst zeigen.

In den verschiedenen Gegenden Spaniens ist auch die weibliche Kleidung verschieden: jede Provinz wenigstens hat eine andre Tracht: meine Leser sehen auf Tafel XIII. 43. eine Arragonerin, deren Kleidung sich gut ausnimmt. Auch die Kleidung der Valencianerinnen wird vorzüglich gerühmt. Ueberhaupt lieben die spanischen Landmädchen und Frauen Röcke von bunten und hellen Farben mehr als schwarze. Eben so verschieden ist der Kopfschmuck. In der Gegend von Burgos tragen die Weiber schwarze Wollenperücken mit zwey langen Flechten. Die Spanierinnen sind von ihren Mantillen so sehr eingenommen, daß selbst Gesetze, welche dieses Kleidungsstück verboten, nicht durchgesetzt werden konnten. Sie erregten förmlichen Aufstand in der Hauptstadt, und zwangen den Minister, sein Verbot zurück zu nehmen.

Die Spanierinnen finden Freude an Schmuck von Gold, Silber, Edelsteinen, Perlen; Vornehme übertreiben diese in der That sehr kostbare Vergzierungen. So wird die Mantilla gewöhnlich mit einer diamantnen Nadel am Busen festgesteckt. Prachtige Ohrgehänge, Halsketten, Ringe sieht man in Spa-

aien sehr häufig. Schwarzes Haar wird, vielleicht gerade weil es gemein ist, nicht für so schön als rothgelbes gehalten, und Mädchen und Frauen, welche vorzüglich gefallen wollen, streuen rothgelben Puder auf.

Zu den Eigenheiten der Spanier gehört das Tragen langer Degen, wornach jeder, als Unterscheidungszeichen vom gemeinen Volke, begierig ist; eben so pflegt jeder, der vornehm scheinen will, eine, wenigstens silberne, Tabaksdose stets in der Hand zu halten, und Leute, die für gelehrte gelten wollen, sieht man selten ohne Brille. Tabak wird in Spanien nicht aus Pfeifen, sondern in zusammengerollten, einen Finger langen, und halb so dicken Blättern (Cigarro) geraucht. Wenn Freunde beisammen sind, so wird nur ein solcher Stängel angezündet, und geht dann in der Runde herum von Hand in Hand, von Mund in Mund; jeder nimmt ein paar Züge, und läßt dann den Cigarro weiter gehen. Der spanische Tabak ist zu stark, als daß er zu ganzen Pfeifen geraucht werden könnte: sein Geruch ist sehr angenehm. Nichts ist in der Regel stolzer als ein Spanier von hohem Adel, und niemand (die englischen Blutsauger und Müßlinge am Ganges ausgenommen) an Pracht und Verschwendung ihm gleich. Er hat Gesellschafts-Cavaliere, Pagen, Caplane, Stallmeister, Secrétaire, Kanzellisten, Haushofmeister, Cassiere, Kammerdiener, Mundköche, Mundschenken, Leibjäger und eine ungeheure Menge von Livreebedienten, Stallknechten, u. s. w. Schwülstiger, orientalischer Luxus

herrscht in den Wohnungen dieser Großen, die nicht nur unter sich in der eitelsten Pracht wetteifern, sondern dadurch selbst den königlichen Hof zu verdunkeln suchen. Alles muß schimmern, alles muß Aufsehen erregen. So, wenn sie sich öffentlich zeigen, so wenn sie Gesellschaften und Gastmähler geben. Dann wartet der ganze Schwarm von Bedienten in Parade auf, und in Tafelgeschirre und in den Speisen herrscht eine Verschwendung, die außerordentlich ist. Man erzählt die seltsamsten Dinge von der bey diesen Herrschaften üblichen Uebertreibung der Pracht und Bequemlichkeitsliebe. Es soll Damen von Adel geben, die, wenn sie die Chokolade im Bette trinken wollen, die ganze Dienerschaft dabey förmlich aufmarschiren lassen. In zwey Reihen geordnet steht diese sodann, und einer reicht dem andern die Tasse zu, die der Dame in tiefster Ehrfurcht dargeboten wird. Diese Großen des Reichs halten in ihren Wohnungen eigne Theater, wobey die Fähigsten von ihren Leuten angestellt sind. Sie suchen die öffentlichen Schauspielsäle in Pracht zu übertreffen, und zeigen sich in allem, wo möglich Königen gleich: ihre Sucht zu glänzen ist grenzenlos. Sie hassen das Landleben, und verlassen auch im Sommer die Hauptstadt nicht, der sich so viel möglich alles zudrängt, was schimmern und prunken will. Von der großen Anzahl der Bedienten bey den spanischen Großen hat Langle nicht die beste Meinung. Diese Bediente, sagt er, sind alle so schmutzig, daß man sich scheut, sich von ihnen einschenken zu lassen;

so häßlich, daß man sich fürchten möchte, so klein, so zusammengeschrumpft, daß man glauben sollte, sie seyen noch nicht reif. Nirgends, setzt er hinzu, sah ich schlechtere Aufwartung, stolzere und ungeschicktere Bediente, als in Spanien.

Das häusliche Leben der Spanier zeigt gleich große Verschiedenheit durch Rang und Reichthum bewirkt. Die Jahre des Armen, des Tagelöhners und andrer Arbeitern aus der niedern Volksklasse liefern zusammenhängende Gemälde von Kummer und Elend.

Tiefere Armuth ist vielleicht in keiner Stadt auf der Erde so nahe neben dem schwelgerischen Reichthum und Freudentaumel zu sehen, als in Spaniens Hauptstadt. Die Schilderungen sachkundiger Reisenden sind empörend, und doch scheinen sie keineswegs übertrieben. Man gehe ungefähr, sagt einer der neuesten, durch die kleineren Nebenstraßen und engen Gäßchen von Madrid, um sogleich zu erkennen, hier wohne die drückendste Dürftigkeit: sie stellt sich dem Auge überall mit ihrem schrecklichen Gefolge dar. Man sieht überall Kinder voll Schmutz und Unreinigkeit, mit Lumpen behangen, die kaum zur Deckung der Blöße zureichen. Zerlumpt, in höchst elenden Kleidern sitzen Weiber vor den Thüren der armseligsten Hütten, und beschäftigen sich gewöhnlich damit, Kindern, Männern oder Freundinen die beissenden Kopf- und Kleidergäste abzulesen. Der Anblick solcher Weiber ist schrecklich. Wild hängt ihr Haar um den Kopf: ihre von Gram und Noth, und von Neid, Mißgunst, Rachsucht und andre oft in

heftige Ausbrüche gerathenden Leidenschaften verzerrten, mit Runzeln belegten, blaßgelben Gesichter, mit drohenden, verwilderten Blicken ihrer sonst feurigen Augen, mit abgewelkten Brüsten, bezeichnen sie als wahre Furien. Häusliches Glück wird hier vergebens gesucht; aber bey aller Dürstigkeit und Rohheit ist dennoch nicht zu leugnen, daß auch selbst die elendeste Spanierinn mit aufopfernder Liebe an ihren Kindern hängt, und das Aeußerste für sie thut. Wie ganz anders und herrlich zeigt sich das Gemälde einer Spanierinn aus der reichen und wohlhabenden Classe der Nation. Ich darf es nicht übergehen, ohne von meinen Leserinnen Vorwürfe besorgen zu müssen. Gleich Königinnen herrschen die spanischen Frauen. Ungeachtet der sonst so gefürchteten, jetzt aber sehr schlaffen Eifersucht der Männer, sind sie völlig unabhängig: es ist an keine Unterwürfigkeit mehr zu denken: das gewöhnliche Verhältniß der spanischen Eheleute vom Adel und von den höheren, wenigstens begüterten, Classen des Bürgerstandes ist das des Herrn und Sklaven; die Frau herrscht, der Ehemann dient. Aber mit den Dienstbezeugungen des Mannes nicht zufrieden, erstreckt sie ihre Herrschaft auch noch auf andere Männer, mit denen sie in der innigsten Vertraulichkeit, mit Willen des Ehemannes, lebt. Verschiedne Benennungen bezeichnen die verschiednen Grade dieses Verhältnißes. Der *Anos* wird alljährlich erneuert. Am letzten Abend des Jahres versammeln sich Freunde und Freundinnen, um diejenigen Paare durch das Loos zu bestimmen, welche im folgenden

Jahre zusammen halten sollen. Es ist kein Unterschied zwischen Verheiratheten und Freyen: unter Scherz und Lachen werden die Namen aus zwey Hütten, worin sie wie Lotterie - Loose liegen, herausgezogen, und so die Annos bestimmt, deren Pflicht es ist, sich der Dame, die ihnen das Loos zugewiesen hat, das ganze Jahr hindurch mit Freundschafts- und Höflichkeitsbezeugungen gefällig zu erweisen. Auch muß der Anno bey dem Antritt seiner Geschäfte ein Geschenk, als Huldigungszeichen, geben. Er hat freyen Zutritt bey der Dame, die gleichsam seinem Schutze anvertraut ist. Aber noch mehr gilt der Cortejo. Ihn wählt sich jede Spanierin von gutem Tone gleich nach der Verheirathung: er ist ihr öffentlich anerkannter, vom Ehemann genehmigter, Liebhaber, ihr Vertrauter, ihr Freund, ihr Begleiter auf allen Wegen. Zu diesem sklavischen Frauentienste gehören freylich recht müßige Menschen, denen es nie einfällt, ernsthaft über sich selbst nachzudenken: häufig sind es junge Herrn in Soldatenkleidern, Ueberzählige, denen ihr Stand und Rang das Vorrecht zu geben scheint, den Zweck ihres Daseyns einzig in üppigen Genüssen und Vergnügungen zu suchen: auch junge Geistliche gelangen zu diesem Amte. Beym Aufstehen ist der Cortejo schon an dem Bette seiner Dame gegenwärtig: er trinkt Chokolade mit ihr: er dient ihr zur Unterhaltung am Puztisch, wobey er oft selbst hilft. Er speist im Hause, und viele erhalten sogar Wohnung im Hause. In der Kirche, im Sauspiel, in Ge-

gesellschaften, auf Spaziergängen ist der Cortejo (ungefähr das, was in Italien *Tricicco* heißt) seiner Dame zur Seite. Er wird von dieser unumschränkt beherrscht: alle Launen muß er ertragen, allen ihren Wünschen zuvorzukommen suchen. Man sagt, die spanischen Damen seyen außerordentlich von Launen geplagt, und besonders in kleinen Anfällen von Krankheit, oder gar im Wochenbette voll Grillen und sehr empfindlich. Der Liebhaber soll alsdann einen schweren Stand haben! den Ehemann treffen jene Grillen weniger: ihre ganze Beschwerde fällt auf den Cortejo.

Die Spanier sind Freunde von rauschenden Vergnügungen: Musik, Schauspiel und Tanz, was könnte es für sie Lockenderes, Angenehmeres geben? Stille, sanfte Freuden machen weniger Eindruck. Selbst Kartenspiele unterhalten sie nicht, wie es bey uns der Fall ist: man sieht selten Spielgesellschaften. Unter den öffentlichen Schauspielen sind die Stiergefechte die beliebtesten. Zwar hat sie der Befehl des Königs in den neuesten Tagen aufgehoben, aber noch sind es für die leidenschaftlichen Spanier die süßesten Erionerungen, und sie wünschen solche sehr heftig zurück. Ich werde sie kurz beschreiben; noch sind sie ja in Portugal an der Tagesordnung; Zischers genaue Schilderung dient mir dabey zum Leitfaden. Der Schauplatz war das Colisäum, ein großes, länglich rundes, oben offenes Gebäude, Circus, mit stufenweise angebrachten Sitzen, über denen sich eine Reihe von Logen befand. Alles strömte gewöhnlich

den Stiergefechten zu; der Handwerker, der kaum für sich und seine Familie die tägliche Nahrung erwirbt, wußte das Einlaßgeld aufzutreiben, man konnte daher in diesem großen Schaupielplatz eine Menge Menschen aus allen Ständen, Ordnungen, und Altern in den verschiedensten Trachten versammelt sehen. Erst werden feyerliche Umzüge gehalten; die Helden, welche mit den Stieren fechten wollen, und nach ihren verschiedenen Verrichtungen verschieden benannt werden, Picadores, zu Pferde in alter Tracht; Banderilleros zu Fuß in bunten seidnen, gestickten, behänderten Westchen, alle im ausgesuchtesten Puge, dann der Matador, der den Stier erlegen soll, mit kurzem Mantel und Schwerte, zeigen sich der frohen Menge unter Vortretung einer Gerichtsperson mit Gerichtsdienern; den Zug schließen Poffenreißer, Bajazo's, Harlekins, verkleidete Sklaven. Laufende Musik durchzöhet das Haus. An einem bestimmten Plage sitzt ein Corregidor, einer von den höhern obrigkeitlichen Personen, dessen Befehle das Ganze leiten. Auf seinen Wink wird nach geendigten Umzüge der Stall geöffnet, und der schnaubende Stier stürzt in Wuth hervor. Ein allgemeines Jubelgeschrey empfängt ihn, durch geellendes Pfeifen, und Händeklatschen, durch Pochen, Stoßen, Schwenken, der Hüte, Bewegen der Taschentücher sucht man ihn noch mehr in Wuth zu bringen. Dem Stalle gegenüber sind die Picadores zu Pferde seines Angriffs gewärtig. Mit eingelegter Lanze erwarten sie ihn. Er stürzt auf einen von ihnen los, um Pferd und

Reiter zu durchstoßen, allein er wird vom Picador verwundet, und verfolgt ihn: der nächste Picador stellt sich ihm in den Weg: der Stoß mit der Lanze fehlt, die Lanze splittert, der Stier erreicht das Pferd, und reißt ihm die Seite auf; der Picador stürzt herab, auch ihn würde der Stier wüthend zerstampfen, aber andre Kämpfer, Chulos, retten ihn. Sie sind zu Fuß, unbewaffnet, mit einem Stück Taffet in den Händen, auf dieses und auf ihre Geschwindigkeit vertrauend. Der Stier folgt ihren Anreizungen: er wird sie erreichen; kaum eine Handbreit ist er noch von ihnen; aber jetzt überlassen sie ihm den Taffet, und springen über die Breterwand, womit der Kampfplatz eingeschlossen ist. Der Picador hat indessen ein frisches Pferd bestiegen: er sprengt auf den Stier los, und verwundet ihn. Wenn vorher das gesammte Volk malo, malo schrie, so tönt jetzt allgemein bravo, bravo. Immer wenden die Chulos das ergrimmete Thier von dem Picador ab, und wiederholen ihr Spiel so lange, bis der Corregidor das Zeichen zu neuen Auftritten giebt. Unter Trompeten und Paukenschall beginnen, nun die Vanderilleros ihr Gefecht. Sie heißen so von den kleinen Widerhaken, deren Schaft mit bunten Papierstreifen umwunden, auch wohl mit Pulver gefüllt ist, und Vanderilla genannt werden. Die Bemühungen des Stiers diese Vanderillas, die ihm unversehens eingebackt worden, wieder von sich abzubringen, seine Wuth, wenn die darin befindlichen Schwärmer sich entzünden, seine Qualen, die ihm

die Neckereyen der Kämpfer verursachen, belustigen das Volk, es verlangt endlich einen neuen Stier. Der Matador tritt auf, und bringt, unter allgemein gespannter Erwartung der Menge, bey einer tiefen Stille im ganzen Gebäude dem Stier den Todtenstoß bey. Brüllend stürzt er zu Boden. Allgemeiner Jubel folgt: Trompeten und Pauken erschallen, man schreyt, klatscht mit den Händen, mit den Fächern, das tausendfache Getöse ist über alle Beschreibung. Nun ist eine Pause: man plaudert, man verläßt seinen Sitz, man steigt in den Circus herab, dem Sieger die Lobpreisungen zu wiederholen, den besiegten Stier zu untersuchen; man erfrischt sich durch kühlende Getränke, Früchte, Confecte. Der todte Stier wird durch geschmückte Maulthiere an den Hörnern hinweggeschleppt. Bald darauf erneuern sich die vorherigen Scenen. Ist der Stier selte, so wird er mit Hunden gehegt, die Versammlung ruft: Perros, Perros (Hunde, Hunde!) Mit dem letzten Stiere wird Kurzweil getrieben. Man stellt ihm Strohpuppen entgegen, die Blei an den Füßen haben, und, so oft er sie in die Luft schleudert, immer wieder auf die Füße kommen; abgerichtete Affen, die sich ihm auf dem Rücken festsetzen: Harlekins, Vermummte. Mit Possen endigt sich das Schauspiel.

In Spanien sind die Stiergefechte, wie gesagt, aufgehoben; es ist ein Fortschritt weiter in der Cultur. Langle, der strenge Richter, sagt in seinen Bemerkungen über Spanien, ich kann es nicht be-

greifen, was dieses Volksschauspiel Anziehendes und Prächtiges habe. Alles empört mich dabey. Die Fechter erregen Abscheu, die Stiere Mitleiden. Der Mensch muß ein Herz von Stein haben, der mit trocknen Augen solch ein armes Thier, dem alle Verteidigungsmittel sorgfältig benommen sind, durch 12 bis 15 Banditen kaltblütig ermorden sieht. Man knebelt es, legt ihm einen Maulkorb an, — es erblickt nicht einmal den Tapfern, der ihm den Todesstoß beybringt. — Zwanzig tausend Hände und Füße sind in Bewegung, in dem Augenblicke, wo der Stier die Todeswunde empfängt, und, von Wuth erstickend, wankt, sinkt, sich sträubend, von neuem hebt, zusammenbricht, seine letzten Seufzer brüllt, und auf dem glühenden Sande verendet. —

Man behauptete in den neuesten Tagesblättern, die in Spanien nun ihres Broderwerbs verlustig gewordenen Stierfechter haben sich zusammen gerottet, und eine Räuberbande gebildet, welche einigen Gegenden gefährlich werde.

Der eigentliche Nationaltanz der Spanier ist der weltberühmte Fandango. Wahrscheinlich stammt er von den Mauren, die sonst einen Theil von Spanien beherrschten. Dieser Tanz wird nur von zweyen, Mann und Frau, getanzt, und gehört nicht zu den ausländischen. Man behauptet, bey allem Widerwillen, welchen gebildete Ausländer empfinden, wenn sie den Fandango das erstemal tanzen sehen, sey doch keiner, den er nicht hintreisse. In Spanien verrückt er alle Köpfe, und sobald die Musik bey einem Walte

den Fandango zu spielen anfängt, bringt neues Leben in alle Anwesende, selbst der verjährte Ernst widersteht kaum der Versuchung mitzutanzten.

„Der fromme Einsiedler, der nichts als Gras und Kräuter speist, dessen Knochengerüst zu nichts mehr, als zum Geißeln dienlich ist, könnte dem Fandango nicht ohne einen heimlichen Scufzer, nicht ohne Kühlung zusehen. Aber schon muß er getanzt werden, dieser Zaubertanz — durch Julie Formalaguez, deren Kopf, Arme, Füße, deren ganzer Körper von überirdischem Reize umflossen zu seyn scheinen.“

Ein andrer spanischer Nationaltanz, den acht Personen tanzen, heißt Segurdilla. Bey diesen Tänzen halten die Tanzenden kleine, hohl gearbeitete, elfenbeinerne, oder auch aus andern feinen Holze verfertigte Schlüsselchen, wovon immer zwey durch seidne Schnüre mit einander verbunden sind, zwischen den Fingern, und schlagen damit den Takt zur Musik, welche gewöhnlich auf der Guitarre gespielt wird.

Diese Gefäße, im Kleinen den Becken ähnlich, die man bey der türkischen Musik sieht, heißen Castagneten, und geben einen hellen, leichten Ton, der gar nicht unangenehm klingt. Die Guitarre ist das Lieblingsinstrument der spanischen Nation; es soll durch die Mauren eingeführt worden seyn. Männer, Weiber, Kinder schon, aus allen Ständen spielen die Guitarre. Sie wird häufig von Gesang begleitet. Die beste Wirkung machen ihre Töne bey der Stille der Nacht.

Häusliche frohe Begebenheiten, Hochzeiten, Kindtaufen, Geburtstage werden in Spanien feyerlich begangen: der Abend ist dazu geweiht; man sammelt Bekannte und Freunde um sich her, bewirthet sie, und Scherz, Musik und Tanz beleben gewöhnlich diese Gesellschaften. Eine Art solcher Feyerlichkeiten heißt Refresco: dabey sind mehrere Nationaleigenheiten bemerkbar. Wenn die Gäste sich efinden, so werden zuerst beyden Geschlechtern verschiedne Zimmer angewiesen: sind sie alle beisammen, so führt man die Herren herein zu den Damen, unter denen auf einem abgesonderten Sopha sitzend die Dame vom Hause sich befindet, und ihre Grüße annimmt. Man sieht gemeinlich über diesem Ehrenplatze eine Abbildung der Maria hängen. Jetzt erst nähern sich die Herren und Damen einander. Man bietet nun frisches Wasser umher, worin Zuckerbrod getaucht, auch gerösteter Zucker beygemischt wird: sodann Chokolade in Wasser gekocht, und vielerley Kleines, feines Backwerk, Biscuit, Confect. Es besteht dabey eine sehr auffallende Sitte, deren Unanständigkeit kaum durch die Vorrechte des Herkommens gemildert werden kann. Jeder füllt nicht nur heißhungerig den Magen damit, sondern auch Taschen, Dütgen, Schnupftücher, Hüte, und sendet mit der Beute die Bedienten nach Hause, um sie dort zu verwahren. Jedes Mitglied der Gesellschaft raubt hastig, so viel es kann; dergleichen Leckereyen werden daher in ungebeurer Menge aufgetragen: es geht diese Unart so weit, daß ein nicht sehr begüterter Wirth durch die

bedeutenden Ausgaben, welche sie erfordert, oft sehr belästigt wird.

Nicht mindere Eigenheit ist bey den Lieblingsgesellschaften der Spanier, den sogenannten Tertulien, bemerkbar. Sie sind recht eigentlich zur Belustigung erfunden, und bestehen in den höchsten, wie in den niedrigsten Volksklassen. Bey den Großen zeichnen sie sich durch die höchste Pracht aus. Eine Dame macht die Einladung, alle ihre Freundinnen werden gebeten, mit der Befugniß, daß jede von ihnen ihre Freunde dazu bitte. Sehr oft kennt die Dame vom Hause die meisten Herrn gar nicht, die an dem Feste Theil nehmen. Gewöhnlich sind diese Gesellschaften die allerangenehmsten, Zwang und Steifheit sind verbannt, und die frohe Laune herrscht. Wo der Spanier das Recht zu haben glaubt, sich froh zu äußern, da ist er lebhaft und voll Witz: oft wird aber doch der spanische Witz zu plump. Es wird ein, selten verschwenderisches, Abendbrod gegeben: man ernennet einen König des Festes, der zum Zeichen seiner Würde einen kleinen Stab hält, und Bastonero genannt wird. Musik und Tanz folgen auf das Abendessen: der Bastonero giebt die Tänze an, und sein Amt ist nicht immer angenehm. Dergleichen Feste währen bis tief in die Nacht.

Außer den öffentlichen Schauspielhäusern geben auch die ersten des Reiches Schauspiele auf ihren Privattheatern: man findet bey Großen und Reichen Concerte und Bälle. Maskenbälle sind in Spanien nicht erlaubt: der Johannistag, die Weinlese, und vor allen

das Frohnleichnamfest und die Christnacht gehören in die Reihe der frohesten Ereignisse in Spanien. Alles ist da bey voll Leben und Lust, und an die tiefsten Andachtsbezeigungen schließen sich die rauschendsten Freuden, und die freilichsten Genüsse aller Art an. Die Thürme der Kirchen, die Klöster, die Wirthshäuser sind erleuchtet, und Kunstfeuerwerke beschließen gemeiniglich diese Feste.

Die katholische Religion ist in Spanien die allein geltende: es ist nicht hinreichend, ein Christ zu seyn, um Theilnahme und Unterstützung zu finden: man muß ein römisch-katholischer Christ seyn. Das oben mitgetheilte Gemälde von dem religiösen Charakter der Spanier wird auch von andern Beobachtern noch jetzt bestätigt. Auch sogar sehr viele aus den gebildeteren Ständen trifft der Vorwurf eines geheimen, unverdienten Hasses gegen andre Religionsverwandte, und leichtsinniger Begriffe von der Religion selbst, wodurch sie veranlaßt werden, das Wesen derselben, und das Wesen der Tugend in äußern Schein und Ceremonienprunk zu setzen. Eine Messe an Festtagen unbesucht lassen, an Festtagen Fleisch essen, wird für größere Sünde gehalten, als irgend eine schwere Verletzung der Menschenspflichten; und gar das gemeine Volk, die bey weitem größte Zahl der Einwohner, steckt im tiefsten Dunkel des Aberglaubens, und wird von dem schrecklichsten Fanatismus beherrscht. Siebenzig tausend Mönche bestärken es darin, und wachen sorgfältig darüber, daß diesen mitternächtlichen Schleier das Morgenroth der Aufklärung nicht hin-

wegstreife. In den neuesten Zeiten sind von der Regierung bedeutende Einrichtungen gemacht worden, den Unterricht der Jugend zu verbessern, und der Sittlichkeit aufzuhelfen; die sonst so gefürchtete Inquisition ist jetzt milder streng als sonst, von Scheiterhaufen, wo Keger verbrannt worden, ist nicht die Rede mehr, und der Menschenfreund darf hoffen, auch über Spanien werde die Aufklärung sich bald wohlthätiger verbreiten.

Die spanischen Aerzte stehen nicht im besten Rufe bey den Ausländern; sie sollen viele Krankheiten auf gleiche Art, und meistens zweckwidrig behandeln, und so den ganzen Heilungs-Proceß nach uralten Sätzen betreiben. Auf den Akademien, deren es viele im Lande giebt, werden sie zu Doctoren ernannt. Da noch so wenige Spanier ins Ausland reisen, um ihre Kenntnisse zu erweitern, und die Fortschritte, welche Ausländer in den Wissenschaften machen, bey der Strenge der spanischen Bücherverbote, sich nicht leicht und schnell verbreiten können, so werden sie noch lange die Stufe nicht erreichen, auf welcher Franzosen, Engländer, und Deutsche stehen. Gleiches gilt auch von andern Wissenschaften.

Ansteckende Krankheiten haben schon oft verheerende Spuren in Spanien hinterlassen, und in den neuesten Zeiten hat das gelbe Fieber ganze Städte entvölkert. Häufig werden in Spanien die Verstorbenen in Mönchsklitten gekleidet, sonst aber legt man ihnen das beste Kleid an, das sie im Leben getragen

haben. Man bringt sie fast allgemein in offnem Sarge, mit entblößtem Gesicht zur Erde. Die Leichenbegängnisse sind sehr kostbar: Hundert Kutschen, sagt Langle, fünf bis sechshundert Geistliche oder Mönche, zweytausend Fackeln, dieses ist ein sehr gewöhnliches Leichenbegängniß. Eine königliche Verordnung befehlt die Todten vor den Stadthoren zu begraben, allein sie wird eben so wenig streng gehalten, als viele andre zum allgemeinen Wohl abzweckende Anordnungen. Man täuscht sowohl das Gesetz als auch die Uebertreter dadurch, daß man die Leichname, besonders von Reichen, in der Kirche versenkt, und nachthlicher Weile den Sarg wieder ausgraben und in den gewöhnlichen Begräbnißplatz außerhalb der Stadt bringen läßt. Der König herrscht unumschränkt: er hat über dreyßig Millionen Thaler Einkommen, und unterhält ein stehendes Heer, das die Zahl von hunderttausend Mann übersteigt. Eine starke Flotte von Kriegsschiffen und Fregatten bildet die spanische Seemacht, die jetzt, mit der französischen auf das engste verbunden, an den glücklichen und unglücklichen Ereignissen derselben den redlichsten Antheil nimmt.





Die Haushaltung der Osmanen.

Taf. XV. XVI. 48 — 52.

Die Osmanen, die sich nicht gerne Türken nennen hören, sind tatarischer Abstammung. Von kriegerischen Anführern mit Muth und Kühnheit erfüllt, verbreiteten sie ihre Gewalt über andere Völker von Asien und Afrika, und einer der größten, Muhammed der Zweyte, eroberte im Jahr 1453 sogar Constantinopel, und machte dem morgenländisch - römischen, oder griechischen Kaiserreich ein Ende.

Mit der Skizze der Haushaltung dieses Volkes schließe der dritte Band meines Werks. Ich benütze dabey vorzüglich Murhards Gemälde von Constantinopel, welche Sachkenntniß mit einem sehr angenehmen Vortrage verbinden.

Der Osmane ist stark, groß, sein Nerven- und Muskelbau gigantisch. Sein äußeres Ansehen bezeichnet eine gewisse Würde und Erhabenheit; seine Miene ist ernst; sein Auge sehr lebhaft, funkelnd, durch schöne volle hochgewölbte Augbraunen noch bedeutender; der patriarchalische Bart, den er heilig hält, fließt lang auf die Brust herab; sein ganzer Körper zeigt sich männlich feyerlich, wie zum Herr-

schen geböhren; sein Schritt stößt Ehrfurcht ein. Und
 schön ist die Osmaninn, wenn ihr gleich die weiße,
 mit sanftem Roth gemischte Gesichtsfarbe fehlt, wel-
 che die westlichen Europäerinnen auszeichnet. Mur-
 hard schildert die Osmanian vielleicht mit allzu glühen-
 den, orientalischen Farben, wenn er sagt: der reine
 Ausdruck einer unverkünstelten Natur bezeichnet ihre
 ganze edle Physiognomie, der stille Zauber, der die ganz-
 ze Graziegestalt umfließt, fesselt des Beschauers Blick
 mit Ehrfurcht und mit einer Empfindung ohne Gle-
 ichen. Ihre Stirn ist glatt und breit, frey und edel. Die
 Augen groß, glänzend und lebhaft; doch zugleich ruhig
 und bescheiden. Ein paar Schwarze Augenbraunen, die
 mit den Augenwimpern einen concentrischen Bogen bil-
 den, beschatten die feurigen schwarzen Sterne. Die Nase
 geht, reizend gebogen, in gerader Linie von der Stirn
 herunter, und bildet eine regelmäßige Pyramide. Den
 kleinen frischen Mund umzieht ein süßes Lächeln, er
 gleicht der jungen Rose, die sich eben den Strahlen der
 aufgehenden Frühlingssonne öffnet; die weißen, regeln-
 mäßigen Zähne von gleichem Wuchs stehen gleich ei-
 ner Reihe von Perlen, in Rubin gefaßt. Schwarzes
 Seidenhaar umkränzt das edle Haupt, und fällt in
 langen Locken an dem zierlich gebauten Nacken herab.
 Die Wangen sind glatt und erhaben, und im Halse
 liegt unendlich viel Majestät, indem er hoch und
 glatt sich über die Schultern erhebt. Holde Ver-
 schwämtheit ist in den Mienen, in jeder ihrer Bewe-
 gungen Grazie. — Die reizende Fülle, die über dem

ganzen Körper ausgegossen ist, die zarten Muskeln, Fibern, Nerven und Adern an den Gliedern, die Harmonie aller einzelnen Theile zum schönsten Ganzen, was kann es Reizenderes auf der Welt geben, als ein solches Weib? — Und zu allem nun der silberreine, liebliche, harmonisch-süße Ton der Stimme, der innige und poetische Ausdruck in den Worten! —

Die Osmanische Kleidung ist weit und lang. Je vornehmer der Mann, einen desto größeren Umfang nimmt er ein, desto voller ist sein Gewand, desto prunkender und auffallender sein ganzer Anzug. Dazu werden die grellsten Farben gewählt, und da der Osmane mehrere Gewänder über einander trägt, so nimmt er solche Farben, die recht empfindlich von einander abstechen. Die verschiedenen Kleidungsstücke werden durch Bänder zusammen gehalten, nicht durch Knöpfe, wie bey uns. Der Kopf wird nicht nur bedeckt, sondern verhüllt. Auf dem Scheitel trägt jeder ein rothes Müggen, Fes, ohne Naht; drüber eine breite dunkelrothe oder braune Mütze, um welche man ein, viele Ellen langes, weißes oder grünes, auch wohl bey gemeinen Leuten dunkelrothes, gelbes, oder blaues Stück Zeug windet. Statt daß der Europäer die Kopfhaare stehen läßt, und verzieret, dagegen den Bart scheert, schneidet der Osmane seine Haupthaare, bis auf einen kurzen Schopf auf dem Scheitel, nicht nur ab, sondern schert den ganzen Kopf so rein, wie wir das Kinn scheeren, und läßt dem Barte am Kinn seine volle

Freiheit. Auf diesen wendet er große Sorgfalt; der osmanische Barbier schert ihn unter dem Kinn, und auf den Wangen ab und sucht den Bart am Kinn auf alle mögliche Weise zu verschönern. Der Osmane trägt über den Unterbeinkleidern ein baumwollenes oder seidenes Hemde, an mehreren Orten gestickt: eines kostet bisweilen hundert Piafter, denn die Arbeit daran ist vorzüglich. Sie sind bisweilen so fein, daß ein ganzes Hemde kaum eine Hand ausfüllt. Den Unterleib bedeckt er mit langen Unter- und Oberbeinkleidern, die außerordentlich weit sind. Bey gemeinen Leuten gehen sie nur bis auf die Knie. An die langen Beinkleider werden gelbe lederne Socken angenäht, welche statt der Strümpfe und Schuhe im Hause dienen: sobald sie die schöne lichte Farbe verlieren, werden neue angenäht. Um auszugehen, schlüpft der Osmane damit in Pamputschen. Reiche Osmanen in der Hauptstadt wechseln täglich mit den Socken und Pamputschen, und verwenden jährlich einige tausend Piafter auf ihren Ankauf. Gemeine Leute tragen Pantoffeln mit Hinterquartieren, auch rothe, gelbe und blaue große Stiefel. Ueber das Hemde werden mehrere Gewänder angelegt, unsern Schlafrocken ähnlich: das oberste heißt Kassan, ist von feinen Stoffen, und fliegend. Die Unterkleider hält der Gürtel zusammen, in welchem ein langes Messer in der Scheide steckt. Ueber den Kassan legt der Osmane noch einen kürzern oder längern Pelz. Der Hals bleibt bloß, nur bey rauhem Wetter wird ein buntes Tuch darum gewickelt, welches man bey





dem Eintritt in ein Zimmer sogleich wieder ablegt.

Die Kleidung der Osmanischen Frauen und Mädchen ist der männlichen sehr ähnlich. Das erste Stück sind weite Unterhosen, die auf bloßem Leibe getragen werden, und größtentheils bey den Reichen aus Seidenstoff, mit Gold und Silber durchwirkt, bey andern aus feinen leinen oder baumwollen Zeug bestehen. Ein Paar kostet oft bis sechshundert Piaſter. Ein seidner Gürtel hält sie über den Hüften fest; denn Knöpfe sind nicht daran. Ueber diesen das feinste Hemde, oft von durchsichtigem dem Flor gleichem Keffeltuche. Diese Hemden haben eine lange Schleppe, welche den Vornehmen im Harem von Sclavinnen nachgetragen, beym Ausgehen aber am Gürtel befestigt wird. Kostbarkeiten aller Art sind an diesem Kleidungsstücke verschwendet. Ueber ihm wird ein Westchen getragen, daß der Taille genau anschließt: es ist bey Vornehmen von Damast, und schweren seidnen Stoffen oft reich besetzt. Dann folgt der Kafftan, der bis auf die Füße reicht, lange enge Ärmel hat, und durch einen Gürtel geschlossen wird. Hierauf der Kurdee, länger als der Kafftan, mit ganz kurzen Ärmeln, nur wenig über die Schultern reichend, oft von Goldstoff mit theurem Pelz verbrämt. Der Kopf ist von dem Talpoche bedeckt, einer hohen Mütze von den feinsten, golddurchwirkten Zeugen: sie wird entweder durch ein reich gesticktes Tuch, oder durch einen Kreis von Diamanten festgehalten. Die Haare sind nach Willkühr geziert, fallen in vielen

Böpsen, die mit Perlen oder Band geschmückt sind, hinten herab: immer müssen es recht viele Böpse seyn, und manche Osmanin hat über hundert Böpse. Außer den geheimen Zimmern, wo in des Hauses Innerstem die Frauen wohnen, werden Kopf und Gesicht mit einem undurchsichtigen Schleyer bedeckt, die Füße durch Sandalen und Pamputschen verwahrt, und alle Körperformen und Gewänder durch einen langen, weiten grünen Talar verhüllt, der sogar die Fingerspitzen nicht frey läßt.

Die Wohnungen der Türken sind einfach, und nach den Vermögensumständen des Besizers schlecht oder kostbar errichtet. Die elendesten Lehmhütten stehen in den Städten neben den prächtigsten Pallästen. Die meisten sind nur zwey Stockwerke hoch. Die Anzahl der schlechtern, von der niedrigeren Volksklasse bewohnten, ist die größte. Sie sind aus Holz und Lehm erbaut, und größtentheils mit rother Oelfarbe angestrichen, bessere hingegen von Kalk und Sand, die besten aus Quadersteinen und Marmor zusammengesetzt. Viele haben niedrige Dächer, von mannigfaltiger Form und Gestalt, andre aber platte Zinnen, auf welche man von innen emporsteigen kann, um freye Luft und Aussicht zu genießen. Diese platten Dächer sind mit Blumen und wohlriechenden Stauden besetzt, und gewähren den Besitzern viele Annehmlichkeiten. Bey schönem Wetter sitzen die Osmanen hier oben, und sind bey Tabak und Kaffee, umweht von zarten Lüften, guter Dinge. Gegen Abend kommen die Frauen aus dem Harem

dahin, um an den Erquickungen dieser im Orient so köstlichen Tageszeit Theil zu nehmen. Gallerien laufen oben umher, auch stehen bisweilen noch auf der Binne kleine Häuschen oder Thürmchen, von niedlicher Bauart. Hinter jedem Hause befindet sich ein Garten. Fenster sind nur wenige angebracht: ein Gemach hat nur so viel Oeffnung, als es zur Beleuchtung nothwendig braucht. Auch fehlen selbst bey den vornehmsten Osmanen die Reihen von Zimmern, welche bey uns fast einzig dem Prunk gewidmet sind; Der Osmane hat ein Zimmer, selten noch ein zweytes, um Besuche zu empfangen. Kostbares und mannigfaltiges Hausgeräthe sucht man auch in Osmanischen Wohnungen vergebens: das vorzüglichste Meubel ist der Divan, oder Polster, der an einer oder zwey Wänden des geräumigen Zimmers umherläuft; die beyden übrigen Wände bleiben leer. Diese Polster vertreten die Stelle der Sophas, Stühle, Fauteuils, Canapees, und dienen auch als Bettstellen, denn der Osmane, der den ganzen Tag auf seinem Divan mit untergeschlagenen Beinen sitzt, streckt sich zur Nachtruhe auf demselben aus; ohne sich zu entkleiden. Er macht nur die Kleider lockerer, und nimmt die obersten ab. Schlafzimmer sind ihm überflüssig; er braucht daher schon darum weniger Zimmer, als wir.

Der Osmane zeichnet sich durch eine gewisse feyerliche Gravität aus. Ernst und Festigkeit der Seele zeigen sich in seinem ganzen äußern Benehmen. Seine Reden sind langsam, nachdrucksvoll und bestimmt.

und die schöne Sprache, welche immer aus vollem Munde von ihm geredet wird, giebt seinen Worten einen gewissen heroischen Stempel. Selten bewegt ihn etwas zum Lachen; seine einzige Geberde ist, daß er seinen Bart streicht, dieß ehrwürdige Symbol der Mannheit. Eben so ist auch sein Gang, und sein Ritt, als zöge er im Pomp einher. Seine Gewandtheit und die Stärke seiner Glieder zeigt sich nur in den Kampfspielen und im Kriege: kaum sollte man es für möglich halten, mit welcher Geschwindigkeit er das Schwert schwingt, und den Wurffpieß führt. In allen Handlungen drückt sich dieser den Osmanen natürliche Ernst ab. Schon der geringste Spott, die unbedeutendste Wigeley führt zum Haß, und zur Erbitterung, und entflammt die fürchterlichste Nachsucht, die Monate, Jahre lang auf Gelegenheit zur Befriedigung wartet. Der Beleidiger wird mit einer Kaltblütigkeit niedergestoßen, die nur aus dem Glauben, man handle edel und brav, fließen kann.

Seine Religion ist ihm heilig: wer im mindesten die Achtung gegen sie oder ihren Stifter verlegt, muß entweder sterben, oder ein Muhamedaner werden.

Die Osmanen sind im Ganzen sehr mäßig, besonders im Essen: man kennt fast kein Beyspiel, daß einer seine Gesundheit durch Uebermaß im Genuß der Speisen zerstört, oder durch Gastmähler sein Vermögen zerrüttet hätte. Fast fremd sind ihnen daher die vielen Magenkrankheiten der Abendländer, und sehr viele haben in ihrem ganzen Leben keinen

Arzt nöthig. In Getränken sind sie noch weit mäßiger: Muhameds Glaubenslehre verbietet den Genuß des Weins, und aller starken Getränke, und Uebertretungen geschehen nur heimlich: selbst die Matrosen trinken keinen Braantwein, und nirgends sieht man in Osmanischen Ländern Trunkenbolde auf der Straße taumeln. Sie verschlucken Opium, aber doch nur sehr wenige so viel, daß sie davon betrunken werden: vielleicht sind unter einer Million Menschen, die sich in Constantinopel zusammen drängen, kaum einige hundert wahre Opiumfreunde, die sich diesem Genuß in der Absicht hingeben, um sich zu berauschen. Den Meisten gilt Opium nur als Magenstärkung, und als Mittel erhöhte Lebensthätigkeit in alle Organe zu bringen.

Kaffee wird sehr häufig, und stark, schwarz getrunken; dabey viel Tabak geraucht, aus langen großen Pfeifen. Der Reiche schwelgt zwar, aber nicht sowohl in den Lebensbedürfnissen; seine Ueppigkeit und Verschwendung zeigt sich mehr in einer Menge von Bedienten und Sklaven, in einem ausgezeichneten zahlreichen Harem, in schönen Pferden, Pelzen, Divans, Waffen und Pferdeschmuck: der Mittelstand, und gar der ganz Arme braucht unter den Osmanen so wenig zum Leben, daß der Fremde darüber erstaunt. Der Landbauer bearbeitet von dem herrlichen Boden nicht mehr, als er zur Bestreitung der Nahrung seiner Familie, und der Abgaben nöthig hat; die schönsten Felder bleiben daher unbenutzt. Der Handwerksmann, der Schiffer, u. s. w. — alle

scheinen nur für die Gegenwart zu sorgen, unbekümmert um die Zukunft. An Verbesserung des häuslichen Wohlstandes denkt keiner. Bey dieser Charakteristik liegen Murhards Schilderungen fast wörtlich zum Grunde.

Die Osmanen verachten alle andre Nationen: sie sind sehr unwissend, und vermögen daher nicht die Vorzüge anderer zu schätzen: sie rühmen besonders ihre Tapferkeit, und glauben alle Völker der Erde unterjochen zu können. Gegen Christen zeigen sie großen Stolz: der niedrigste Tagelöhner wird sich nicht entschließen können, Salem Alek! (Friede sey mit dir!) zu einem Christen, selbst, wenn er von ihm den Broderwerb hat, zu sagen. Wollte ihn dagegen der Christ so grüßen, so würde er dieß entweder lächerlich, oder beleidigend finden.

Eigenheiten der Osmanen, in Vergleichung mit unsern Sitten, bemerkt Murhard folgende. Seine Bemerkungen scheinen gründlich und geprüft zu seyn.

Die Osmanen entblößen den Kopf nicht, um einem andern Ehrfurcht zu bezeigen; selbst in ihren Dschamien (großen Tempeln, Moscheen sind nur kleine) und vor dem Sultan bleibt das Haupt bedeckt. — Bey der Mahlzeit spricht der Osmane nichts; die ganze Familie speist aus einer Schüssel, und bedient sich meistens der Finger, um die Speisen in den Mund zu bringen. Kaum eine Viertelstunde dauert bey ihnen eine ganze Mahlzeit. — Um im Pomp Besuche zu machen, fährt der Osmane nicht in der Kutsche: er reitet, mit zahlreichem Gefolge

von Bedienten, die aber keine eigene Livree haben. — Es wird bey freundschaftlichen Besuchen der Osmanen für ein Zeichen des Vertrauens angesehen, wenn der Hausherr den Besuchenden abwechselnd seine eigene Weise zum Tabakrauchen hinbietet, auch trinken alle aus einem Glase. — Die Osmanen dürfen in ihren Zimmern keine Abbildungen von Menschen aufhängen, auch keine Hunde in den Zimmern haben, solche nicht einmal anrühren, nicht einmal die Haustür betreten lassen. Dagegen halten sie eine Menge Kagen. — Es giebt unter den Osmanen keine Haushälterinnen, keine Köchinnen, keine Wäscherinnen. Mannspersonen verrichten alle Hausarbeiten. Es giebt in den Städten keine Theater, keine Concerte, keine Bälle, keine gemischte Gesellschaftszirkel: in den Kaffeehäusern keine Billards und Karten, keine Museen, Bildergalerien, Modellsammlungen, Münzkabinete. Der Mann von Bildung aus Europa, so schließt Murhard seine vergleichende Schilderung der osmanischen Eigenheiten, wird die einfache Natürlichkeit der Morgenländer seinen Mitbürgern wünschen, und die Rohheit und geringe Aufklärung betrauern, die noch unter einer Nation herrscht, welche von der Natur zur höchsten Veredlung bestimmt zu seyn scheinen dürfte, deren der Mensch auf der Erde fähig seyn kann.

Von Jugend auf wird der junge Osmane angewiesen, seine körperlichen Kräfte auszubilden, und zu vermehren: er lernt frühe die Waffen führen, reiten, Lasten tragen, ringen, nach entferntem Ziele wer-

fen; zu diesen Uebungen sind besondere Schulen angeordnet, und besondere Tage bestimmt, wo jeder seine Geschicklichkeiten öffentlich zeigen kann. Zu Pferde sind sie Meister: es giebt viele, sagt Murhard, die im schnellsten Rennen unter dem Leibe ihrer Hengste durchkriechen, und sich wieder mit bewundernswürdiger Gewandtheit in den Sattel schwingen. Andere springen mitten im Gefechte ab, und setzen sich wieder auf, nachdem sie das, was sie mit Vorsatz auf die Erde fallen ließen, wieder emporgehoben, oder ihrem Gegner von einer Seite, wo er es am wenigsten zu erwarten scheint, einen Wurf beygebracht haben. In ihren Schulen lernen sie arabisch lesen, und schreiben, auch wohl in höheren Lehranstalten einige andere Wissenschaften, aber sehr mangelhaft, ohne die entfernteste Mitbenutzung der neuesten Fortschritte, welche der menschliche Geist in Kenntnissen gemacht hat.

Die Heirathen der Osmanen, denen die Gesetze mehrere Frauen zu haben erlauben, sind sehr einfach. Der Bräutigam sieht die Braut nicht; sobald der Vater einwilligt, so wird sie seine Frau; ein großes, reichgekleidetes Gefolge führt sie ihm am Hochzeitstage zu. Voran gehen viele Träger, mit der Aussteuer der Braut; jeder trägt nur ein Stück, es sey auch noch so klein: daher wird bey einer reichen Ausstattung die Anzahl sehr beträchtlich. Unter einem Baldachin geht die Braut in ihren reichsten Kleidern; Schwarze zu Pferd umgeben diesen mit gezogenen Säbeln: nebenher gehen die Musikanten mit

rauschender türkischer Musik. Den Zug, der langsam und feyerlich sich fortbewegt, beschließen mehrere schon bewaffnete Osmanen zu Pferd. Der Bräutigam erkaufte gewöhnlich seine Braut durch eine Summe Geldes von ihrem Vater. Um eine Ehe zu schließen, erfordert es bey den Osmanen nichts, als daß beyde Theile ihre Erklärung bey dem Kadi, oder Richter abgeben, der sie einschreibt. Wenn sich Eheleute trennen, ist eben so wenig eine besondere Erlaubniß dazu nöthig: der Mann muß seiner verstoßenen Frau ein Taggeld zu ihrem Unterhalt so lange geben, bis sie wieder heirathet: es ist ihm verwehrt, sie wieder zu sich zu nehmen, bevor sie nicht ein zweyter Mann geheirathet und wieder verstoßen hat. Daß die Weiber der Osmanen abgesondert von allem Umgang mit Mannspersonen, selbst ihre Verwandte davon nicht ausgeschlossen, im innersten Raume des Hauses, streng bewacht, leben, habe ich schon berührt: ohne Theilnahme am Hauswesen, wodurch die Abendländerinnen ihre Würde bewahrt, verbringen jene ihre Tage unter leichten Bemühungen dem strengen Gebieter zu gefallen mit Puz, tadelndem Spiel, Uebungen in der Musik, im Tanze, auch wohl mit Versuchen im Sticken; im Genuß lieblicher Speisen und Getränke, und in der Unterhaltung mit Freundinnen, denen sie Besuche geben, und von ihnen Besuche annehmen. Auch haben sie fleißig, und lustwandeln in den Gärten, die gewöhnlich ihrem Aufenthalt nahe sind.

Im Genuß der Speisen sind die Osmanen mäßig.

sig: ihre Mittagsmahlzeit besteht vorzüglich in gut gekochtem Reis, der mit fettem Lammfleisch, Hühnern und anderem Geflügel aufgetischt wird. Brod, Butter, Honig, Früchte fehlen nicht: Del, Pfeffer, Safran werden bey der Zubereitung der Speisen gebraucht. Dieß sind Gerichte der Mittellasse, und selbst des ärmern Volkstheils, der freylich, wie dieß überall der Fall ist, nicht viele Auswahl machen kann. Reiche, vornehme Osmanen prunken auch bey ihren Mahlzeiten. Fünffzig, bis hundert Schüsseln besetzen den niedrigen runden Tisch, köstliche Gefäße zieren ihn: in goldnen Pokalen wird Wasser, und Sorbet (ein kühlendes Lieblingsgetränk der Osmanen) von der zahlreichen Dienerschaft kredenzt; aber einfach ist die Zubereitung der Speisen, und niemand verweilt lang an der Tafel. Nach Tisch pflegt jeder der Ruhe und selbst der Ärmste hält, wo möglich sein Mittagsschläfen.

Zu den Vergnügungen der Osmanen gehören die Bäder, welche sie häufig gebrauchen, und wozu überall öffentliche Anstalten vorhanden sind. Murhard kann den hohen Grad von Lust nicht mit Worten schildern, den der Körper in einem türkischen Bade empfindet, und ich widerstehe ungern der Versuchung es zu beschreiben: aber der Raum nöthigt mich, hier abzubrechen. Nichts wird bey diesen Anstalten versäumt, was fähig ist, dem Körper neue Kraft, allen Muskeln neue Reizbarkeit zu verschaffen, und die Phantasie zu erhöhen. Murhard behauptet, er habe sich bey dem Gebrauch der Schweiß-

bäder in Constantinopel wie in eine bessere Welt versetzt gefühlt, und die zartesten Regungen der Seele empfunden.

Nicht minder fleißig besuchen die Osmanen in den Städten die Kaffeehäuser: sie ersetzen bey ihnen den Mangel an Klubs und Ressourcen in Europa. Man trinkt den Kaffee schwarz, und sehr heiß, und raucht Tabak dazu. Es gilt darin keinen Unterschied der Stände, man sitzt, wo man Platz findet, und hat oft an der einen Seite einen reichgekleideten Osman, an der andern einen Mann in zerlumptem Kleide neben sich. Manche bringen mehr Zeit in den Kaffeehäusern als in ihrer Wohnung zu, sitzen von Morgen bis Abend darin, und reden vielleicht den ganzen Tag über nicht ein Wort. Man sollte denken, sie beschäftigten sich desto mehr in ihrem Innern, allein ihr Stilleseyn ist nichts als Liebe zur Ruhe und Bequemlichkeit.

Da und dort ist auch wohl ein Paar zu sehen, welches sich mit dem, bey den Orientalen überhaupt sehr geschätzten, Schachspiel unterhält.

Wenn der kühlere Abend eintritt, so belustigen sich die Osmanen häufig im Freyen. Tänzer und Gaukler, sagt Murhard, von Constantinopel treiben alsdann ihr Spiel: Marionettenspieler öffnen ihre kleinen Buden, Taschenspieler und Guckkastenträger treiben ihr Wesen; man sieht Zauberer, hört Wahrsager, bewundert die Künste der Lustspringer, u. s. w.

Die Osmanen selbst tanzen nicht, aber sie sehen

gerne tanzen: ihre Musik, die bekannte türkische, ist sehr rauschend und lärmvoll.

Da sie Wasser zu ihrem gewöhnlichen Getränke haben, so wird in den osmanischen Staaten sehr auf gute Brunnen geachtet. Man sieht viele an den Landstraßen, wohlgefaßt, mit Dächern versehen, mit Bäumen umpflanzt: ihr Wasser labt den lechzenden Wanderer. Meine Leser sehen auf Taf. XV. 50. einen Brunnen dieser Art, dessen ganze Anordnung einen guten Begriff von den menschenfreundlichen Gesinnungen des Volkes giebt, das ihn errichtet hat.

Der Osmane gehört überhaupt nicht zu den gefühllosen, hartherzigen Menschen: er ist sogar mitleidig und wohlthätig, aber wenn er Beleidigungen rächen, den Durst nach Rache stillen zu müssen glaubt, alsdann ist sein Zorn grenzenlos, und mit starrer Kälte stößt er den Dolch in den Busen seines Gegners. Man findet ehrliche, biedere Menschen unter ihnen. Auch ist es nicht zu leugnen, daß viele ihre verschiedenen Erwerbszweige mit Fleiß und Eifer betreiben. Die osmanischen Mannsfacturisten liefern schöne seidne, goldne und silberne Stoffe, feine Ledersorten, gute Waffen u. d. gl., und ihre Seiden-, Wollen- und Leder-Färbereyen sind allgemein und mit Recht gerühmt.

In Krankheiten finden die Osmanen wenig Trost bey ihren Aerzten, denn diese sind größtentheils sehr unwissend: auch waltet oft die Pest verderblich in einzelnen Theilen des osmanischen Reichs, und ihre Verheerungen werden um so sichtbarer,

da die Osmanen, im Vertrauen auf ein unvermeidliches Verhängniß, nichts thun um solche zu verhüten. Eben dieser Glaube trägt viel dazu bey, ihnen die Bedrückungen ihrer Beherrscher leidlich zu machen. Auch halten sie ihre Regierung, ihre Verfassung, ihre Sitten u. s. w. für das Vortrefflichste, was Menschen gegeben ist, und fühlen nicht die mindeste Begierde nach etwas anderem; sie sind glücklich durch ihre Unwissenheit des Bessern. Ihre Mäßigkeit, sagt Murhard, schützt sie vor einer Menge von Ausschweifungen, denen wir die Europäer sich täglich überlassen sehen, erhält ihren Körper gesund, und verhindert den Ausbruch so vieler Leidenschaften, die unter diesem Himmel weit heftiger zu seyn pflegen, als unter unsern nördlicheren Himmelsstrichen.

Die Osmanen begraben ihre Verstorbenen, und errichten ihnen Denkmale, deren Form die Taf. XVI. 52. zeigt. Sie besuchen die Gräber der Lieben, welche auf einsamen Höhen außerhalb der Städte und Dörfer liegen, oft, halten sie sehr in Ehren, und bepflanzen den innern mit Erde angefüllten Raum mit wohlriechenden Blumen und Stauden.

Inhalt.

Erste Tafel.

	Seite.
Die Tagalen, auf Manila Fig. 1. 2.	1

Zweyte Tafel.

Die spanischen Colonisten in Conception. Fig. 3. 4.	13
---	----

Zweyte Tafel.

Die Haushaltung der Kulies im Lande Tipra. Fig. 8. 9. 10. 35	
--	--

Dritte Tafel.

Die Bewohner der Insel Eschola. Fig. 5. 6. 7.	25
---	----

Dritte Tafel.

Die Haushaltung der Caraißen. Fig. 11. 12. 13.	47
--	----

Vierte Tafel.

Die Haushaltung der Portugiesen. Fig. 16 bis 22.	79
--	----

Vierte, fünfte, sechste Tafel.

Die Haushaltung der Escherlessen. Fig. 23 bis 26.	107
---	-----

Siebente Tafel.

Die Haushaltung der Runduran-Tataren. Fig. 27 bis 31. Seite.
130

Achte Tafel.

Die Haushaltung der Perser. Fig. 32 bis 35. 143

Neunte und zehnte Tafel.

Die Waddahs, auf der Insel Ceylon. Fig. 36. 171

Elfte Tafel.

Die taurischen Gebirgstataren. Fig. 37. 38. 39. 185

Zwölfte Tafel.

Die Neger der Goldküste Fig. 40. 41. 196

Dreizehnte und vierzehnte Tafel.

Die Haushaltung der Spanier. Fig. 42 bis 47. 214

Fünfzehnte und sechzehnte Tafel.

Die Haushaltung der Osmanen. Fig. 48 bis 52. 253

2.
30

33

4

5

6

4

3

